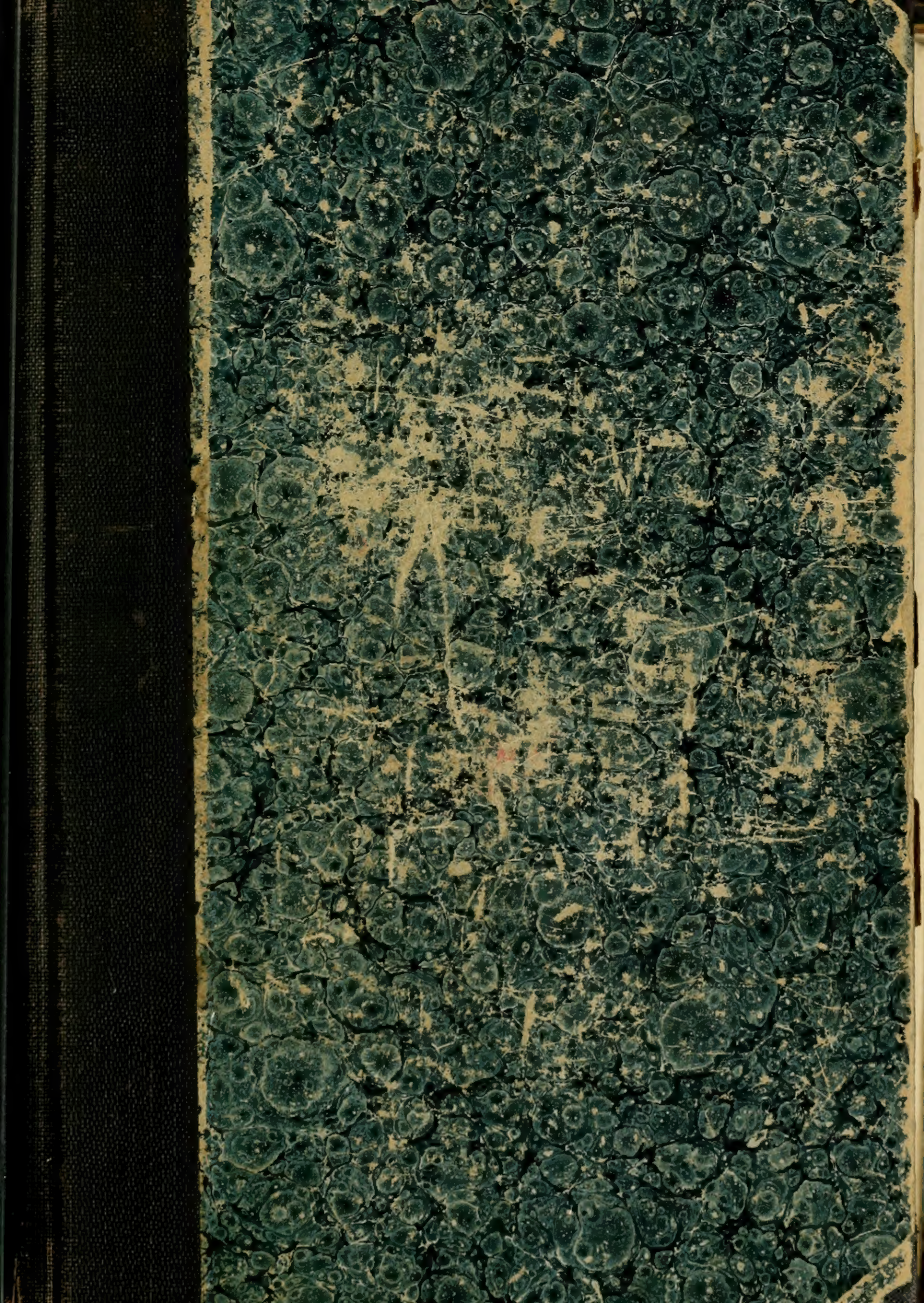
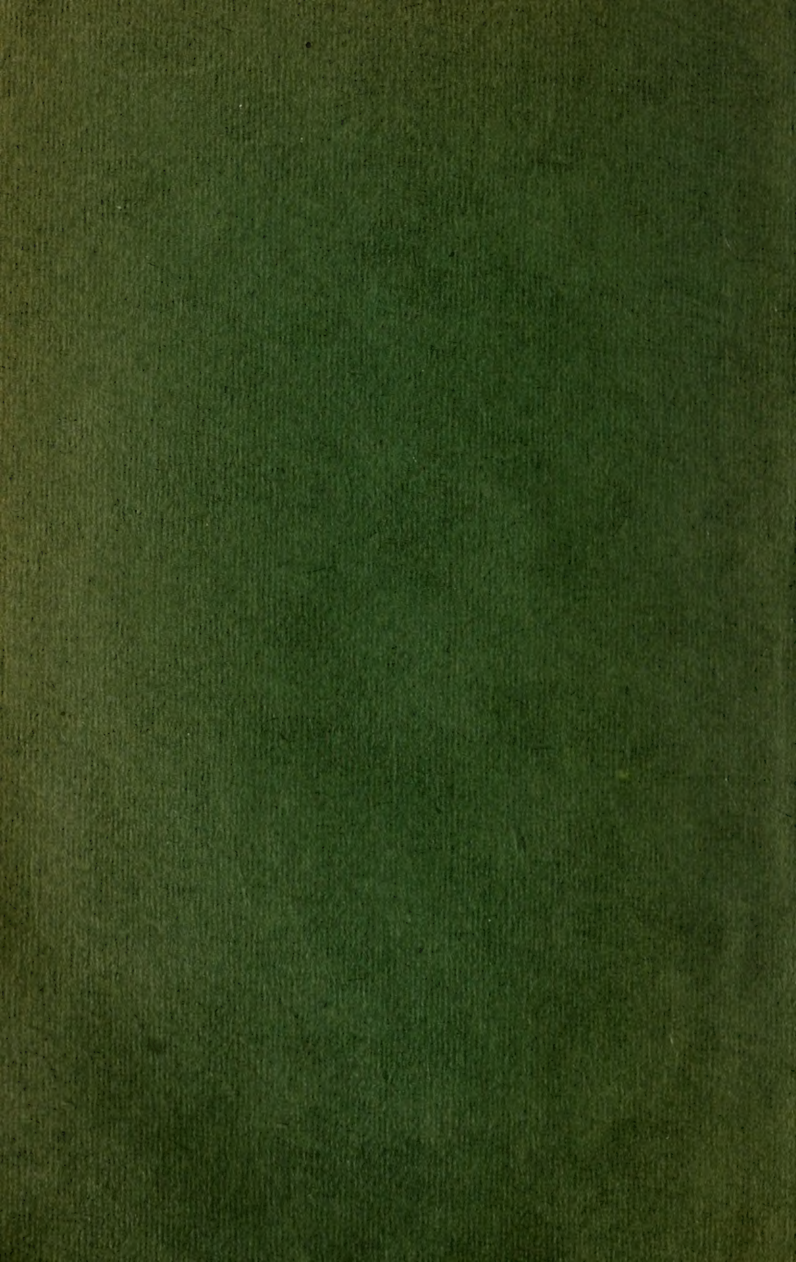










Lebensdokumente vergangener Jahrhunderte



Der Vorkampf

Was dem deutschen Volke die Erinnerung an den Frühling 1848 besonders wert machen sollte, ist die begeisterte Opferwilligkeit für die große Sache, die damals mit seltener Allgemeinheit fast alle Gesellschaftsklassen durchdrang. Das ist eine Stimmung, die, wenn sie auch zuweilen phantastische Übergriffe veranlassen mag, ein Volk in sich achten, deren es sich gewiß nicht schämen soll. Es wird mir warm ums Herz, so oft ich mich in jene Tage zurückversetze. Ich kannte in meiner Umgebung viele redliche Männer, Gelehrte, Studierende, Bürger, Bauern, Arbeiter, mit oder ohne Vermögen, mehr oder minder auf ihre tägliche Arbeit angewiesen, um sich und ihren Angehörigen einen anständigen Lebensunterhalt zu sichern; ihrem Beruf ergeben, nicht allein aus Interesse, sondern auch aus Neigung; aber damals jeden Augenblick bereit, Stellung, Besitz, Aussichten, Leben, alles in die Schanze zu schlagen für die Freiheit des Volks und für die Ehre und Größe des Vaterlandes. Man respektierte den, der bereit war, sich für eine gute und große Idee totschlagen zu lassen. Und wer immer, sei es Individuum oder Volk, Momente solch opferwilliger Begeisterung in seinem Leben gehabt hat, der halte die Erinnerung in Ehren.

Karl Schurz, der Befreier des Dichters Gottfried Kinkel,
später amerikanischer Feldherr und Staatsmann.

1848

Der Vorkampf deutscher Einheit und Freiheit

Erinnerungen Urkunden Berichte Briefe



Herausgegeben von Tim Klein

Verlegt bei Wilhelm Langewiesche-Brandt
Ebenhausen-München und Leipzig 1914

Herr Dr. Arend Buchholtz, der Leiter der Berliner Stadtbibliothek, hat mir die Arbeit an diesem Buche in jeder Weise erleichtert. Ich spreche ihm dafür an dieser Stelle meinen herzlichen Dank aus. Dr. Tim Klein.

Dreiunddreißig Jahre lang hat der „Belagerungszustand deutscher Nation“ gewährt, und kaum eine Epoche deutscher Geschichte ist mit bitteren Erinnerungen so gesättigt wie die Zeit von den Befreiungskriegen bis zum Ausbruch der Revolution im Jahre 1848. Eine blasierte Diplomatie, eine pfiffige und brutale Polizei, ein hier romantisch schwärmender, dort in kalter Eigensucht erstarrter Absolutismus wollte das deutsche Volk von den großen und gefährlichen Taten entwöhnen, mit denen es sein Geschick selber zu erfüllen hat. Der Erfolg dieses heißen Bemühens war die Revolution. Man hat die „deutsche Revolution“ ins Lächerliche gezogen, weil sie im ganzen gutartig verlief und endlich ohne äußeren Erfolg blieb. Dieser Humor ist aber nicht von der befreienden Gattung, soviel des Lächerlichen auch im einzelnen an die Oberfläche sprang. Nur wer die Tragik dieser Bewegung gefühlt hat, darf über den komischen Schatten, den sie gelegentlich wirft, auch lächeln. Die deutsche Revolution des Jahres 1848 ist auch keine von ausländischen Emissären in Szene gesetzte Nachahmung der französischen. Sie ist in ihrer Stärke und in ihrer Schwäche deutsch. Sie war eine Angelegenheit der ganzen Nation. Dafür spricht schon die Existenz des deutschen Nationalparlamentes. Dieses Parlament ist aus der Revolution hervorgegangen, es versammelte die bedeutendsten Männer aus dem ganzen deutschen Volk. Niemand aber hat es noch gewagt, den edeln und großen Gesamtwillen dieser Körperschaft anzutasten. Das deutsche Volk hat keinen Anlaß, an jener Zeit vorüberzuschleichen. Denn dieselben Ziele, welche die einen auf den Sandhaufen und in die Zuchthäuser brachten, führten kaum ein Menschenalter später die anderen in das Pantheon der Nation. Kein einziger von denen,

die damals berufen gewesen wären, den deutschen Staat zu gründen, war dieser Aufgabe gewachsen: kein Fürst, kein Staatsmann. Führerlos wurde das Volk in die furchtbare Krisis gedrängt, in welcher ihm alle Fragen deutscher Geschichte auf dem Gewissen und auf der Haut brannten. Was wunder, wenn es schwankte und irrte! Was es eben erst suchte und erkämpfen mußte, das hätte es, um ans Ziel zu kommen, schon besitzen müssen: politische Erfahrung, erworben in politisch freier Arbeit. Aber gerade diese hatte man ihm hartnäckig vorenthalten. So konnten die Besten nur in selbstlosem Feuer Ehre, Leib und Leben wagen, um den deutschen Staat zu gründen und frei zu machen. Die Geschichte ging andere Wege als unsere Väter. Oder vielmehr: es kam ein großer Führer, der die gesammelte Kraft des größten reindeutschen Staates in den Dienst der Einheitsidee zwang. Aber Bismarck fand diese Idee vor, er fand sie vor in der unlösbaren Verbindung mit dem Gedanken des freien modernen Staatsbürgertums. Mit einem vormärzlichen Volke hätte der Gründer des Reichs sein Werk nicht vollbringen können. Die Revolution hat den Absolutismus gestürzt, sie hat die leitenden politischen Ideen des Jahrhunderts: den nationalen Einheitsstaat und den Verfassungsstaat in den Mittelpunkt des politischen Bewußtseins gerückt. Sie war mehr eine Revolution der Ideen als der Gewalt. Darum konnte auch die Gewalt leicht ihrer Herr werden. Nun kann man zwar mit Bajonetten wohl stechen, aber man kann nicht darauf sitzen. Die beiden Grundideen der Revolution waren denn auch stärker als die physische Gewalt. Sie haben gesiegt, wenn auch der Schatz denen, die ihn heben wollten, vor den Augen in die Tiefe sank. Tim Klein

Nach den Befreiungskriegen

Aus den Befreiungskriegen waren nicht, wie Gentz befürchtete, Freiheitskriege geworden. Auch Hardenbergs großes politisches Programm aus dem Jahre 1807: „Demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung“ — blieb unerfüllt. „Sei hemw'n't bi'n Ollen bliwen laten.“ Den großen Tyrannen waren die Deutschen losgeworden, dafür hatten sie nun all ihre kleinen wieder. Der Deutsche Bund unter Metternichs Leitung war das bequeme Asyl der alten und neuen Souveränitäten, er wurde das willige Polizeiorgan, um „Ruhe und Sicherheit“ in deutschen Landen auf ewig zu „stabilieren“. Und die heilige Allianz gab den Segen. Nicht ohne guten Grund suchten die Machthaber die unruhigen Geister in den akademischen Kreisen. Denn dort brannte am leidenschaftlichsten das Feuer der großen politischen Ideen der Einheit und Freiheit; romantisch deutsch, unbeholfen schwärmend, aber rein und selbstlos, in einigen Köpfen nur zu düsterem Fanatismus entartet. Das Verhängnis schritt schnell vorwärts. Die deutsche Burschenschaft, im Jahre von Waterloo gegründet, galt vor allem als Herd der „Verschwörung“. Das Wartburgfest vom 18. Oktober 1817, mit seinen hochfliegenden Reden und seiner Verbrennungszeremonie, lieferte den ersten willkommenen Vorwand zum Einschreiten. Und als August von Kotzebue unter dem Dolche Karl Sands fiel, da griff die Gewalt erbarmungslos zu. Die „Karlsbader Beschlüsse“, die „Zentraluntersuchungskommission“ ächteten mit der Tat eines einzelnen verirrten Fanatikers zugleich alles Gute und Große, was in der deutschen Jugend und Bildung lebte. Die großen Erzieher Arndt, Jahn, Schleiermacher wurden verfolgt, die Deutschen erhielten an ihrer Stelle den Büttel als Pädagogen. Wirksamer noch als der Kerker erwies sich die Methode, durch Gesinnungsschnüffelei und Demagogenriecherei dem werdenden Geschlecht das Rückgrat zu brechen, indem sie das Fort-

kommen im Leben an die Verleugnung der Gesinnung knüpfte. — Da fuhr im Jahre 1830 der erste Sturm aus Westen über die deutschen Staaten und Stäätchen hin. In Frankreich wurde Karl X., der letzte Bourbon, durch eine Revolution vom Throne gestürzt. Die Bewegung pflanzte sich nach Deutschland fort und erschütterte vor allem diejenigen Staaten, die unter unwürdigen Herrschern litten oder bis dahin ohne Verfassung waren, mit Ausnahme Preußens. Damals begann also schon „jene eigentümliche Art von Zwiegesprächen zwischen Fürst und Volk", die sich Anno 1848 in Zweikämpfe verwandelten. War bisher der Einheitsgedanke im Vordergrund gestanden, so trat jetzt mehr die Verfassungsbewegung hervor. Frankreich erschien als das gelobte Land der Freiheit, die Polen, die sich im Jahre 1831 erhoben hatten und erlegen waren, als Helden und Märtyrer. Überall nahmen in Deutschland Volksfeste überhand, weil die Presse unfrei war. Das „Hambacher Fest", im Mai 1832, reizte den Deutschen Bund zu neuem Wüten gegen jede freiheitliche Bewegung, ja gegen den gesetzlichen Bestand der deutschen Verfassungsstaaten. Eine fast wahnwitzige Erhebung, der Frankfurter Wachensturm vom 3. April 1833, schien jede Gewalttat zu rechtfertigen. Am 3. Januar 1834 fanden in Wien geheime Konferenzen statt, welche die Vergewaltigung der öffentlichen Freiheit vollendeten. — In die Stickluft der Tage schlug zündend die mannhafte Tat der „Göttinger Sieben". Das deutsche Gewissen wurde durch den Verfassungsbruch des englisch-hannöverschen Fürsten wachgerüttelt.

An zwei Fragen aber hing vor allem die deutsche Zukunft. Zuerst an der „deutschen Frage", d. h. an dem Verhältnis Preußens zu Österreich. Die deutsche Einheit konnte nicht zustandekommen, solange die Rivalität dieser beiden Großstaaten im Deutschen Bunde dauerte. Österreichische Erbweisheit aber war es: Preußen um jeden Preis niederzuhalten, wie im Jahre 1848 Felix Schwarzenberg, hierin nur der Erbe Metternichs, prahlte: Il faut avilir la Prusse et après la démolir. „Man muß Preußen erniedrigen

und dann zerstören." Preußen konnte, wenn ein deutscher Bundesstaat an Stelle eines losen Staatenbundes entstand, nur gewinnen, — Österreich, das nur mit seinen deutschen Provinzen dem Bundesstaat beitreten konnte, nur verlieren. Ja, es lief Gefahr, seine eigene Reichseinheit zu zerstören. Hier lag eine Wurzel alles Übels. Die Bemühungen Friedrich Wilhelms IV. und seines politischen Ratgebers Radowitz waren eitel, solange Preußen „Blut und Eisen" scheute. Am preußisch-österreichischen Gegensatz scheiterte auch die Reichsgründung der Revolution. Erst Bismarck hat die „deutsche Frage" gelöst. — Das andere Hindernis der Neugestaltung des deutschen Gesamtstaates lag in Preußen selbst. „Deutschland sucht vergebens nach Garantien für seine konstitutionellen Einrichtungen, solange Preußen ohne Reichsstände ist." Dies Wort Dahlmanns bezeichnet eine der Hauptursachen der Revolution. Die Nichteinlösung des Versprechens einer Repräsentativverfassung in Preußen, diese unbegreifliche Unterlassungssünde, wurde Preußen und Deutschland zum Verhängnis. Die deutschen Verfassungsstaaten standen in dauernder Gefahr, Eingriffe des Bundes unter Preußens und Österreichs Einverständnis zu gewärtigen. Die Opposition in den Kammern wurde dadurch erbittert und erweckte sich in den Ländern radikale Parteigänger. Der konstitutionelle Süden und der absolutistische Norden gerieten so in schroffen Gegensatz. Preußen verlor unermeßlich an Sympathie und Vertrauen. — Die Bureaukratie tat das übrige, die Staatsbürger zu verärgern und in die Opposition zu treiben. „Das aufdringliche Bestreben der Bureaukratie, alle Lebensbeziehungen nach gewissen Normen pedantisch zu überwachen, hat mit am meisten dazu beigetragen, die Kluft zwischen Regierungen und Regierten zu erweitern." (Ludwig Häusser.) — Auch in den geistigen Strömungen des Vormärz ist der Sturz der alten Autoritäten vorbereitet. Die Alleinherrschaft des Hegelschen Systems bricht zusammen. Der linke Flügel der Hegelianer vertritt den politischen und religiösen Radikalismus. David Friedrich Strauß läßt in seinem „Leben Jesu" den historischen Jesus „auf dem kritischen Apparat

verdampfen"; Ludwig Feuerbach richtet seinen Frontangriff gegen die Religion selbst, die er rein anthropologisch und psychologisch aus dem Egoismus herleitet, so daß der Mensch als der Schöpfer der Gottheit erscheint. Kirchenpolitische Streitigkeiten, Abspaltungen wie der Deutschkatholizismus und die freien protestantischen Gemeinden steigern die Erregung der Geister. In der Literatur vollzieht sich die Zersetzung der Romantik. Im „jungen Deutschland" erweist sich, daß den alten Machthabern eine andere Generation gegenübersteht als die schwerblütigen Schwärmer aus der ersten Demagogenverfolgung, die noch den Schatten Armins, des Cheruskers, beschworen hatten. Die tiefe Unzufriedenheit der Epoche äußert sich in echtem und affektiertem Weltschmerz; in dem bis zur Hysterie gesteigerten Schrei nach der „Emanzipation des Fleisches"; in der schneidenden Analyse des Zeitbewußtseins. Unter der Fuchtel der Zensur lernt die Presse ihre Waffen vergiften; ein beziehungsreicher, oft hämischer Stil muß die Wucht der offenen Anklage vertreten, die fast nur noch der alte Streiter Görres mit dunkler Leidenschaft handhabt. Die deutschen Juden stehen mit Heine und Börne, zwei Meistern der politischen Invektive, im Vordertreffen. Der Geist der Kritik griff schonungslos um sich. Der Deutsche gewöhnte sich an Bierbankpolitik und theoretische Quacksalberei und namentlich im Süden an die politischen Schlagworte der französischen Revolution.

Während sich Deutschland dergestalt in verworrenen Verhältnissen abarbeitete, bahnte Preußen eine Einrichtung an, die der endlichen Einigung der Deutschen mächtigen Vorschub leistete: den deutschen Zollverein. Friedrich List, der geniale schwäbische Volkswirt, und Nebenius, der badische Staatsmann, wirkten selbständig für die Propaganda dieser großen wirtschaftspolitischen Wandlung. Die preußischen Staatsmänner Motz, Maaßen, Kühne setzten sie ins Werk.

Der Vormärz sah auch die Entstehung des Eisenbahnwesens in Deutschland. Die Eisenbahnen haben nebst dem Zollverein am meisten dazu beigetragen, Deutschland wirtschaftlich zu einigen. Sie haben aber auch mächtig dahin mit-

gewirkt, das Gefühl der nationalen Einheit zu stärken und den Partikularismus zu schwächen. Am 7. Dezember 1835 fuhr „Deutschlands erste Eisenbahn mit Dampfwagen“ unter Kanonendonner und großem Jubel von Nürnberg nach Fürth. Aber erst Friedrich List war der schöpferische Bahnbrecher für das neue Verkehrsmittel und betrieb die Agitation für den Ausbau dieser „Nationalangelegenheit“ mit seherischer Klarheit. Die Wirkungen der Eisenbahn, dieser „Wechsel, ausgestellt auf Deutschlands Einheit“, waren ungeheuer. „Der unwürdige polizeiliche Druck, der auf dem deutschen Leben lag, konnte weder durch Kammerreden noch durch Zeitungsartikel überwunden werden, sondern nur durch die physische Macht eines aller Überwachung spottenden gewaltigen Verkehrs.“

Noch ist kein Fürst so hochgefürstet,
so auserwählt kein ird'scher Mann,
daß, wenn die Welt nach Freiheit dürstet,
er sie mit Freiheit tränken kann,
daß er allein in seinen Händen
den Reichtum alles Rechtes hält,
um an die Völker auszuspenden,
so viel, so wenig ihm gefällt.

Die Gnade fließet von dem Throne,
das Recht ist ein gemeines Gut,
es liegt in jedem Erdensohne,
es quillt in uns wie Herzensblut;
und wenn sich Männer frei erheben,
und treulich schlagen Hand in Hand,
dann tritt das inn're Recht ins Leben,
und der Vertrag gibt ihm Bestand ...

Ludwig Uhland.

Das Wartburgfest.

Bericht des Naturforschers Oken in der „Isis“ XI und XII, Nr. 195, 1817. Diese Nummer machte solches Aufsehen, daß man sich in der Druckerei zu Jena um sie riß, und als am folgenden Tage die Konfiskation ausgesprochen wurde, zahlte man einen Dukaten

und mehr für das Exemplar. Die Vernichtung der Nummer wurde so vollkommen ausgeführt, daß ein Exemplar zu den größten Seltenheiten gehört. — Lorenz Oken, eigentlich Ockenfuß (1779 bis 1851), 1807 außerordentlicher Professor der Medizin in Jena, 1810 Hofrat, 1812 ordentlicher Professor der Naturwissenschaft, gab seit 1816 die „Isis", ein enzyklopädisches Blatt mit vorwiegend naturgeschichtlichem Inhalt, heraus. In der „Isis" erschienen vielfach Beschwerden, die sonstwo nicht veröffentlicht werden konnten, und die weimarische Regierung drückte ein Auge zu. Oken erregte aber auswärts großen Unmut. Vor die Wahl gestellt, seine Professur oder seine Zeitung aufzugeben, entsagte er der Lehrtätigkeit. Die „Isis" wurde in Weimar verboten, erschien aber in Rudolstadt bis zum Jahr 1848 weiter.

Der Studentenfriede auf der Wartburg. Von L. Oken, 1817.

Am 19. [X.] zogen die auf dem Markt um 9 Uhr versammelten [7—800] Studenten auf die Burg, die Fahne und Musik voraus. Wir mit ihnen. Der Professoren, welchen dieses Fest am Herzen lag, die den Keim eines großen Fruchtbaums darin erblickten, und daher gekommen waren, um an dem Handeln, Benehmen und den Vorgängen zu ersehen, was von dessen Gedeihen zu erwarten sein möchte, waren unser vier, Fries, Kieser, Schweitzer und wir. Man wies uns den Stand den Sprechern gegenüber an. — Als alles zur Ruhe gekommen war, hielt ein Student ungefähr diese Rede: über den Zweck der Zusammenkunft der gebildeten Jünglinge aus allen Kreisen und Volksstämmen des deutschen Vaterlandes, über das verkehrte Leben früher, über den Aufschwung und die erfaßte Idee des deutschen Volkes jetzt, über verfehlte und getäuschte Hoffnungen, über die Bestimmung des Studierenden und die gerechten Erwartungen, welche das Vaterland an sie mache, über die Verwaistheit und gar Verfolgtheit der sich den Wissenschaften widmenden Jugend; endlich wie sie selbst bedacht sein müsse, unter sich Ordnung, Regel und Sitte, kurz Burschenbrauch einzuführen, ernstlich und gemeinschaftlich bedacht sein müsse auf die Mittel und Wege, ihrer Bestimmung mit Würde entgegenzugehen, die Blicke des erwachsenen Volkes, das leider nichts mehr zu erreichen vermag, getröstet und aufmunternd auf sie zu lenken, und ihm einst zu werden,

was es will, daß sie soll. — Die Anwesenden, und wir Männer waren zu Tränen gerührt — aus Scham, daß wir nicht so getan, aus Schmerz, daß wir an solcher Trauer schuld sind, aus Freude über diesen schönen, reinen und klaren Sinn, und unsere Söhne so erzogen zu haben, daß sie einst erringen werden, was wir verscherzten.

Von diesem und jenem wurde noch ein und das andere Ermunternde gesprochen; dann ging man auf den Burghof, bis die Tafeln gedeckt wären. Da bildeten sich hier Gruppen, dort Haufen, die gingen, jene standen ...

In einer der Gruppen wurde ungefähr solchergestalt gesprochen: Liebe Freunde! Diesen Augenblick der Rührung und Stimmung müßt ihr nicht verrauchen lassen. Er kommt nie wieder. Jetzt werdet ihr einig oder niemals! ... Drum, in die Tasche müßt ihr den Burschen etwas geben. Nur wenige Gesetze; aber mit Worten ausgesprochen, daß alle Studenten eins sind, daß sie alle zu einer einzigen Landsmannschaft gehören, der deutschen, daß sie alle einerlei Vorschriften und Gebräuche befolgen ...

Der Studierte, sei er her, wo er wolle, kann sein Geschäft und seine Anstellung in Österreich, Preußen, Bayern, Hannover, Sachsen, in Schwaben, Franken, Thüringen, Hessen, Mecklenburg, Holstein, am Rhein und in der Schweiz finden. Er spricht nicht mehr die Sprache seines Dorfs, seiner Stadt; er versteht nicht dieses oder jenes Handwerk, was an eine bestimmte Werkstätte oder an die Scholle fesselte; er ist ein universaler Mensch! Eine Schande ist es, durch Studieren es nicht weiter gebracht zu haben, als ein Thüringer, ein Hesse, ein Franke, ein Schwabe, ein Rheinländer geblieben zu sein. — Ist der Studierte seinem Wesen nach also kein Provinzialist, so ist es unnatürlich, es durch eine künstliche Einrichtung erzwingen zu wollen ... Ihr sollt nur, auch durch eure Einrichtung das werden, was ihr alle als Studenten seid, Universale. — Die Universalität erstreckt sich aber nicht auf die ganze Welt. Ihr ... könnt und wollt (und das deutsche Volk will samt seinen Fürsten), nichts anderes werden. als gebildete Deutsche, die sich alle gleich sind, und deren

Geschäft überall frei ist. Eben deshalb müßt ihr euch keine Namen geben, welche dieser Universalität widersprechen. Euer Name sei, was ihr allein und ausschließlich seid, nämlich Studentenschaft oder Burschenschaft. Dazu gehört ihr alle, und niemand anders. Hütet euch aber, ein Abzeichen zu tragen, und so zur Partei herabzusinken, das bewiese, daß ihr nicht wißt, daß der Stand der Gebildeten in sich den ganzen Staat wiederholt, und also sein Wesen zerstört durch Zersplitterung in Parteien. Auch bewahret euch vor dem Wahn, als wäret ihr es, auf denen Deutschlands Sein und Dauer und Ehre beruhte. Deutschland ruht nur auf sich selbst, auf dem Ganzen ... Euere Bestimmung ist zwar, einst als Teile des Kopfs zu wirken; aber der Kopf ist ohnmächtig, wenn die Glieder und Eingeweide den Dienst versagen. Ihr aber seid jetzt Jugend, der kein anderes Geschäft zukommt, als sich so einzurichten, daß sie gedeihlich wachse, sich bilde, sich nicht durch eitle Gebräuche aufreibe, daß sie also sich zu diesem Zwecke verbinde, und sich um anderes nicht anders kümmere, als insofern man das Ziel scharf ins Auge faßt, nach dem man laufen soll. Ihr habt nicht zu bereden, was im Staat geschehen oder nicht soll; nur das geziemt euch zu überlegen, wie ihr einst im Staate handeln sollt, und wie ihr euch dazu würdig vorbereitet ... Das überlegt! Geht nicht auseinander, wie ihr gekommen seid! Einige Grundgesetze macht, und gebt sie jedem mit nach Hause. Ein geschriebenes Wort hat Wunderkraft! ... Auf Wiedersehen, doch nicht vor drei Jahren! —

Darauf wurde zum Essen geblasen. Es war ein fröhliches. Der Wein stärkte das Gefühl und den guten Vorsatz, der aus jedem Gesicht leuchtete. Es wurden Gesundheiten ausgebracht, die uns aber nicht im Geiste des Festes geschienen; daher behielten wir die unserigen im Herzen.

Nach Tische, es mochte 3 Uhr sein, ging der Zug den Berg hinunter, und mit dem Landsturm freundschaftlich und gleichen Ranges in die Stadtkirche, wo die Predigt allgemeine Wirkung hervorbrachte. Darauf wurden Turnübungen auf dem Markte angestellt — und darauf wurde es dunkel. — So ist jede Minute in löblicher Tätigkeit zugebracht worden.

Nach 7 Uhr zogen die Studenten, jeder mit einer Fackel, also deren etwa an 600 auf den Berg zu den Siegesfeuern, wo der Landsturm schon versammelt war. Oben wurden Lieder gesungen und wieder eine Rede von einem Studenten gehalten.

Darauf wurde Feuergericht gehalten über folgende Stücke, die zuerst an einer Mistgabel hoch in die Höhe gehalten dem versammelten Volke gezeigt, und dann unter Verwünschungen in die Flamme geworfen wurden. Es waren aber die Abgebrannten [durch Vignetten dargestellt] diese: ein Haarbeutel, ein Gardeschnürleib, ein Korporalstock ...

Nach 12 Uhr begab man sich zur Ruhe.

Des anderen Tages versammelten sich vormittags die Studenten wieder auf der Wartburg, wobei vieles zur Sprache gekommen, was den künftigen Studentenbrauch, besonders die Einschränkung der Zweikämpfe betrifft. Die durch Landsmannschaften feindlich zerrissenen Studenten aus Gießen werfen sich in die Arme, und söhnen sich aus. So hat ein heiliger, aber freier Augenblick, wo nur die Stimme der Jünglinge galt und riet, getan, was nicht der Darmstädter Hof mit allen seinen Soldaten, was nicht der gesamte Senat, in Perückengesetze gesteckt, hervorzubringen imstande gewesen; ja vielmehr, was den Haß heftiger angefacht. Wissen Höfe und Senate die Studenten nicht zu behandeln, so tut es wahrlich not, daß sie in der Verschüchterung (es gibt ein nachdrücklicheres Wort: Vergelsterung) sich selber zu behandeln suchen. Die verkehrteste Hilfe ist überall der Zwang, und Soldatenregiment will nirgends mehr ertragen werden. Darnach reisten viele ab; viele aber gingen zum Abendmahl. So haben Deutschlands Studenten das Fest auf der Wartburg begangen!

Viele, die über Deutschland Rat halten, und mehr noch, die Unrat halten, könnten die Versammlung auf der Wartburg zum Muster nehmen.

Auf Jahns Anregung hatte man beschlossen, nach den oben genannten Symbolen der Reaktion eine Anzahl Schriften von Feinden der guten Sache zu verbrennen. Diese burschikose Nach-

ahmung von Luthers Tat erregte ganz besonders das Entsetzen Metternichs gegen den „Geist des Jakobinismus", wider den es höchste Zeit sei, zu „wüten". Goethe wünschte besorgt, daß man ja „seinen lieben jungen Brauseköpfen" nichts täte. Der Großherzog Karl August ließ denn auch die Studenten unbehelligt. Unter den verbrannten Schriften befanden sich: Kotzebue, Geschichte des Deutschen Reiches; K. L. v. Hallers absolutistisches Werk: Restauration der Staatswissenschaft; K. A. v. Kamptz, Kodex der Gensdarmerie; Schmalzens Denunziation des Tugendbundes; Saul Ascher, Germanomanie; Zacharias Werners Lutherdrama „Weihe der Kraft"; der Code Napoléon u. a. Mit einem Pereat auf die „Schmalzgesellen" endete das Autodafé.

Die Kabinettsordre vom 22. Mai 1815

über die Repräsentation des preußischen Volkes.

1) Es soll eine Repräsentation des Volkes gebildet werden....

3) Aus den Provinzialständen wird die Versammlung der Landesrepräsentation gewählt, die in Berlin ihren Sitz haben soll.

4) Die Wirksamkeit der Landesrepräsentanten erstreckt sich auf die Beratung über alle Gegenstände der Gesetzgebung, welche die persönlichen und Eigentumsrechte mit Einschluß der Besteuerung betreffen.

5) Es ist ohne Zeitverlust eine Kommission in Berlin niederzusetzen, die aus einsichtsvollen Staatsbeamten und Eingesessenen der Provinzen bestehen soll....

7) Sie soll am 1. September d. J. [1815] zusammentreten.

Urkundlich unter Unserer höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Königl. Insiegel. So geschehn Wien, den 22. Mai 1815. Friedrich Wilhelm.

C. Fürst von Hardenberg.

Kabinettsschreiben Friedrich Wilhelms III. vom 21. März 1818.

Im August 1817 hatte die Rheinprovinz durch den Mund des Bürgermeisters von Trier, am 11. September 1817 die Stadt Köln, am 18. Oktober 1817 die Stadt Koblenz, im Februar 1818 der Bürger- und Bauernstand der Grafschaft Mark, am 29. April 1818

der Stadtrat von Cleve in Ansprachen und Bittschriften an den König die Verfassung erbeten. Der König erließ gegen diese Vorstellungen die folgende Kabinettsordre:

Weder in dem Edikte vom 22. Mai 1815 noch in dem Artikel 13 der Bundesakte ist eine Zeit bestimmt, wenn die landständische Verfassung eintreten soll. Nicht jede Zeit ist die rechte, eine Veränderung in der Staatsverfassung einzuführen. Wer den Landesherrn, der diese Zusicherungen aus ganz freier Entschließung gab, daran erinnert, zweifelt frevelntlich an der Unverbrüchlichkeit seiner Zusage und greift seinem Urteile über die rechte Zeit der Einführung dieser Verfassung vor ... Das Auffordern zu supplizieren kann aber nicht gestattet werden, und ein solches Auffordern liegt augenscheinlich darin, wenn eine Bittschrift im Lande umhergeschickt und angefragt wird, wer von der Einwohnerschaft unterzeichnen will. Jene Vorstellung kann also nur Mein gerechtes Mißfallen erregen. Ich werde bestimmen, wenn die Zusage einer landständischen Verfassung in Erfüllung gehen soll und Mich durch unzeitige Vorstellungen im richtigen Fortschreiten zu diesem Ziele nicht übereilen lassen. Der Untertanen Pflicht ist es, im Vertrauen auf Meine freie Entschließung, die jene Zusicherung gab, und den betreffenden Artikel der Bundesakte veranlaßte, den Zeitpunkt abzuwarten, den Ich, von der Übersicht des Ganzen geleitet, zu ihrer Erfüllung geeignet finden werde.

Friedrich Gentz an Adam Müller.

München, 15. Dezember 1818.

So wie jetzt kann es doch nicht bleiben. Fürs erste muß das Turnen wieder aus der Welt; dies sehe ich wie eine Art von Eiterbeule an, die geradezu weggeschafft werden muß, ehe man zur gründlichen Kur schreitet.

Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Müller 1800—1829.

Zum Fall Arndt.

Im Jahr 1817 war Arndt Professor in Bonn geworden. Nach Kotzebues Ermordung wurde er wegen demagogischer Umtriebe in Untersuchung gezogen. Sein Briefwechsel wurde beschlagnahmt und ohne Scham gegen ihn und die Briefschreiber ausgebeutet. Auch

Schleiermacher geriet in Untersuchung, die sich besonders des folgenden Briefes gegen ihn bediente. Arndt wurde am 10. November 1820 vom Amte suspendiert. Schleiermacher kam mit einem blauen Auge davon.

Schleiermacher an Arndt.

Berlin, 27. Januar 1819.

Es tut mir sehr leid, lieber Bruder, daß ich Dir nicht gleich wieder geschrieben, um Dir anzukündigen, daß Dir doch noch etwas Unangenehmes bevorstände, nämlich eine große allerhöchste Nase. Nun fürchte ich, Du hast die schöne Bescherung schon unvorbereitet erhalten, da wir auch schon heute abend ein allgemein drohendes und warnendes Ministerialreskript haben verlesen bekommen, welches gewiß seiner ganzen Fassung nach auf derselben Kabinettsordre beruht. Gern hätte ich es Dir vorher verkündet, da Du in den strengeren Staatsdienstverhältnissen doch gewissermaßen noch ein Neuling bist. Nun begrüße ich Dich aber hintennach auf das freundlichste als meinen Spezialkollegen im Besitz der großen Nase. Denn Du weißt doch wohl, daß auch ich im Jahre 1813 von wegen eines Artikels im Preußischen Korrespondenten eine solche bekam, die sich mit der Deinigen auf jeden Fall messen kann. Denn es war, sobald ich mich unterstehen würde, mich noch einmal in politische Dinge zu mischen (NB. als Zeitungsredakteur), von unfehlbarer Kassation von allen meinen Ämtern die Rede ... Ich habe aber alles sehr lustig abgeschüttelt und halte mir die Sache nur noch als einen Schinken im Salz. Hoffentlich, lieber Bruder, wirst Du es ebenso machen, und wenn Du noch eine zweite Nase bekommst, wie ich bald darauf noch eine staatskanzlerische bekam wegen eines Zensurstreites mit Le Coq, auch die ebenso deponieren. Ich denke, aller guten Dinge sind drei, aber bis zur dritten habe ich es trotz aller angewandten Mühe noch nicht bringen können. Dir wird nun gewiß Altenstein [Kultusminister] die Pille doch etwas anständiger versilbern, als mir Schuckmann [Polizeiminister] tat, der mit seiner ganzen Bärenhaftigkeit mündlich auftatzte, aber so im Gespräch von mir gekirrt wurde, daß er hernach ordentlich mit dem Maulkorb

herumging. Es gibt wohl keine ärgere Erbärmlichkeit für einen König, als solche Schnippchen in der Tasche zu schlagen, und darum kann man sie ihm ja wohl gönnen. Der gute Mann hat sich so wieder vor einigen Tagen sehr prostituiert. Da hat am Krönungsfest der Eylert [evang. Bischof, Staatsrat im Kultusministerium] ein erbärmliches Geschwätze in der Domkirche von der Kanzel gemacht über den schrecklichen Zeitgeist, wie alle Kräfte über die Ufer getreten wären, wie überall Freiheit und Gleichheit gefordert würde, aller Respekt vor den höheren Ständen verschwunden wäre, und wie sich nun die Ritter alle verbinden sollten, dem Unwesen ein Ende zu machen. So daß sich auch die Ritter alle vornahmen, wenn Montag die Revolution ausbreche, wollten sie sie tüchtig auf die Finger klopfen, wollte sie aber auch Dienstag noch nicht kommen, so wollten sie sie abends mit der Laterne suchen. Da ist der gute Mann [der König] nachher auf der Cour herumgegangen und hat ausgerufen: „Schöne Rede gehört, sehr zweckmäßig, kann sich mancher ins Gewissen greifen!" — Doch was soll man über den albernen Schnack noch ein Wort verlieren! . .

Manche Leute hatten geträumt, es sollten allerlei konstitutionelle Präliminarpunkte am 18. oder 24. bekannt gemacht werden; allein es hat sich alles auf die kleinen Ministerialveränderungen beschränkt, die nur bedeutend werden können, wenn [Wilhelm von] Humboldt seine Sache mit einem außerordentlichen Ernst treibt, den ich ihm doch eigentlich nicht zutraue. Max Lenz, Geschichte der Universität Berlin IV.

Die Ermordung Kotzebues durch Karl Sand am 23. März 1819.

K. L. Sand an die Burschenschaft in Jena.

Unter Sands Papieren gefunden. Nicht abgeschickt. Sand erklärte vor Gericht, daß er dieses Schreiben in sein Zimmer zu Jena, welches er unaufgeräumt verlassen, gelegt habe. Die Hausleute, in deren Händen die Schlüssel gewesen, oder Freunde, die Bücher zu suchen gekommen sein möchten, würden, so dachte Sand, das Schreiben gefunden und zum Schrecken der Burschen, die nichts wußten, an den Vorsteher der Burschenschaft gebracht haben. Vielmehr aber erhielt es der akademische Senat nebst einem Schreiben Sands

„An die Brüder deutschen Sinnes" in einem Umschlag von blauem Papier mit Sands Petschaft gesiegelt, unter der Überschrift „Briefe zu besorgen", aus Sands Schreibpult. Sand stand unter dem Einfluß des „unbedingten", „haarscharfen" Dozenten Karl Follen.

Jena, anfangs März 1819.

Da es unserer vielgeliebten Burschenschaft leicht mißliche Händel verursachen könnte; da ich wohl auch wissen kann, daß mehrere unter uns Anstoß an mir nehmen möchten, wenn ich fürs Vaterland auf dem Rabenstein sterben sollte: so möchte ich ihrem allenfalsigen Antrage zuvorkommen und begehre noch vor meinem Abgange [aus Jena], aus der Burschenschaft entlassen zu werden. Besoldete Spürhunde unter uns dahier, die unsere geringfügigen Studentenhändel, wie nicht anders zu vermuten ist, nach Weimar, Wien, Petersburg und wer weiß wohin noch berichten, mögen auch dieses sogleich anzeigen, daß ich Volksrache üben werde an dem Verräter Kotzebue! — Mit den wenigen unter uns, seiner Art, will ich also nichts zu tun haben; ich möchte sie aufspüren und öffentlich anklagen können. Aber um so mehr stehe ich in der innigsten Liebe bis in den Tod zu allen denen, die es treu meinen mit dem lieben deutschen Vaterland. Carl Sand vom Fichtelgebirge.

Sands eigener Bericht.

Der Treppe gegenüber [im Hause Kotzebues zu Mannheim] ist der Eingang zum Wohnzimmer, wo die Tat erfolgte. Von diesem führt eine Türe links zum Kinderzimmer, an welches der Salon stößt, wo, wie gewöhnlich, die Familie Kotzebues auch jetzt versammelt war. Sand erzählt [nach dem Protokoll]: „Der Bediente brachte einige Minuten im Zimmer mit Hin- und Herlaufen oder Reden zu; dann rief er mich herein, blieb aber noch unter der Türe stehen und sprach leise nach dem Innern des Zimmers. Endlich ward ich hineingelassen, und Kotzebue kam aus der Tür links herein. Ich sah ihn bei der halboffenen Türe hereintreten und, als die Türe ganz aufgemacht ward, gehen. Ich kam etwa sechs Schritte vorwärts in das Zimmer und grüßte Kotzebue, der etwas näher zur

Türe trat. Dann wendete ich mich gegen ihn auf die Seite des Eingangs herum. Das Schrecklichste war mir, daß ich mich verstellen mußte. Ich sagte ihm, daß ich auf meiner Durchreise ihn besuchen wolle. Nach einigem Hin- und Herreden sprach ich: „— ich rühme mich" — indessen zog ich den Dolch und fuhr fort „— Ihrer gar nicht. Hier, Du Verräter des Vaterlands" und mit dem letzten Rufe stieß ich ihn nieder. Heinrichs aus Mietau nannte ich mich, weil ich nicht glaubte, daß Kotzebue mich vorlassen würde, wenn ich mich für einen geborenen Deutschen ausgäbe. Eher könnte dies unter dem Namen eines Kurländers geschehen. Und wirklich fragte mich auch Kotzebue: „Sind Sie aus Mietau?" — Wie viele Stöße ich ihm gegeben, kann ich nicht mehr sagen, ebensowenig, welcher Stoß der erste war; es war geschwind geschehen. Ich zog den Dolch aus dem linken Rockärmel, wo ich ihn in einer Scheide verwahrt hatte, und versetzte ihm einige Stiche in die linke Seite. Kotzebue hat während des Angriffs gar nicht gesprochen, sondern nur ein bloßes Gewimmer hervorgebracht, selbst da, als er schon sah, daß ich mit aufgehobenem Arme auf ihn loskam. Er hielt nur die Hände vor und fiel gleich am Eingange des Zimmers linker Hand zusammen, etwa drei Schritte von demselben. Daß ich ihn im Gesicht verwundet haben sollte, weiß ich nicht. Wahrscheinlich mag es geschehen sein, weil er die Hände und Arme vorhielt und damit herumfuhr. Ich hielt den Dolch so, daß die Schärfe oberhalb des Daumens und der Faust gewesen. Ich habe gerade ausgestoßen, weder von unten noch von oben. Kotzebue fiel zum Sitzen zusammen, dann sah ich ihm noch einmal in die Augen, um zu sehen, wie es mit ihm stehe. Ich wollte wissen, was mein Angriff für Folgen gehabt habe, und ihm überhaupt noch einmal ins Gesicht sehen. Ich glaube, er hat noch mit den Augenwimpern immer gezwinkert, so, daß man bald das Weiße der Augen, bald nichts sah. Daraus schloß ich, er sei noch nicht tot, wollte aber doch weiter nichts dazu tun, weil ich glaubte, genug getan zu haben. — Beim Herumdrehen, nachdem Kotzebue zusammengefallen, bemerkte ich

ein kleines Kind, welches während der Tat zur Türe links vom Eingange hereinsprang. Sein Schreien hat mich, in der Stimmung von so gemischten Gefühlen, dazu bewogen, ihm gleichsam zum Ersatze mir einen Stoß mit dem kleinen Schwerte zu geben. Der Stoß ging auf die linke Brust, er drang einige Zoll tief ein, ich zog den Stahl wieder heraus. Die Wirkung war augenblicklicher Blutverlust, beim Hinausgehen und Hinabsteigen der Treppe spürte ich den Schmerz und den Bluterguß empfindlicher." — Sand ging ohne Aufenthalt die Treppe hinab. Zwar begegneten ihm bei seinem Austritte aus dem Zimmer die Köchin und die Stubenmagd, welche aber, da er, wie er sich ausdrückt, das kleine Schwert in Fechterlage haltend einherschritt, keineswegs ihn aufzuhalten versuchten. Doch folgten sie dem Unbekannten die Treppe hinab und riefen um Hilfe. Sand, ungehindert bis an die Haustüre gekommen, fand dort schon mehrere Personen, welche auf das Geschrei zusammengelaufen waren. Inzwischen hatten einige der Frauenzimmer, welche bei Frau von Kotzebue zum Besuche waren, aus dem Fenster um Hilfe, und daß man den Mörder festhalte, gerufen. Hierauf soll der auf der Straße stehende Fremde zu ihnen hinaufgesehen und gerufen haben: „ja, ich habe es getan; so müssen alle Verräter sterben!" — Nun rief Sand dem zusammengelaufenen Volke mit lauter Stimme zu: „hoch lebe mein deutsches Vaterland, und im deutschen Volke alle, die den Zustand der reinen Menschheit zu fördern streben." Sand kniete nieder, sagte halblaut die Worte: „ich danke dir, Gott, für diesen Sieg", betete, setzte mit beiden Händen das kleine Schwert an seine linke Brust und stieß es langsam in gerader Richtung hinein, bis es fest saß. Dann ließ er die Hände los und fiel vorwärts zusammen auf die rechte Seite. So beschreibt er den Vorgang; daß er, auf ein Knie sich niederlassend, vor dem Stoße die Worte gerufen: „ich danke dir, Gott!" bezeugen Nachbarn, welche hinzukamen, ehe noch Sand sich den zweiten Stoß gegeben hatte... Herbeieilende fanden Sand in seinem Blute liegend, den Dolch in seiner Brust in die Höhe stehend. Ein gegenüberwohnender

Schustergeselle zog ihn heraus und warf ihn auf die Straße. Eine hinzugelaufene Hebamme riß ihm die Weste auf, rief nach Essig, der aus dem Kotzebueschen Hause gereicht ward, und wusch seine Wunde, worauf das starke Bluten nachließ. Als auch das Gesicht mit Essig gewaschen ward, drehte Sand den Kopf um, seufzte und gab einige weitere Lebenszeichen. Unterdessen war Wache und Polizei herbeigeeilt; Sand ward unter Bedeckung auf einer Tragbahre in das allgemeine Krankenhaus gebracht. Acten-Auszüge aus dem Untersuchungs-Proceß.

Am 20. Mai 1820, am Sonnabend vor Pfingsten, wurde Sand auf einer Wiese vor dem Heidelberger Tor enthauptet. Die Zuschauer drängten nach der Hinrichtung an das Schaffot und tauchten Tücher in Sands Blut; der Richtstuhl wurde, wie man erzählt, zerschlagen und die Stücke verteilt. Oft wurde das Grab Sands mit Blumen bestreut, das Volk nannte die Richtstätte „Sands Himmelfahrtswiese". Für die Zeitstimmung ist es charakteristisch, daß ein sentimentaler Götzendienst sich an Sand hängte. Ein damals berühmter Landschaftsmaler machte Wiesenlandschaften mit zerstörten gotischen Domen, vor deren letztem Altar ein Jüngling mit langem Haar und im deutschen Rock seinen Dolch niederlegt. Ein anderer Künstler hatte aus schwarzem Marmor und Alabaster ein Epitaphium zu Sands Ehren gemeißelt. Gedichte und Balladen fehlten nicht. Varnhagen von Ense schrieb dies Epigramm:

Grausam häufet ein höhnend Geschick hier Schrecken des Wahnes;
Dich Unglücklichen trieb falscher Gestirne Beruf!
Irr und bejammernswert hat alles hier sich gestaltet,
Tat, Zweck, Mittel, Erfolg, fremdes und eigenes Los. —

„Die Folgen von Sands Tat sind unabsehbar und ungeheuer," schrieb damals schwärmend ein Student, „und der Weltgeist, der im ewigen Fortschreiten begriffen ist, wird sie zum Guten wenden." Es kam anders. Die Folgen dieser Tat legten sich lähmend auf die Universitäten, auf die Presse, auf den Nationalsinn und die Begeisterung der deutschen Jugend.

Friedrich Gentz an Adam Müller.

Gentz entdeckt auf seine alten Tage die einzige und wahre Quelle aller Übel im — Protestantismus.

Wien, 19. April 1819.

Der Protestantismus ist die erste, wahre und einzige Quelle aller ungeheuren Übel, unter welchen wir heute erliegen. Wäre er bloß räsonnierend geblieben, so hätte man ihn,

da das Element desselben einmal tief in der menschlichen Natur steckt, dulden müssen und können. Indem sich aber die Regierungen bequemten, den Protestantismus als eine erlaubte religiöse Form, als eine Gestalt des Christentums, als ein Menschenrecht anzuerkennen, mit ihm zu kapitulieren, ihm seine Stelle im Staat neben der eigentlichen wahren Kirche, wohl gar auf den Trümmern derselben, anzuweisen, war sofort die religiöse, moralische und politische Weltordnung aufgelöst. Was wir erlebt haben, war nur eine notwendige Folge und die natürliche Entwicklung jenes ersten unermeßlichen Frevels. Die ganze französische Revolution und die noch schlimmere, die Deutschland bevorsteht, sind aus der nämlichen Quelle geflossen. Briefwechsel zwischen Gentz und Müller.

Deutschland und die Revolution.

Joseph Goerres schreibt in seinem Buche: „Teutschland und die Revolution":

Nach vier Jahren eines heftigen Parteikampfes, eines unsinnigen Widerstandes gegen die Ansprüche der Zeit und teilweiser Einräumungen von der einen Seite, und mancherlei Übertreibungen von der andern, ist es endlich dahin gediehen, daß eine allgemeine Gärung aller Gemüter durch ganz Teutschland sich bemeistert, und eine Stimmung eingetreten, wie sie wohl großen Katastrophen in der Geschichte voranzugehen pflegt. Was den tätigsten, ränkevollsten und verschmitztesten demagogischen Umtrieben für sich von unten herauf nimmer gelungen wäre, das friedliche, ruheliebende, nüchterne und gemäßigte teutsche Volk in allen seinen Elementen und Tiefen aufzuregen und zu erbittern, das haben die, so von oben die Sache bei dem langen Arme des Hebels angegriffen, durch behendes Entgegenkommen glücklich zustande gebracht ... Indem sie jedesmal, wenn die aufgeregten Leidenschaften sich einigermaßen beruhigen wollten, zu schicklicher Zeit für einen neuen Antrieb und Reiz gesorgt; indem sie mit glücklicher Gewandtheit bei jedem die schwache Seite aufgespürt und geschickt alle Vorkommnisse der Zeit benutzt, um mit scharfer Schneide sie gegen die wunden Stellen hin zu richten: haben

sie das Geheimnis wirklich ausgefunden, alle aufzubringen, daß ein gemeinsames Gefühl des Unmuts von einem Ende des Vaterlandes zum andern geht, und die Regierungen sich nun mit allem was gut und edel und kräftig ist, in dieser Zeit in einen hoffnungslosen Streit verwickelt finden, und in Irrsale verloren, denen sie auf dem bisherigen Wege nimmer entrinnen mögen.

Wie in drückend schwüler Sommerhitze die Schrecken eines dunkel aufziehenden Unwetters nichts über das innere Sehnen der Natur nach einer erfrischenden Kühle, die in seinem Gefolge geht, vermögen; so hat die [öffentliche] Meinung auch schon mit dem Furchtbarsten sich beinahe ausgesöhnt, wenn es nur die Schmach der Gegenwart hinwegzunehmen verspricht, und den Himmel von dem Qualm zu rein[ig]en Hoffnung gibt, der jetzt alle Glücksterne ihr verhüllt... Nur eines hat sie mitten im Lärm erbrochener Kisten und Kasten, im Gehen und Kommen der Gensdarmen und Polizeihäscher, ... bei der Beunruhigung ruhiger Männer, die der gewöhnlichste Lebenstakt schon zum voraus freisprechen mußte, beim Verhören und Versiegeln, Verhaften und Der-Haft-entlassen; nur eines hat sie in Mitte all dieser erschrecklichen Bewegungen verwundert: daß man über dem Auffspüren geheimer im Finstern gehender Verschwörungen die eine große nicht erkennt, die ihre weitläuftigen Verzweigungen über ganz Deutschland durch alle Stände, Alter und Geschlechter hin verbreitet; die murrend an jedem Herde sitzt, auf Märkten und Straßen sich laut ausspricht; die ohne Zeichen sich in allen ihren Gliedern leicht erkennt, ohne geheime Obere und ohne Antrieb aus einer Mitte heraus doch im besten Einverständnis stets zusammen wirkt; die mit viel tausend offnen Augen ins Verborgenste hineinschaut, und der viel tausend Arme stets zu Gebote stehen: jene Verschwörung nämlich, in der das entrüstete Nationalgefühl, die betrogene Hoffnung, der mißhandelte Stolz, das gedrückte Leben sich gegen die starre Willkür, den Mechanism erstorbener Formen, das fressende Gift bewußtlos gewordener despotischer Regierungsmaximen, die das Verderben der Zeiten ausgebrü-

tet und die Verstocktheit der Vorurteile verbunden haben, und die mächtig und furchtbar wie nie eine andere, wachsend mit jedem Tage, in Macht und Tätigkeit, ihr Ziel so sicher erlangen wird, daß die Gefahr nicht aufs Hintenbleiben, wohl aber aufs Überschnellen steht.

Goerres hatte 1818 dem Staatskanzler Hardenberg eine Adresse überreicht, in der eine landständische Verfassung gefordert war. Durch eine Kabinettsordre sperrte der König Goerres' Gnadengehalt und ließ seine Papiere beschlagnahmen. Es erging ein Verhaftbefehl, dem sich Goerres durch die Flucht entzog.

Adam Müller an Friedrich Gentz.

Leipzig, 8. Mai 1819.

Die Regierungen sind nur mächtig durch ihre Armeen; daß diese Armeen in letzter Instanz dem System, welches in Aachen definitiv festgestellt worden, angehören, und daß sich das Prinzip des unbedingten, persönlichen Dienstgehorsams der Armeen ... neuerdings scharf abschließt, von allem übrigen Industrie- und geistigen Wesen aussondert, betrachte ich als einen der größten und wirksamsten Fortschritte zum Guten.
Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Müller 1800—1829.

Auf diesem Abgrund politischer Weisheit hat die Restauration ihr Gebäude errichtet. Gentz schrieb unterm 19. Juni an Müller zurück: „Wenn Leipzig ein Gewitterknoten ist, so glaube ich, Wien ist ein Anti-Knoten, ein Zerstreuungspunkt für alle Gewitter. Lange Erfahrung hat mich endlich überzeugt, daß es hier und in der nächsten Nachbarschaft nie zu einer großen Explosion kommen kann."

Freiherr vom Stein an Freiherrn von Gagern.

Nassau, 29. September 1819.

Das Wichtigste, was zur Ruhehaltung in Deutschland geschehen kann, ist, dem Reich der Willkür ein Ende zu machen und das einer gesetzlichen Verfassung zu gründen und zu beginnen; an die Stelle der Büralisten und der demokratischen Pamphletisten, von denen die erstern das Volk durch viel und schlecht Regieren drücken, die andern es reizen und verwirren — aber, den Einfluß und die Einwirkung der Eigentümer setzen.
Briefe des Frhrn. vom Stein an den Frhrn. v. Gagern.

Die Karlsbader Beschlüsse.

Im August und September 1819 wurden die sog. „Karlsbader Beschlüsse" zu Teplitz und Karlsbad von Metternich mit Preußen und anderen deutschen Staaten vereinbart und noch im September beim Bunde durchgesetzt. Ein außerordentlicher Bevollmächtigter hatte von nun an die Universitäten zu überwachen, Professoren wie Hörer. Die Bundesregierungen verpflichten sich, Lehrer zu entlassen und nie wieder anzustellen, welche durch ihre Lehren die „öffentliche Ordnung und Ruhe" gefährden oder die „Grundlagen der bestehenden Staatseinrichtungen untergraben". Die Allgemeine Burschenschaft, am 18. Oktober 1818 gegründet, wird neuerdings strengstens verboten. Die Studierenden müssen ein „befriedigendes Zeugnis ihres Wohlverhaltens" erwerben. — Für die Presse wird die Vorzensur eingeführt; dieser verfallen alle Schriften unter 20 Bogen. Die Bundesversammlung kann ohne Appellation jedes Druckwerk von sich aus unterdrücken. Kein Redakteur einer unterdrückten Druckschrift darf in einem Bundesstaat binnen fünf Jahren wieder bei einer Redaktion zugelassen werden. — Wilhelm von Humboldt nannte die Karlsbader Beschlüsse: „schändlich, unnational, das Volk aufregend".

Die Zentral-Untersuchungskommission.

In der Sitzung der Bundesversammlung vom 20. September 1819 wurde einstimmig beschlossen: „Der Zweck dieser Kommission ist, gemeinschaftliche, möglichst gründliche und umfassende Untersuchung und Feststellung des Tatbestandes, des Ursprungs und der mannigfachen Verzweigungen der gegen die bestehende Verfassung und innere Ruhe, sowohl des ganzen Bundes, als einzelner Bundesstaaten, gerichteten revolutionären Umtriebe und demagogischen Verbindungen, von welchen nähere oder entferntere Indizien bereits vorliegen, oder sich in dem Laufe der Untersuchungen ergeben möchten."

1822 erstattete diese Kommission Bericht: Das politische Treiben sei „weniger in bestimmten Cathandlungen als in Versuchen, Vorbereitungen und Einleitungen sich aussprechend". Die Gewißheit der Vergehen und Verbrechen ist „nach den Grundsätzen des historischen Glaubens, nach der eigenen subjektiven Überzeugung" der Kommission bemessen. Viele, demagogischer Umtriebe verdächtigte Jünglinge und Männer wurden vor dies neue Inquisitionstribunal gestellt und eingekerkert. Im Mai 1825 wurden 42 bayerische Untertanen, Professoren, Studenten, Pfarrer, Ärzte usw. verhandelt und zu schweren Kerkerstrafen verurteilt. Darunter der prakt. Arzt Dr. Eisenmann aus Würzburg (zu 15 Jahren); der Professor C. W. Feuerbach; Adolf von Zerzog; Anselm Feuerbach, Student von Ansbach, und sein Bruder Eduard Feuerbach. In Württem-

berg wurden 22 junge Studierende verhandelt; sie erhielten 14 Tage bis 4 Jahre Hohenasperg. Der Dichter Wilhelm Hauff, damals Student der Medizin, bekam 2½ Jahre; Hauff wurde im Februar 1825 todkrank seiner Familie zurückgegeben. Der spätere Kirchenhistoriker Karl August Hase, damals Privatdozent der Theologie, erhielt 2 Jahre Festung. Das Hofgericht in Wiesbaden verurteilte den Lehrer Chr. Reich. Hildebrandt zu 19jähriger Festungshaft. Am barbarischsten waren die Strafen in Preußen. Dort wurde über 17 junge Männer, die der Teilnahme an verbotenen Verbindungen beschuldigt waren, kein Urteil unter 12 Jahren Festung ausgesprochen. Sie erhielten zusammen 241 Jahre Festungshaft. Dazu kamen noch 8 wegen bloßer Teilnahme Verurteilte mit zusammen 61 Jahren. Unter den Verurteilten waren Arnold Ruge und der Theolog Wislicenus mit je 15 Jahren.

Karl August von Sachsen-Weimar ließ seine drei Hochverräter laufen. Der Freiherr vom Stein schrieb am 4. Januar 1825 an Gagern: „Diese ganze Inquisitionsbehörde ist höchst lächerlich und erfolglos, eine wahre Anstalt, um mit Windmühlen zu fechten."

Hannöversche Zensur.

Freiherr vom Stein an Freiherrn von Gagern.

Nassau, 7. November 1819.

Was sagen Sie zur Republikation der Zensuredikte Ann. 1731 im Hannöverischen, wonach man sogar Hochzeits-Carmina und Leichenpredigten bei dem Königlichen Konsistorium einreichen soll!! Briefe des Freiherrn vom Stein an Frhrn. v. Gagern.

Friedrich Gentz an Adam Müller.

Wien, 7. Oktober 1819.

Es bleibt bei meinem Satze: „Es soll zur Verhütung des Mißbrauchs der Presse binnen... Jahren gar nichts gedruckt werden. Punktum." Dieser Satz als Regel, mit äußerst wenigen Ausnahmen, die ein Tribunal von anerkannter Superiorität zu bestimmen hätte, würde uns in kurzer Zeit zu Gott und zur Wahrheit [!] zurückführen.

Briefwechsel zwischen Fr. Gentz und Adam Müller 1800—1829.

Wir hatten gebauet . . .

Von A. Binzer nach Unterdrückung der Burschenschaft.

Jena, 26. November 1819.

Wir hatten gebauet
ein stattliches Haus,

und drin auf Gott vertrauet
trotz Wetter, Sturm und Graus.

Wir lebten so traulich,
so einig, so frei;
den Schlechten ward es graulich,
wir hielten gar zu treu.

Sie lugten, sie suchten
nach Trug und Verrat,
verleumdeten, verfluchten
die junge, grüne Saat.

Was Gott in uns legte,
die Welt hat's veracht't,
die Einigkeit erregte
bei Guten selbst Verdacht.

Man schalt es Verbrechen,
man täuschte sich sehr;
die Form kann zerbrechen,
die Liebe nimmermehr.

Die Form ist zerbrochen,
von außen herein;
doch was man drin gerochen,
ist eitel Dunst und Schein.

Das Band ist zerschnitten,
war schwarz, rot und gold,
und Gott hat es gelitten,
wer weiß, was er gewollt!

Das Haus mag zerfallen —
was hat's denn für Not?
Der Geist lebt in uns allen,
und unsre Burg ist Gott!

Friedrich Gentz an Adam Müller.

Die Wiener Ministerkonferenzen, über den Kopf des Bundes weg gehalten, schlossen mit der am 8. Juni 1820 zum Grundgesetz des Bundes erhobenen Schlußakte ab. Diese wurden das „gesetzliche" Instrument der Reaktion zur Unterdrückung der deutschen Völker.

Wien, 15. Dezember 1819.

Unsere Konferenzen gehen vortrefflich. Die Hauptfragen — das Verhältnis der einzelnen Staaten zum Bunde — die Kompetenz des Bundes und der 13. Artikel — sind so gut als abgetan ... Nach [meinem Gefühl] hat der gestrige Tag — wichtiger als die von Leipzig und Waterloo — nicht bloß das revolutionäre System, sondern jedes auf dem Prinzip der Teilung der Gewalten beruhende Repräsentativsystem, insoweit dies durch von oben herab ausgesprochene Grundsätze bewirkt werden kann, für Deutschland unwiderruflich gestürzt. Briefwechsel zwischen Gentz und Müller 1800—1829.

Man erwäge danach die Möglichkeit ehrlicher konstitutioneller Ministerien in den Einzelstaaten!

Metternich an den badischen Minister Berstett.

Wien, 4. Mai 1820.

Die Zeit schreitet in Stürmen vorwärts; ihren ungestümen Gang gewaltsam aufhalten zu wollen, wäre ein eitles Unternehmen. Nur durch Festigkeit, Mäßigung und Weisheit, durch vereinte und in der Vereinigung wohlberechnete Kraft, seine verheerenden Wirkungen zu mildern: das allein ist den Beschützern und Freunden der Ordnung noch übrig geblieben... Dieses Ziel läßt sich sehr einfach bezeichnen, es ist heute nichts mehr und nichts minder als die Erhaltung des Bestehenden. In diesem Punkte, mit welchem alles gerettet ist, ja selbst das Verlorene zum Teil noch wieder gewonnen werden kann, müssen alle Anstrengungen des einzelnen und alle gemeinschaftlichen Maßregeln der in gleichem Sinn und gleichem Interesse Verbundenen zusammentreffen. ... Die Konferenzen zu Karlsbad, und die daselbst vorbereiteten Beschlüsse, haben mächtiger und wohltätiger gewirkt, als wir, im Gefühl der noch fortdauernden Bedürfnisse ... vielleicht selbst zu glauben geneigt sind.

Wichtige Urkunden für den Rechtszustand der deutschen Nation. Aus den Papieren J. L. Klübers, hrsg. von C. Welcker 1844.

In diesem Schreiben stehen auch die merkwürdigen Sätze: „Eine Urkunde ist überdies noch keine ordentliche Verfassung. Diese bildet allein die Zeit." „In Zeiten, wie die jetzigen sind, ist der Übergang

vom alten zum neuen Bau mit größeren Gefahren verknüpft, als die Rückkehr vom Neuen zu dem bereits erloschenen Alten."

Das „Manuskript aus Süddeutschland". 1820.

König Wilhelm I. von Württemberg, der den großen Reformer Friedrich List wegen angeblicher Beamtenbeleidigung aus dem gefügigen Landtag hatte ausstoßen lassen, und der von Herzen absolutistisch gesinnt war, wollte eine „konstitutionelle" Trias Württembergs, Badens und Bayerns herbeiführen, um den beiden Großmächten Preußen und Österreich den Bund des „reinen und konstitutionellen Deutschland" entgegenzustellen. Um Stimmung zu machen, ließ er von dem Literaten L. Fr. Lindner das „Manuskript aus Süddeutschland" verfassen (1820). Bayern wollte übrigens von den Plänen des Württembergers nichts wissen. Das Manuskript verteidigt den Rheinbund und das Kontinentalsystem, verwirft die Karlsbader Beschlüsse, schildert den Gegensatz zwischen dem abscheulichen Norden und dem herrlichen Süden Deutschlands in blühenden Farben und schlägt den Ausschluß der beiden Großmächte aus dem Bunde vor. Wie sich der königlich württembergische Konstitutionalismus im nationalen Lichte ausnimmt, geht aus diesem Schriftstück hervor.

Österreich und Preußen können wünschenswerte Bundesgenossen sein, als Bundesglieder sind sie gefährlich ... Österreich und Preußen verfolgen abgesonderte Zwecke. Die Aufgabe der andern Staaten muß sein: sich unabhängig von diesen Zwecken zu erhalten, und dadurch Deutschlands Selbständigkeit zu sichern ... Österreich ist so gut wie Frankreich ein selbständiger Staat. Liegen die deutschen Besitzungen des Königs von Frankreich nicht mehr in dem heutigen Deutschland, so laßt uns für Österreich ein gleiches Recht anerkennen ... Da Preußen sich selbst als europäische Macht anerkannt, und in öffentlichen Akten deutlich erklärt hat, daß seine Provinzen in politischen Rechten preußisch und nicht deutsch behandelt werden sollen, so ist auch Preußen ebenso wie Frankreich und Österreich eine selbständige Monarchie und gehört so wenig als Elsaß zu Deutschland.

Stammbuchblatt aus der Burschenschaft Jena 1821.

Wie kann ich des Lichtes Werke in der Finsternis vollziehen? Unser erstes Streben möge nach Öffentlichkeit gehen. Denn nur in der Öffentlichkeit kann ein kräftigeres

Leben emporkommen. Wir wollen ja am Ende alle eins, aber wir irren nur an uns selbst, wenn wir freie Verständigung fliehen. Freier Tadel ist unser vorzüglichstes Bedürfnis. — Diese Öffentlichkeit kann nur zweitens in der Einheit erreicht werden. Unser Vaterland kann uns ein trauriges Bild geben all des Wehes, was uns aus der Landsmannschaftssucht entspringt. Unser Burschenleben soll uns mehr geben, als das bloße Recht, das ist einen Comment. Wir sollen ein Bild werden des vaterländischen Staates, dessen Dienst wir unser ganzes Leben weihen wollen. Das können wir nur, wenn wir unter uns einen Gemeingeist erwachsen lassen, empfänglich für unsres Vaterlandes Wohl und Wehe, für Freiheit und Gerechtigkeit. Kann der aber aufkommen, wenn wir hier schon uns trennen, wenn wir hier schon das Interesse des Einen dem Interesse der andern vorziehen? Nur die Einheit kann uns Heil bringen, jede Trennung ist verderblich, denn sie hebt den Egoismus, wenn sie auch das Beste bezweckt. R. L. Schmid, jur., aus Jena.

Die deutschen Stammbücher des 16. bis 19. Jahrhunderts. Hrsg. von Robert und Richard Keil. 1893.

Der Freiherr vom Stein über die Bureaukratie.

Cappenberg, 24. August 1821.

Wir werden von besoldeten Buchgelehrten, interessenlosen, ohne Eigentum seienden Buralisten regiert; das geht, so lange es geht. Diese vier Worte enthalten den Geist unserer und ähnlicher geistlosen Regierungsmaschinen. Besoldet, also Streben nach Erhalten und Vermehren der Besoldeten; — buchgelehrt, also Leben in der Buchstabenwelt und nicht in der wirklichen; interessenlos, denn sie stehen mit keiner der den Staat ausmachenden Bürgerklassen in Verbindung; sie sind eine Kaste für sich: die Schreiberkaste; — eigentumslos, also alle Bewegungen des Eigentums treffen sie nicht; es regne oder es scheine die Sonne, die Abgaben steigen oder fallen, man zerstöre alte, hergebrachte Rechte oder lasse sie bestehen, man theoretisiere alle Bauern zu Tagelöhnern, und substituiere an die Stelle der Hörigkeit

an die Gutsherren die Hörigkeit an die Juden und an die Wucherer — alles das kümmert sie nicht. Sie erheben ihren Gehalt aus der Staatskasse und schreiben, schreiben, schreiben im stillen, mit wohlverschlossenen Türen versehenen Büreau, unbekannt, unbemerkt, unberühmt, und ziehen ihre Kinder wieder zu gleich brauchbaren Schreibmaschinen heran. Eine Maschinerie (die militärische) sah ich fallen 1806, den 14. Oktober, vielleicht wird auch die Schreibmaschinerie ihren 14. Oktober haben. Briefe des Freiherrn vom Stein an Frhrn. v. Gagern.

Schon 1807 hatte Stein an Hardenberg geschrieben: „Ich glaube, daß es wichtig ist, die Fesseln zu brechen, wodurch die Büreaukratie den Aufschwung der menschlichen Fähigkeiten hindert. Man muß diesen Geist der Habsucht, des schmutzigen Vorteils zerstören, diese Anhänglichkeit an den Mechanismus, welchem diese Regierungsform unterworfen ist. Die Nation muß daran gewöhnt werden, ihre eigenen Geschäfte zu verwalten und aus diesem Zustande der Kindheit herauszutreten, worin eine immer unruhige, immer dienstfertige Regierung die Menschen halten möchte."

Prinz Wilhelm von Preußen im Jahre 1824.

Der spätere Kaiser Wilhelm I.

Hätte die Nation 1813 gewußt, daß nach elf Jahren von einer damals zu erreichenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhms und Ansehens nichts als die Erinnerung übrig bleiben würde, wer hätte damals wohl alles geopfert solches Resultates halber?

Prinz Wilhelm von Preußen an seinen Vater.

Prinz Wilhelm liebte die Prinzessin Elise Radziwill. Aber ihre Ebenbürtigkeit war bestritten. Als der dritte Sohn des Königs Friedrich Wilhelms III., Prinz Karl, eine weimarische Prinzeß heiratete, und der sächsische Hof für die Kinder dieser Ehe die Thronfolge in Preußen beanspruchte, falls Prinz Wilhelm unebenbürtig heirate, mußte Prinz Wilhelm dem väterlichen Willen, wenn auch blutenden Herzens, nachgeben. Friedrich Wilhelm III. litt selbst unter der „Staatsräson".

23. Juni 1826.

.... Sie haben, teuerster Vater, die Entscheidung für mein Schicksal gegeben, die ich ahnden mußte, aber mich zu

ahnden scheute, solange ein Strahl von Hoffnung mir noch blieb ... Lesen Sie in meinem Herzen, um in demselben den unaussprechlichen Dank zu finden, der es belebt für alle die unzähligen Beweise Ihrer Gnade, Liebe und Langmut, die Sie mir in diesen bewegten fünf Jahren gaben, vor allem aber noch für den unbeschreiblich tief mich ergriffen habenden Brief vom gestrigen Tage. Welchen Eindruck er mir gemacht, bin ich nie imstande zu schildern. Ihre väterliche Gnade, Liebe und Milde, Ihre liebevolle Teilnahme bei dem schweren Geschick, das mich trifft, das Vorhalten meiner Pflichten in meinem Stande, die Anerkennung der Würdigkeit des Gegenstandes, dem ich meine Neigung geschenkt habe, die Erinnerung an alle Versuche, welche Ihre Liebe zu Ihren Kindern Sie unternehmen ließ, um die Wünsche meines Herzens zu erfüllen — alles, alles dies in den Zeilen zu finden, die mein Schicksal entschieden, mischte in mein erschüttertes Herz so viel Trost und so unaussprechliches Dankgefühl, daß ich nur durch die kindlichste Liebe und durch mein ganzes Verhalten in meinem künftigen Leben imstande sein werde, Ihnen, teuerster Vater, meine wahren Gesinnungen zu betätigen. Ich werde Ihr Vertrauen rechtfertigen, und durch Bekämpfung meines tiefen Schmerzes und durch Standhaftigkeit in dem Unabänderlichen in dieser schweren Prüfung bestehen. Gottes Beistand werde ich anrufen. Er verließ mich in so viel schmerzlichen Augenblicken meines Lebens nicht. Er wird mich auch jetzt nicht verlassen... So schließe ich diese wichtigen Zeilen zwar mit zerrissenem Herzen, aber mit einem Herzen, das Ihnen, teuerster Vater, inniger denn je anhängt! Denn Ihre väterliche Liebe war nie größer als in der Art der schweren Entscheidung!

H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. IV.

Goethe über die Einheit Deutschlands.

Zu Eckermann am 23. Oktober 1828.

Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das Ihrige tun. Vor allem aber sei es eins in Liebe

untereinander! und immer sei es eins gegen den auswärtigen Feind. Es sei eins, daß der deutsche Taler und Groschen im ganzen Reiche gleichen Wert habe; eins, daß mein Reisekoffer durch alle sechsunddreißig Staaten ungeöffnet passieren könne. Es sei eins, daß der städtische Reisepaß eines weimarischen Bürgers von den Grenzbeamten eines großen Nachbarstaates nicht für unzulänglich gehalten werde, als der Paß eines Ausländers. Es sei von Inland und Ausland unter deutschen Staaten überall keine Rede mehr. Deutschland sei ferner eins in Maß und Gewicht, in Handel und Wandel und hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag. — Wenn man aber denkt, die Einheit Deutschlands bestehe darin, daß das sehr große Reich eine einzige große Residenz habe, und daß diese eine große Residenz, wie zum Wohl der Entwicklung einzelner großer Talente, so auch zum Wohl der großen Masse des Volkes gereiche, so ist man im Irrtum.

Worte und Taten.

Ludwig Börne schreibt: Wir denken gut und reden schlecht, reden viel und tun wenig, tun manches und vollbringen nichts. Aber unsere Gleichgültigkeit gegen Handlungen entspringt nicht aus unserer Vorliebe für Worte, sondern umgekehrt, unsere Vorliebe für Worte entspringt aus Scheu vor Handlungen. Die keuschen Deutschen wenden ihre Augen weg vor jeder nackten Tat. Es geschieht etwas ohne Umstände — pfui wie abscheulich!... Aber Worte sind die Kleider der Taten. Bei uns machen nicht bloß Kleider, auch Worte machen Leute. Diese Tatenscheu hat ihren Grund in der Geheimnissucht, die uns angeboren, die wir geerbt. Wir tun gern nichts, denn das nicht Geschehene bleibt am leichtesten verschwiegen. Das Geheimnis ist unser Gott, Verschwiegenheit unsere Religion. Wir lieben die Stille und das Grauen. Bei uns hat jeder seine Geheimnisse oder sucht sie, der Bettler wie der König. Der Minister möchte gern jede Bombe im Kriege mit Baumwolle umwickeln, daß man sie nicht fallen höre, und der Polizeidirektor meint, der Staat

würde zugrunde gehen, wenn der Bürger erführe, daß sich sein guter Nachbar am Morgen erhenkt hat. Wer von uns den jüngsten Tag erlebt, wird viel zu lachen bekommen. Was Gott unter zwanzig Bogen spricht, wird zensiert werden, und wenn die Welt brennt und das Fett schmilzt von den Ständern herab, wird die Polizei bekannt machen: „Unruhestifter haben das Gerücht verbreitet, es sei heiß in der Welt; aber das ist eine hämische Lüge, das Wetter war nie kühler und schöner gewesen. Man warnt jedermann vor unvorsichtigen Reden und müßigem Umherschweifen auf der Straße. Eltern sollen ihre Kinder, Lehrer ihre Schüler, Meister ihre Gesellen im Hause behalten. Man bleibe ruhig. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht." ... Und dann wird die Welt untergehen und ruhig werden, und dann wird die ganze Welt deutsch sein.

Börne, Dramaturgische Blätter: Immermann, Das Trauerspiel in Tirol. [1826.]

Die Juden in Frankfurt a. M.

Nach amtlichen Nachweisen wohnten im Jahre 1848 ungefähr 3300 einheimische Juden in Frankfurt. Mit den sogenannten jüdischen Permissionisten, sowie den fremden jüdischen Dienstboten mögen es nicht ganz 5000 gewesen sein. Frühere Angaben sind ungeheuerlich übertrieben.

Unter der Regierung Karls von Dalberg, Großherzogs von Frankfurt [unter Napoleon], hatten die Juden sich mit einer Ablösungssumme von nicht weniger als 440000 Gulden ihre Gleichstellung mit den christlichen Bürgern erkaufen müssen. Auf dem Wiener Kongresse hatte der Schluß des 16. Artikels der Deutschen Bundesakte die Fassung gehabt: „Den Bekennern dieses [des jüdischen] Glaubens werden bis dahin [bis auf ein allgemeines Gesetz] die denselben „in" den einzelnen Bundesstaaten bereits eingeräumten Rechte erhalten." In den letzten Tagen wurde das „in" in „von" verwandelt ... Es war über die Juden etwa wie über ein streitiges Krautfeld verhandelt und endlich dem Senate [von Frankfurt] der Schutz ihrer Rechte nicht als wohlbegründet, sondern als „wohlerworben" empfohlen oder befohlen worden, je nachdem man es deuten mochte. Eine Kommission hatte

ihre Gleichstellung in privatbürgerlicher Beziehung als vertragsmäßig befürwortet, aber diese Ansicht wurde vom Senat verworfen ... Die Juden wandten sich protestierend an den Bundestag, durch dessen Dazwischenkunft endlich im Jahre 1824 das Gesetz zustande kam, nach welchem ihnen die meisten privatbürgerlichen Rechte zuerkannt, aber den Juden, wie Börne es treffend ausdrückt, das Heiraten verboten wurde. Nur 14 Paare (12 ganz einheimische, 2 halbfremde) sollten alljährlich eine Ausnahme machen. Diese pharaonische Bestimmung wurde erst 10 Jahre später (1834) von dem gesetzgebenden Körper in Beziehung auf ganz einheimische Paare aufgehoben. Nach weiteren 13 Jahren (31. Oktober 1847) durften auch halbfremde Paare über die Zweizahl hinausgehen, diese „Vergünstigung" war aber auf die nächsten 10 Jahre beschränkt. Um den Juden den Bürgernamen weder zu nehmen noch zu lassen, sollten sie „israelitische Bürger" heißen. So war eine Klasse von Dämmerungsfaltern geschaffen, denen gerade so viel Licht gewährt ward als nötig, sich die Flügel daran zu verbrennen.

Nach der „Gegenwart" von F. A. Brockhaus. 1850.

Serenissimus und der Zopf.

Der hessische Generalmajor Gerland erzählt: Kurfürst Wilhelm I. [von Hessen, † 1821], der mit seinen vielen trefflichen Eigenschaften, wie man sagt, 100 Jahre zu spät auf die Welt gekommen war, besichtigte bei Paraden nicht nur die Vorder-, sondern auch die Hinterfront der Aufstellungen, um die Zöpfe zu untersuchen, vielleicht weniger wegen der Zöpfe selbst, als weil er in der Abneigung gegen dies Sinnbild vergangener Zeiten ein Zeichen sträflicher Neuerungssucht erkannte; er war so streng gerade in dieser Beziehung, daß einem Kanonier, der infolge einer Krankheit alle Haare verloren hatte, so daß man ihm einen Zopf gar nicht flechten konnte, ein solcher an einem Band um den Kopf gehängt werden mußte, weshalb man den Mann dann lieber zu Hause ließ.

1810—1860. Zwei Menschenalter kurhessischer Geschichte nach den Erinnerungen des Generals Gerland.

Freiherr vom Stein an Gagern.

Cappenberg, 27. November 1830.

Ich pflanze, baue, lese; aber für wen pflanze ich, baue ich? Wer kann in diesen stürmischen, tollen Zeiten es beantworten? Hier bei uns herrscht Treue, Liebe und Gottesfurcht.

Die Briefe des Frhrn. vom Stein an den Frhrn. v. Gagern.

Äußeres aus dem Württembergischen Landtag.

Der Staatsrechtslehrer Robert v. Mohl, selbst Abgeordneter, erzählt: Während meiner Anwesenheit [ab 1845] erschienen immer die Abgeordneten der Ritterschaft in Uniform und Degen, die Geistlichen im Ornate, die Abgeordneten der Städte und Ämter aber in langen, schwarzen, seidenen Mänteln ohne Ärmel, ringsum mit Fransen besetzt, etwa in der Form von Redoutendominos. Es sah wunderlich aus und war sehr unbequem. Der Präsident trug schwarzes Hofkleid und Degen; auch die Minister erschienen immer in Uniform und Degen. v. Mohl, Lebenserinnerungen 1799—1875 I.

Otto von Corvin über das Polenfieber.

Corvin-Wiersbitzki, ein Ostpreuße, war von 1830—35 preußischer Leutnant, trat aus der Armee, wurde Schriftsteller und war in die revolutionäre Bewegung tief eingeweiht. Er nahm an Heckers Unternehmen und später 1849 am badischen Aufstand teil. In Rastatt zum Tode verurteilt, doch zu 10 Jahren Einzelhaft begnadigt. Er erlebte noch den Krieg 1870/71. Corvin ist eine im Grund aristokratische Abenteurernatur.

In jener Zeit [1832] herrschte ziemlich große Aufregung in Mainz. Die Julirevolution hatte den ersten Anstoß gegeben; eine Menge junger Leute fanden einen Genuß darin, die französische Kokarde zu tragen und im Theater die Marseillaise zu singen, oder übermäßig zu applaudieren, wenn in der „Stummen von Portici" das Militär zurückgeschlagen oder im „Tell" Geßler erschossen wurde. Dieser Enthusiasmus fand fürs erste einen Ableiter in dem für die Polen. Alle Harfenmädchen sangen: „Polen ist noch nicht verloren", als es bereits verloren war, und die emigrierten, unglücklichen Freiheitskämpfer wurden überall wie Sieger empfangen. Jung und Alt beeiferte sich um die Wette, ihnen

Ehre anzutun. Das war natürlich; was man selbst nicht hat, bewundert man am meisten an anderen, und der Heldenmut der Polen fand daher bei allen deutschen Philistern den ungemessensten Beifall. Blumen- und Jungfernkränze wurden an die Freiheitshelden verschwenderisch ausgeteilt. Mancher Spitzbube zog polnische Uniform an und radebrechte das Deutsche, was ihm besser forthalf als ein Ministerpaß ... Nach dem Polenenthusiasmus kam der schwarzrotgoldene. Die Mainzer sangen häufiger als je im Theater die Marseillaise. Die deutsche Freiheit war noch in der Kindheit und nicht imstande, mit Apoll ein Freiheitslied zu zeugen. Konflikte zwischen Zivilisten und Offizieren waren häufig; einzelne Offiziere wurden insultiert, und die Spannung ward immer stärker. Wer ein Mann sein wollte, trug die deutschen Farben, und von seiten der Militärbehörden wurde auf schwarzrotgoldene Kokarden gefahndet. Damit die Soldaten sie kennen lernten und jeden so Geschmückten arretieren konnten, wurde in jedes Parole- und Wachtbuch eine Kokarde eingeheftet ... Eines Freitags erschien ich mit meinem kleinen Hündchen in der Anlage, welches gravitätisch eine schwarzrotgoldene Kokarde an seinem Schwanzstummelchen hin- und herschaukelte. Der Witz fand natürlich großen Beifall und besonders bei meinem Obersten, der mir aber riet, auf mein Hündchen achtzugeben, daß es nicht totgeschlagen würde. Ich versicherte aber, daß ich seine Schwanzspitze mit meinem Leben verteidigen würde. Damals dachten weder der Oberst noch ich, daß wir beide, und selbst Preußens König, einst diese nun verspottete Kokarde tragen würden!

Aus dem Leben eines Volkskämpfers. Erinnerungen von Corvin I.

Überall im Süden sang man damals: „Noch ist Polen nicht verloren" oder „Denkst du daran, mein tapferer Lajenka." Platen, Lenau, Dingelstedt, Gottfried Keller und viele andere sangen ihre Polenlieder. Nur Heine fand offenbar die Schwärmerei allzu sentimental und dichtete: Krapülinski und Waschlapski.

Paul Pfizer über den deutschen Liberalismus, sein Ziel und seine Aufgabe.

Paul Pfizer, geb. 1801 zu Stuttgart, ist einer der bedeutendsten liberalen Politiker Süddeutschlands. Sieben Jahre gehörte

er der zweiten württembergischen Kammer auf der Seite der liberalen Opposition an. 1848 wird er im liberalen Märzministerium Kultusminister und Mitglied des Nationalparlaments in Frankfurt. Er trat in seinem weitschauenden Buche: „Briefwechsel zweier Deutschen“ (1831) für ein Deutschland unter Preußens Führung, mit Ausschluß Österreichs, ein. Seine scharfe Kritik des deutschen Bundes verwickelte ihn 1835 in einen Strafprozeß. Pfizer starb 1867 zu Tübingen.

Im Sinn und Geist des Jahrhunderts kann dasjenige, was Deutschland organisch vereint und den Bund seiner Fürsten in einen Bund seiner Völker, das diplomatische Staatenbündnis in einen nationalen Bundesstaat verwandelt, nichts anderes, als eine deutsche Nationalvertretung sein, und hiezu muß die Anregung und der Hauptanstoß durch den Liberalismus gegeben werden ... [Aber] man baue nicht zu sehr auf die Hoffnung, als ob der Bund des konstitutionellen Deutschlands vermöge der ihm inwohnenden moralischen Übermacht das ganze Deutschland unfehlbar nach sich ziehen und, an seine Fahne gefesselt, mit sich fortreißen müßte. Sobald . . die Zeit der Aufregung und einer erhöhten Stimmung, die der Freisinn für seine Schöpfungen benutzen muß, vorüber ist, und die Spannung des Kampfes zwischen Liberalismus und Absolutismus, aus welchem jener seine Stärke schöpft, nachgelassen hat, so wird der Bund, wenn er nicht in sich selbst zerfallen soll, sich nach einem Schutz und einer Stütze umsehen und an einen Mächtigen anlehnen müssen. Wählt der Bund [der konstitutionellen Staaten Deutschlands] seinen Protektor unter den deutschen Großmächten, so wird seine Wahl ohne Zweifel auf diejenige fallen, welche alsdann am meisten deutsche Gesinnung zeigt. Daß aber die Rolle des Beschützers jemals Preußen zuteil werden könne, wird zwar bei der entschiedenen Abneigung gegen norddeutsche Art und Weise und bei dem bittern Haß, den Preußen neuerlich in Deutschland meist durch eigene Schuld auf sich geladen, mancher ganz unglaublich finden wollen. Allein die Gunst der öffentlichen Stimmung ist veränderlich ... und sobald Preußen seinen Vorteil besser begreift und sich entschließt deutsch zu werden, sobald den

deutschen Landesversammlungen gegenüber in der preußischen Monarchie die Provinzialstände wirkliches Leben gewinnen, wird jene Abneigung verschwinden oder wenigstens sehr gemildert werden, daß sie kein Hindernis einer Vereinigung zwischen Deutschland und Preußen bleibt, wie ja auch trotz des Nationalhasses der Engländer und der Schotten die großbritannische Union besteht. War es doch eben diesem Preußen in und nach den Freiheitskriegen gelungen, sich überall in Deutschland Freunde zu erwerben, und die Rückkehr zu seinem Wahlspruche: „Licht und Recht", zu den Grundsätzen eines Stein und Hardenberg, würde ohne Zweifel bald wieder eine gleich günstige Stimmung hervorrufen ... P. A. Pfizer, Gedanken über das Ziel und die Aufgabe des deutschen Liberalismus. 1832.

Paul Pfizer.

Deutsche Zukunft.

Meiner Heimat Berge dunkeln,
flutend in der Wälder Grün,
und gleich Heldenaugen funkeln
Sterne, die darüber ziehn.
Doch die Helden sind geschieden;
die Vergangenheit ist tot!
Seele, von des Grabes Frieden
wende dich zum Morgenrot,
gleich dem Aar, der einst entflogen
Staufers Nachbar und im Flug
Zollerns Ruhm bis an die Wogen
des entlegnen Ostmeers trug.
Adler Friederichs des Großen!
Gleich der Sonne decke du
die Verlassnen, Heimatlosen
mit der goldnen Schwinge zu!
Und mit mächt'gem Flügelschlage
triff die Eulen, Rab' und Weih!
Stets empor zum neuen Tage,
Sonnenauge kühn und frei!

Hegel gegen den Liberalismus.

Hegel starb am 14. November 1831 an der Cholera im Alter von 61 Jahren. Seine Vorlesungen über Philosophie der Geschichte hielt er 1822—1823, 1824—1825, 1826—27, 1828—29, 1830—31.

Nicht zufrieden, daß vernünftige Rechte, Freiheit der Person und des Eigentums gelten, daß eine Organisation des Staates und in ihr Kreise des bürgerlichen Lebens sind, welche selbst Geschäfte auszuführen haben, daß die Verständigen Einfluß haben im Volke und Zutrauen in demselben herrscht, setzt der **Liberalismus** allem diesen das Prinzip der Atome, der Einzelwillen entgegen: alles soll durch ihre ausdrückliche Macht und ausdrückliche Einwilligung geschehen. Mit diesem Formellen der Freiheit, mit dieser Abstraktion lassen sie nichts Festes von Organisation aufkommen. Den besonderen Verfügungen der Regierung stellt sich sogleich die Freiheit entgegen, denn sie sind besonderer Wille, also Willkür. Der Wille der Vielen stürzt das Ministerium, und die bisherige Opposition tritt nunmehr ein; aber diese, insofern sie jetzt Regierung ist, hat wieder die Vielen gegen sich. So geht die Bewegung und Unruhe fort. Diese **Kollision, dieser Knoten, dieses Problem** ist es, an dem die **Geschichte steht, und den sie in künftigen Zeiten zu lösen hat.**

G. W. Fr. Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte.

Hegel konstatiert, als er auf Deutschland zu sprechen kommt: „Ein Hauptmoment in Deutschland sind die Gesetze des Rechts, welche allerdings durch die französische Unterdrückung veranlaßt wurden, indem die Mängel früherer Einrichtungen dadurch besonders ans Licht kamen. Die Lüge eines Reichs ist vollends verschwunden. Es ist in souveräne Staaten auseinandergefallen. Die Lehnsverbindlichkeiten sind aufgehoben, die Prinzipien der Freiheit des Eigentums und der Person sind zu Grundprinzipien gemacht worden. Jeder Bürger hat Zutritt zu Staatsämtern, doch ist Geschicklichkeit und Brauchbarkeit notwendige Bedingung ... Es sollen die Wissenden regieren, *οἱ ἄριστοι* [die Besten], nicht die Ignoranz und die Eitelkeit des Besserwissens." — Die Rede vom „Besserwissen" war eine Lieblingswendung Friedrich Wilhelms IV., deren er sich auch gegen den Vereinigten Landtag von 1847 bediente.

Das Hambacher Fest am 27. Mai 1832.

Die Radikalen Wirth und Siebenpfeiffer luden zum 27. Mai 1832 auf das Hambacher Schloß bei Neustadt a. H. ein, „den deutschen Mai am Geburtstag der bayerischen Verfassung“ zu feiern. Etwa 25000 Menschen strömten zusammen. Der Festzug fand am 27. Mai statt; polnische, deutsche und schwarze Fahnen wurden vorausgetragen. Nach mehr oder weniger ausschweifenden Reden ging man auseinander. Wenige Tage später erschien Fürst Wrede, um die Revolution zu bändigen, — er fand aber keine vor.

Aus der Rede Siebenpfeiffers zu Hambach.

Philipp Jakob Siebenpfeiffer aus Baden (1789—1845), tritt 1830 aus dem bayrischen Staatsdienst und gibt 1832 mit J. G. A. Wirth die demokratische „Tribüne“ heraus. Nach seiner Hambacher Rede wurde er des „Verbrechens gegen die innere Sicherheit des Staates angeklagt“, aber vom Schwurgericht freigesprochen. Er blieb jedoch in Haft und wurde wegen Beamtenbeleidigung zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. 1833 gelang es ihm, zu entfliehen. Er wandte sich nach dem Elsaß und dann in die Schweiz, wo er 1838 eine Professur in Bern erhielt. 1845 starb er in geistiger Umnachtung.

... Wir widmen unser Leben der Wissenschaft und der Kunst, wir messen die Sterne, prüfen Mond und Sonne, wir stellen Gott und Mensch, Höll' und Himmel in poetischen Bildern dar, wir durchwühlen die Körper- und Geisteswelt: aber die Regungen der Vaterlandsliebe sind uns unbekannt, die Erforschung dessen, was dem Vaterlande not tut, ist Hochverrat, selbst der leise Wunsch, nur erst wieder ein Vaterland, eine freimenschliche Heimat zu erstreben, ist Verbrechen. Wir helfen Griechenland befreien vom türkischen Joche, wir trinken auf Polens Wiedererstehung, wir zürnen, wenn der Despotismus der Könige den Schwung der Völker in Spanien, in Italien, in Frankreich lähmt, wir blicken ängstlich nach der Reformbill Englands, wir preisen die Kraft und die Weisheit des Sultans, der sich mit der Wiedergeburt seiner Völker beschäftigt, wir beneiden den Nordamerikaner um sein glückliches Los, das er sich mutvoll selbst erschaffen: aber knechtisch beugen wir den Nacken unter das Joch der eigenen Dränger ...

Es wird kommen der Tag, der Tag des edelsten Siegstolzes, wo der Deutsche vom Alpengebirg und der Nord-

see, vom Rhein, der Donau und der Elbe den Bruder im Bruder umarmt, wo die Zollstöcke und die Schlagbäume, wo alle Hoheitszeichen der Trennung und Hemmung und Bedrückung verschwinden, samt den Konstitutiönchen, die man etlichen mürrischen Kindern der großen Familie als Spielzeug verlieh; wo freie Straßen und freie Ströme den freien Umschwung aller Nationalkräfte und Säfte bezeugen; wo die Fürsten die bunten Hermeline feudalistischer Gottstatthalterschaft mit der männlichen Toga deutscher Nationalwürde vertauschen, und der Beamte, der Krieger, statt mit der Bedientenjacke des Herrn und Meisters, mit der Volksbinde sich schmückt; wo nicht 34 Städte und Städtlein, von 34 Höfen das Almosen empfangend, um den Preis hündischer Unterwerfung, sondern wo alle Städte, frei emporblühend aus eigenem Saft, um den Preis patriotischer Tat ringen; wo jeder Stamm, im Innern frei und selbständig, zu bürgerlicher Freiheit sich entwickelt und ein starkes, selbstgewobenes Bruderband alle umschließt zu politischer Einheit und Kraft; wo die deutsche Flagge, statt Tribut an Barbaren zu bringen, die Erzeugnisse unseres Gewerbefleißes in fremde Weltteile geleitet und nicht mehr unschuldige Patrioten für das Henkerbeil auffängt, sondern allen freien Völkern den Bruderkuß bringt... Ja, er wird kommen der Tag, wo ein gemeinsames deutsches Vaterland sich erhebt, das alle Söhne als Bürger begrüßt und alle Bürger mit gleicher Liebe, mit gleichem Schutz umfaßt; wo die erhabene Germania dasteht auf dem erzenen Piedestal der Freiheit und des Rechts, in der einen Hand die Fackel der Aufklärung, welche zivilisierend hinausleuchtet in die fernsten Winkel der Erde, in der anderen die Wage des Schiedsrichteramts, streitenden Völkern das selbst erbetene Gesetz des Friedens spendend, jenen Völkern, von welchen wir jetzt das Gesetz der Gewalt und den Fußtritt höhnender Verachtung empfangen . . .

Es lebe das freie, das einige Deutschland!

Hoch leben die Polen, der Deutschen Verbündete!

Hoch leben die Franken, der Deutschen Brüder, die unsere Nationalität und Selbständigkeit achten!

Hoch lebe jedes Volk, das seine Ketten bricht und mit uns den Bund der Freiheit schwört!

Vaterland — Volkshoheit — Völkerbund hoch!

Der Frankfurter Wachensturm am 3. April 1833.

Auf dem Frankfurter Burschentag, im September 1831, wurde beschlossen, daß jeder Bursch sich verpflichten müsse, selbst mit Gewalt ein freies und gerechtes, in Volkseinheit geordnetes Staatsleben herbeizuführen. Auf einem neuen Tag in Stuttgart 1832 kündigte man schon die Revolution an. Die Eifrigsten der Heidelberger Burschenschaft taten sich zusammen, um den Bundestag aufzuheben. Des Frankfurter Militärs glaubte man sicher zu sein. Hauptanführer waren der Arzt Gustav Bunsen, der junge Anwalt Georg Körner und der Dr. v. Rauschenplatt, der schon 1831 einen Studententumult in Göttingen inszeniert hatte. Im ganzen waren es nicht mehr als 50 Verschworene. Einer der Teilnehmer, Dr. Eimer, erzählt:

In Bockenheim trafen wir Studenten [am 2. April] mit einigen Frankfurtern, Dr. Bunsen, Körner usw. und dem Göttinger Rauschenplatt zusammen, und es wurden die Rollen verteilt. Wir wurden, etliche dreißig Studenten, in drei Rotten abgeteilt. Wir Heidelberger sollten unter der Führung von Bunsen von der Münze aus, wo wir uns abends zu versammeln hatten, die Hauptwache nehmen. Eine zweite Abteilung sollte die Konstablerwache stürmen und das daneben liegende Zeughaus öffnen, um die zwei Kanonen und Flinten herauszuholen; zu dieser Abteilung wurden einzelne, speziell Bayern, die Artillerieschulen durchgemacht, gewählt, und Patronen für die Geschütze waren gefertigt. Die dritte Rotte hatte einige kleinere Posten zu besetzen, speziell auch den Pfarrturm mit den Frankfurter Metzgern zu öffnen und das Sturmläuten zu besorgen. Einzelne Frankfurter sollten verschiedene Herren der städtischen Regierung und Polizei arretieren. — Am 3. abends versammelten wir von der ersten Rotte uns in der Wohnung Bunsens, in der Münze. Wir erhielten dort Flinten und eine Anzahl Patronen und Punkt 9 Uhr brachen wir, etwa 15 Mann hoch, auf, über den Roßmarkt zur Hauptwache, die stärker besetzt war als gewöhnlich, denn die Frankfurter Behörden hatten Wind

bekommen, es solle heute losgeschlagen werden. Wir stürzten uns sofort auf die außerhalb aufgestellten Flinten und nahmen sie weg; es fielen einige Schüsse. Der Leutnant, der auf der Wache das Kommando hatte, flüchtete durch ein hinteres Fenster, als wir in die Stube drangen. Damit war hier die Sache fertig. Man hörte Sturmläuten. Eine Masse Volk sammelte sich vor der Hauptwache, aber niemand ließ sich bewegen, von den Flinten zu ergreifen und mit uns zu helfen an der Befreiung Deutschlands ... Wir zogen nun [vor dem anrückenden Militär] die Zeil hinab gegen die Konstablerwache und hier entspann sich ein kleines Gefecht; es wurde herüber und hinüber geschossen. Die Kanonen konnten glücklicherweise nicht verwendet werden, da der betreffende Herr den Schlüssel zum Zeughaustor nicht fand. Wir paar Studenten, die noch vor der Konstablerwache beisammen waren, hielten bald für geraten, der großen Überzahl zu weichen. Wir gingen die Allerheiligenstraße hinaus bis zum Hanauer Tor, wo alles still war; hier legten wir unsere Flinten vorläufig in einem im Bau begriffenen Hause ab und gingen wieder gegen die Zeil vor; wir fanden die Konstablerwache stark von Militär besetzt; ebenso die Hauptwache; Patrouillen durchzogen die Straßen, und der regierende Bürgermeister kam in offener Chaise dahergefahren, an das Volk, das herbeigeströmt war, beruhigende Reden haltend. Schließlich ging ich etwa halb elf in den Gasthof zurück, wo ich meine Freunde antraf. Wir berieten, was tun, und waren der Ansicht, ruhig abzuwarten, was weiter geschehe und für uns zu tun sei. Ich speziell dachte nicht daran, mich zu verbergen, was ich wohl leicht hätte tun können ... Wir gingen zu Bett. Als ich mich auszog, fand sich mein linker Hemdärmel blutig und zerrissen. In einer ziemlich oberflächlichen Wunde am linken Oberarme steckte eine breitgeschlagene Kugel; ich hatte einen Prellschuß erhalten und in der Aufregung nichts davon gespürt ... Ich schlief gut. Mitten in der Nacht geweckt, sah ich Polizeimänner vor meinem Bett stehen. Ich wurde nach meinem Namen gefragt und nach der Absicht meines Hierseins. Ich gab an, ich sei auf der Reise zu Verwandten im Nassauischen. Man bedeutete mir,

ich sei so gut wie arretiert, dürfe einstweilen nicht weggehen. Polizeidiener bewachten uns in den Hausgängen. Am andern Morgen wurden wir einzeln abgeholt und auf die Konstablerwache geführt. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert IV.

Das Flüchtlingslied.

Von dem Frankfurter Lehrer Wilhelm Sauerwein. Nach dem Frankfurter Attentat 1833 wanderte Sauerwein in die Schweiz aus, lebte in Baselland und Bern. 1836 verschafft ihm ein Freund eine Hauslehrerstelle in der Nähe von Lyon, 1836 erkrankt er an einem Nervenleiden, liegt mehrere Jahre im Hotel Dieu von Lyon, wird von Freunden nach seiner Vaterstadt Frankfurt a. M. gebracht, wo er in tiefer Armut im Krankenhaus stirbt. —

Wenn die Fürsten fragen:
Was macht Absalon?,
könnt ihr ihnen sagen:
Ei, der hänget schon.
Doch an keinem Baume
und an keinem Strick,
sondern an dem Traume
einer Republik.

Wollen sie gar wissen, .
wie's dem Flüchtling geht,
sprecht: Er ist zerrissen
wo ihr ihn beseht.
Gebt nur eure großen
Purpurmäntel her,
das gibt gute Hosen
für das Freiheitsheer.

Fragen sie gerühret:
Will er Amnestie?
Sprecht, wie sich's gebühret:
Er hat steife Knie;
ihm blieb nichts auf Erden
als Verzweiflungsstreich'
und Soldat zu werden
für ein freies Reich.

Das Lied Sauerweins war das Lieblingslied der deutschen Flüchtlinge. Gustav Freytag sagt davon in der Biographie Karl Mathys: „Dies Lied mit seinen unbilligen Ansprüchen an die fürstliche Garderobe drückt genau die Gemütsstimmung der deutschen Flüchtlinge in jenen Jahren aus: wilde Bummelei, untilgbaren Respekt und — im Innern hoffnungsarme Entsagung."

Fritz Reuter.

Reuter war 23 Jahre alt, als er wegen demagogischer Umtriebe, „Conat des Hochverrats", zu Berlin im Herbst 1833 verhaftet wurde. Hier saß er in der Stadtvogtei, später in der Hausvogtei 3 Jahre in Untersuchung und wurde am 4. August 1836 zum Tod verurteilt, aber zu 30jähriger Festungshaft begnadigt. Trotzdem er mecklenburgischer Untertan war, hielt ihn die preußische Regierung in den Festungen Silberberg, Großglogau, Magdeburg, Graudenz fest. Alle Reklamationen waren fruchtlos. Endlich wurde er an seinen Heimatstaat ausgeliefert und saß zuletzt in der mecklenburgischen Festung Dömitz. Im Jahre 1840 wurde er von Friedrich Wilhelm IV. begnadigt. Als ein halbgebrochener Mann trat er in die Freiheit zurück und behielt zeitlebens einen Pfahl im Fleisch. Reuter hat sich wieder emporgeschwungen. Viele andere, in der Jugendblüte vom Gifthauch der Gefangenschaft versehrte Männer sind als Flüchtlinge verkommen.

Der Bürgermeister Reuter an seinen Sohn.

Fritz Reuter saß auf der Stadtvogtei zu Berlin.

Stavenhagen, 4. November 1833.

Lieber Fritz! Ich weiß nicht, ob diese Zeilen an Dich gelangen werden. Die Menschenfreundlichkeit Deiner Richter wird es jedoch hoffentlich gestatten. Heute morgen erhielt ich die unglückliche Nachricht der Arretierung Deiner. Weg mit Verweisen, sie können hier nicht nützen. Wenn Du gefehlt hast, so ertrage nun auch dein Vergehen mit Mut. Sei größer als Deine etwanige Schuld. Milde Richter waren von jeher Deutschlands Zierde. Sie werden auch Dir sein, so hoffe ich zu Gott. Überzeugt mit allen, die Dich kennen, von der Güte Deines Herzens vergebe ich Dir, hättest Du gefehlt. Rechne daher auf die Fortdauer meiner Liebe zu Dir und meiner Teilnahme für Dich. Dies nur bitte ich als Vergeltung: suche Deine Gesundheit zu erhalten, so viel es möglich, und verwende, ernstlich arbeitend, Deine Einsamkeit und Zeit so

nützlich, als es die Umstände und die Güte Deiner Richter nur gestatten, und gieb mir, wenn es Dir erlaubt wird, Nachricht von Dir. Gott lenke alles zum Besten! Es grüßt Dich Dein treuer Vater. Briefe von Fritz Reuter an seinen Vater. Hrsg. von Franz Engel.

Reuters Abschied aus der Hausvogtei in Berlin.

.... De Dör würd upslaten, un in de Dör stunn de Schandor Ref', de mi vör fiw Johren so oft taum Verhür bi den Herrn Kriminalrath bröcht hadd. Hei was en ollen, langen, drögen Mann, sin Gesicht was von Pockennoren terreten un von Sommersprutten bemalt, an kümmerlich gris' Hor hung em von baben dal, un ut jeden Näs'lak hung em „Friedrich Wilhelm, der Dritte" als en grises Talglicht herute — hübsch was hei nich, äwer dennoch! — wenn mi einmal uns' Herrgott in mine Dodsstun'n en Erlösungsengel schicken will, denn sall hei mi en ollen Schandoren Ref' schicken. — Dor stunn hei in de Dör in sine königlich preußsche Engelsuniform un röp herinne in uns' Jammerlock: „Meine Herren, machen Sie sich bereit; in einer halben Stunde reisen wir." — Ach, Kapteihn! [Reuters Leidensgenosse.] Charles douze! Wat was 't för 'ne Freud! — Weg! — Weg! — Wohen? — Wi wüßten't nich; äwer man weg! — Weg! von den Kirl, de uns up Lewenstiden unglücklich makt hadd! Weg von den Kirl, de sine Freud doran hatt hadd, uns ahn Ursak bet up't Blaud tau quälen! [Kriminaldirektor Dambach.] — Äwer, ward Männigein seggen, dat hewwen doch anner un vel better Lüd' noch düller uthollen müßt. — Denkt doch an de Landwehren von achtteihnhunnertdrütteihn! — Ja, 't is wohr, äwer de Lüd' hewwen nich blot leden, sei hewwen ok wat dahn. Un dat is de Sak! — Wi jungen Lüd', in de jede Athentog von Dauhn un Wirken redte, wi süllen blot von Liden un von Dulden reden; wi süllen uns von so'n Graf H.... un en Kriminaldirektor Dambach nah Gefallen tau Water riden laten? — Ja, Schandor Ref' un uns' Herrgott erlösten uns dunnmals ut unsere Qual, un ik will den Herrn Kriminaldirektor Dambach dat nich anreken,

eben so as ik äwer sine annern Quälereien, de hei in den Unnersäukungsarrest gegen mi utäuwt hett, ok en dicken Strich maken will; äwer in eine Hinsicht sall hei mi Red' stahn — hei is all dod, up dese Ird kann hei 't nich mihr — äwer up Jensid sall hei sik verantwurten, worüm hei minen ollen Vader, de grad in desen Dagen in sine hartliche Leiw' för sinen einzigsten Sähn nah Berlin kamen was, üm wat för sin Frikamen tau dauhn — worüm hei minen ollen Vader de twintig Schritt tau min Gefängniß nich wis't hett, dat de Sähn doch an Vaders Bost sik mal utweinen künn. — Dorför sallst Du mi Red' stahn! — Ut mine Festungstid.

Die geheimen Wiener Konferenzen und das Schlußprotokoll vom 12. Juni 1834.

Das Hambacher Fest 1832 und der Frankfurter Putsch 1833 boten der Reaktion einen willkommenen Vorwand zu neuen Unterdrückungen. Von Österreich und Preußen erging der gemeinschaftliche Vorschlag, Gesandte nach Wien zu schicken, um schärfere Maßregeln gegen alle und jede verfassungsmäßige Freiheit und gegen die verhaßten Universitäten zu verabreden. Diese Konferenzen sind eine Verschwörung gegen die Grundgesetze des deutschen Bundes wie der Einzelstaaten, die schon eine Verfassung besaßen. Der deutsche Bund bezweckte ausdrücklich nur seine eigene völkerrechtliche äußere Sicherung und nicht die innere polizeiliche Sicherung der „Ruhe und Ordnung" in den einzelnen Staaten des Bundes. Vom eigenen Standpunkt Metternichs aus hätte sich der Bund um die Bundesstaaten in bezug auf ihre innere Verfassung nicht zu kümmern gehabt. Diese Einmischung des Bundes aber in die Entwicklung der Einzelstaaten entfesselte dort die heftigsten Kämpfe mit den bestehenden Kammern und bereitete so am letzten Ende die Revolution vor, insbesondere in Baden. Die Einschränkung der Preßfreiheit, die einheitliche Regelung der Zensur, die eigenmächtigen Bestimmungen über die Geschäftsordnung der einzelstaatlichen Kammern, die Vernichtung des Steuerbewilligungsrechtes der Stände, des ursprünglichsten Rechtes einer jeden Volksvertretung, die Knebelung der Universitäten, die Preßschikane — alle diese Maßregeln schlugen dem Sinn und dem Recht der schon gewährten oder noch zu gewährenden konstitutionellen Einrichtungen ins Gesicht. Die Urheber dieses macchiavellistischen Angstproduktes wagten sich denn auch mit den einschneidendsten Bestimmungen nicht ans Licht, so daß ein Teil der geheimen Wiener Konferenzbeschlüsse nicht zu Bundesbeschlüssen erhoben wurde. Die in New-York erscheinende

„Deutsche Schnellpost für europäische Zustände, öffentliches und soziales Leben Deutschlands“ brachte zuerst Abdrücke des Wiener Schlußprotokolls vom 12. Juni 1834 in die Öffentlichkeit. Der liberale badische Politiker Karl Welcker gab sie im Verlag von Friedrich Bassermann in Mannheim i. J. 1844 heraus. — Die Bundeszentralbehörde verfolgt die Studenten. Reuter, Laube, Prof. Sylvester Jordan aus Marburg, der Schöpfer der kurhessischen Verfassung, und viele andere werden verfolgt, Jordan polizeilich überwacht, dann fünf Jahre in den Kerker gelegt. Der Rektor Weidig begeht nach fünf Jahren Untersuchung im Untersuchungsgefängnis zu Darmstadt Selbstmord. Dieser Fall macht ungeheures Aufsehen. Der Bürgermeister Behr von Würzburg schmachtet fünfzehn Jahre im Kerker, nachdem er kniend vor dem Bilde des Königs Ludwig I. von Bayern Abbitte hatte leisten müssen. Ebenso erging es dem Dr. Eisenmann von Würzburg.

In Preußen arbeitet die Reaktion gleichfalls rücksichtslos, doch werden die politischen Gefangenen im allgemeinen besser behandelt und beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. (1840) amnestiert. Glücklicherweise muß die Untersuchungskommission in ihren Tabellen 190 Verurteilte verzeichnen, denen es gelang, aus den Festungen, Zuchthäusern und Gefängnissen zu entweichen; es waren meistens Studenten und „alte Häuser“, die wegen der Teilnahme an der Burschenschaft, wegen des Göttinger Studentenaufruhrs 1831, wegen des Versuchs, den „Korrektionssträfling Dr. Wirth“ (vom Hambacher Fest) zu befreien, und wegen Teilnahme am Frankfurter Putsch vom 3. April 1833 verurteilt oder in Untersuchung waren. Die Flüchtlinge gingen in die Schweiz, nach Frankreich, nach England, Holland, Belgien, Algier, Amerika. Die Auswanderungsziffer ist erschreckend hoch. Bis zum Jahr 1840 waren 182000 Deutsche in die Vereinigten Staaten ausgewandert.

Demagogen.

Von P. A. Pfizer.

Die ganze Woche tranken wir, vom Abend bis zum Morgen,
die Sonne trunken untersank und trunken kam der Morgen;
und als der Samstag Abschied nahm mit glühendroten Wangen,
ging's um und um: der süße Wein war noch nicht ausgegangen.
So fing der Sonntag wieder an und schloß, bei neuen Bechern,
wie einen Ring der Ewigkeit der Woche Kreis den Zechern.
Da war ein voller Frühling uns im Winter angebrochen,
der karge Norden blühte warm, vom Jugendtraum bestochen;
wie junge Götter flammten wir in Mut und Kraft zusammen,
die Erde voller Sonnenschein, am Himmel Funken schwammen.

Die Vögel sangen allzumal, die Bäume streuten Blüten
betäubend nieder voll und schwer, darunter Küsse glühten;
und jedes Mädchen ward uns hold, wir kosten um die Wette:
Gar nirgends eine Spröde war, die sich verteidigt hätte.
Dann tat sich auf ein weites Feld von Ruhm und Sieg und
Wunden,
es riefen die Trompeten laut zu noch viel reichern Stunden;
die Wunden alle schmerzten nicht, kein Leben war zu teuer,
und heller flog's von Angesicht zu Angesicht wie Feuer;
und nach den Schlägern griffen wir und jauchzten Freiheitslieder
die ganze lange wilde Nacht: so kam der Morgen wieder.
Da stand erbaut die Republik beim Schein der letzten Sterne,
und kühnauffordernd unser Ruf durchklang die stille Ferne:
„Nun laßt die Kaiserheere ziehn, laßt alle Fürsten kommen,
unüberwindlich stehen wir der Sterblichkeit entnommen!"

P. A. Pfizer, Briefwechsel zweier Deutschen 1832.

Geheime Inquisition und Kabinettsjustiz.

Der Fall des Pfarrers Dr. Friedrich Ludwig Weidig.

Alle die furchtbaren Folgen des politischen Inquisitionsprozesses, „die Leiden einer langen geheimen Untersuchungshaft; der stets sich erneuernde bittere Schmerz, der Willkür eines verachteten, eines gehaßten und hassenden Untersuchungsrichters preisgegeben zu sein, das alles, was andere Gefangene nur zum Teil und in geringerem Maße traf — es häufte sich verderbend und vernichtend über dem Haupte des unglücklichen Weidig." So Karl Welcker in seinem Buch „Geheime Inquisition, Zensur und Kabinettsjustiz in verderblichem Bunde". Der Fall Weidig erregte ungeheures Aufsehen. Denn er enthüllte die Willkür der politischen Geheimjustiz und ihrer Werkzeuge in grauenhaften Zügen. — Weidig ist 1791 zu Oberkleen (Kreis Wetzlar) geboren und wurde Rektor an der Lateinischen Schule zu Butzbach (Hessen). Er war, kurz gesagt, ein freidenkender Mann, dessen „revolutionäre Umtriebe" weder erwiesen noch bedeutend genug gewesen wären, ihn eines schweren politischen Vergehens zu zeihen. Am 23. Februar 1837 wurde laut, daß Weidig sich im Untersuchungsgefängnis zu Darmstadt selbst entleibt habe. Die Untersuchung ergab die Gewißheit, daß Weidig von dem Untersuchungsrichter, dem Grh. hessischen Hofgerichtsrat Georgi, einem notorischen Trunkenbold, unmenschlich gepeinigt und sein qualvoller Selbstmord durch vorangegangene körperliche Mißhandlungen von Georgi herbeigeführt war.

Der Pfarrer Weidig an seine Frau
aus dem Untersuchungskerker.

Darmstadt, 5. März 1836.

Mein geliebtes Herzensweib!... Ich muß Dir sagen, daß ich seit Schluß des vorigen Jahres mit geringen Unterbrechungen krank und gemütskrank bin, und daß mein Gesundheitszustand noch immer sehr schwankend ist und daß ich, obgleich der Arzt Genesung mir zusagt, doch auf alles gefaßt bin. Doch Du und die Kinder, Ihr seid wohl, und das ist es, was ich jede Stunde des Tages und viele Stunden der Nacht von Gott erfleht habe. Meiner Lieder zum Geburtstage von Wilhelm und Friedegard erwähnte ich früher. [Weidig schickt seiner Frau zwei sehnsüchtige Lieder.] Der Allmächtige erfülle diese Lieder bald. Ich trage überhaupt noch etwa vierzig Lieder aus der Zeit, wo mein Kopf noch hell war, in meinem Gedächtnis herum als wohltätige Gesellschafter meiner Einsamkeit. Mein Kopf ist übrigens noch sehr krank und ich habe sehr oft Bilder und Erscheinungen, die ganz entgegengesetzter Art sind. [Weidig hatte Halluzinationen, er sah z. B. im wachen Zustand des Nachts zweimal Särge, „die aus lauter falschen Protokollen gezimmert waren".] Diese Nacht kam Friedegard [nach Weidigs Gefangensetzung geboren] mit der Amme zu mir, daß ich sie leibhaftig sah und begrüßte. — Übrigens bin ich noch derselbe, der ich war, und ich wiederhole Dir ganz dieselben Versicherungen, die ich Dir bei meinem Scheiden aus Friedberg gab und kann und werde sie wiederholen, so lange noch ein Atemzug in meiner Brust sich regt. Ich ... wiederhole Dir die Bitte ..., daß Du als mein Anwalt alles widersprichst, was etwa Nachteiliges gegen mich gesprochen wird und hierin niemandem Glauben schenkst als mir und Deinem Herzen, denn man lügt gerne auf die Leute, insbesondere auf Lebendigbegrabene ... Ich muß schließen, die Wut der Schmerzen in meinem Kopfe und in meiner Brust ist, obgleich oft versteckt, jetzt wieder satanisch und ich grüße Dich und unsere Kinder mit der treusten unveränderlichen Liebe.

Dein Fritz.

Dieser und andere Briefe durften nicht an die Gattin des

kranken, verzweifelten Mannes abgehen, sie wurden sogar auch nachher noch viele Jahre „aus staatspolizeilichen Gründen" zurückgehalten. Man versteht die Gründe, und versteht auch, warum das Volk öffentliche Gerichtsbarkeit forderte.

Bundesbeschluß gegen das „junge Deutschland". 10. Dezember 1835.

Nachdem sich in Deutschland in neuerer Zeit und zuletzt unter der Benennung „das junge Deutschland" oder „die junge Literatur", eine literarische Schule gebildet hat, deren Bemühungen unverhohlen dahin gehen, in belletristischen, für alle Klassen von Lesern zugänglichen Schriften die christliche Religion auf die frechste Weise anzugreifen, die bestehenden sozialen Verhältnisse herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerstören: so hat die deutsche Bundesversammlung ... sich zu nachstehenden Bestimmungen vereiniget:

Sämtliche deutsche Regierungen übernehmen die Verpflichtung, gegen die Verfasser, Verleger, Drucker und Verbreiter der Schriften aus der unter der Bezeichnung „das junge Deutschland" oder „die junge Literatur" bekannten literarischen Schule, zu welcher namentlich Heinr. Heine, Carl Gutzkow, Heinr. Laube, Ludolf Wienbarg und Theodor Mundt gehören, die Straf- und Polizeigesetze ihres Landes, sowie die gegen den Mißbrauch der Presse bestehenden Vorschriften, nach ihrer vollen Strenge in Anwendung zu bringen, auch die Verbreitung dieser Schriften ... mit allen ihnen gesetzlich zu Gebot stehenden Mitteln zu verhindern.

Corpus juris Confœderationis Germanicae II.

Das gleiche Verbot traf die Verlagshandlungen des Lit. Comptoirs in Zürich; Julius Fröbel u. Co. in Zürich; des Lit. Instituts in Herisau; der Schläpferschen Buchhandlung in Herisau; Jenni und Sohn in Bern u. a. — Campe, der Verleger Heines, war geradezu ein Genie im Kleinkrieg mit der Zensur, er führte ihn mit Lust und häufigem Erfolg.

Die Göttinger Sieben.

Am 20. Juni 1837 starb König Wilhelm IV. von England und Hannover. Die beiden Länder wurden getrennt, der Herzog von Cumberland bestieg als Ernst August den hannöverschen Thron. Am

28. Juni vertagte er die Stände. Am 5. Juli erklärte der das Staatsgrundgesetz für unverbindlich, am 1. November hob er es auf und führte die Verfassung von 1819 wieder ein. Am 18. November unterzeichneten die sieben Göttinger Professoren: Dahlmann, Albrecht, Jakob und Wilhelm Grimm, Wilhelm Weber, Ewald und Gervinus den Protest gegen den Verfassungsbruch des Königs. Sie wurden entlassen; Dahlmann, Jakob Grimm und Gervinus binnen dreier Tage des Landes verwiesen. Der Welfe hintertrieb in seiner Rachsucht jede Berufung der Verbannten. „Das Ereignis goß wieder frisches Lebensblut einträchtiger vaterländischer Überzeugung in die Adern Deutschlands", sagt Dahlmann. Eine segensreiche Folge der Verbannung der beiden Grimm war die, daß der Buchhändler Hirzel sie zur Abfassung des deutschen Wörterbuchs anregte. Die Brüder Grimm kamen später in Berlin unter.

Jakob Grimm über seine Entlassung.

J. Grimms Verwahrungsschrift gegen seine Entlassung trug das Motto: war sint die eide kamen? „Wohin sind die Eide gekommen?" Sie hatte eine mächtige Wirkung.

Der Wetterstrahl, von dem mein stilles Haus getroffen wurde, bewegt die Herzen in weiten Kreisen. Ist es bloß menschliches Mitgefühl, oder hat sich der Schlag elektrisch fort verbreitet, und ist es zugleich Furcht, daß ein eigner Besitz gefährdet werde? Nicht der Arm der Gerechtigkeit, die Gewalt nötigte mich, ein Land zu räumen, in das man mich berufen, wo ich acht Jahre in treuem, ehrenvollem Dienste zugebracht hatte. „Gib dem Herrn eine Hand, er ist ein Flüchtling," sagte eine Großmutter zu ihrem Enkel, als ich am 16. Dezember die Grenze überschritten hatte. Und wo ward ich so genannt? In meinem Geburtslande, das an dem Abend desselben Tages ungern mich wieder aufnahm, meine Gefährten sogar von sich stieß ... Ich bin keiner so weichlichen Gelassenheit, daß ich mein Recht unverteidigt preisgeben und von allen in das Kreuz oder die Quere laufenden Tagesmeinungen verdrehen lassen möchte: mein gutes Recht, das, wie unbedeutend es der Welt scheinen mag, für mich den Inbegriff alles dessen enthält, was ich errungen habe, und, ohne Makel, ungelästert hüten will. Nur die Wahrheit währt, und selbst Übelgesinnte oder Schwache, die sie nicht laut bekennen, fühlen sich insgeheim

von ihr durchzuckt ... Nie, von früh auf bis jetzt, ist mir oder meinem Bruder von irgendeiner Regierung Unterstützung oder Auszeichnung zuteil geworden: einige Male jener, war ich dieser nie bedürftig. Diese Unabhängigkeit hat meine Seele gestählt, sie widersteht Anmutungen, welche die Reinheit meines Bewußtseins beflecken wollen.

Was ist es denn für ein Ereignis, das an die abgelegene Kammer meiner einförmigen und harmlosen Beschäftigungen schlägt, eindringt und mich herauswirft? Wer, vor einem Jahre noch, hätte mir die Möglichkeit eingeredet, daß eine zurückgezogene, unbeleidigende Existenz beeinträchtigt, beleidigt und verletzt werden könnte? Der Grund ist, weil ich eine vom Land, in das ich aufgenommen war, ohne alles mein Zutun, mir auferlegte Pflicht nicht brechen wollte, und als die drohende Anforderung an mich trat, das zu tun, was ich ohne Meineid nicht tun konnte, nicht zauderte, der Stimme meines Gewissens zu folgen. Mich hat das, was weder mein Herz noch die Gedanken meiner Seele erfüllte, plötzlich mit unabwendbarer Notwendigkeit ergriffen und fortgezogen. Wie ein ruhig wandelnder Mann in ein Handgemenge gerät, aus dem ein Ruf erschallt, dem er auf der Stelle gehorchen muß, sehe ich mich in eine öffentliche Angelegenheit verflochten, der ich keinen Fußbreit ausweichen darf, nicht erst lange umblicken, was Hunderttausende tun oder nicht tun, die gleich mir zu ihrer Aufrechthaltung verbunden sind ...

Kein anderer Bestandteil des ganzen Königreichs konnte von dieser Begebenheit [dem Bruch der Verfassung durch den König] lebhafter und tiefer ergriffen werden als die Universität. Die deutschen hohen Schulen, so lange ihre bewährte und treffliche Einrichtung stehn bleiben wird, sind nicht bloß der zu- und abströmenden Menge der Jünglinge, sondern auch der genau darauf berechneten Eigenheiten der Lehrer wegen, höchst reizbar und empfindlich für alles, was im Lande Gutes oder Böses geschieht. Wäre dem anders, sie würden aufhören, ihren Zweck, so wie bisher, zu erfüllen. Der offne, unverdorbene Sinn der Jugend fordert, daß auch die Lehren-

den, bei aller Gelegenheit, jede Frage über wichtige Lebens- und Staatsverhältnisse auf ihren reinsten und sittlichsten Gehalt zurückführen und mit redlicher Wahrheit beantworten. Da gilt kein Heucheln, und so stark ist die Gewalt des Rechts und der Tugend auf das noch uneingenommene Gemüt der Zuhörer, daß sie sich ihm von selbst zuwenden und über jede Entstellung Widerwillen empfinden. Da kann auch nicht hinterm Berg gehalten werden mit freier, nur durch die innere Überzeugung gefesselter Lehre über das Wesen, die Bedingungen und die Folgen einer beglückenden Regierung. .. Die Wissenschaft bewahrt die edelsten Erwerbungen des Menschen, die höchsten irdischen Güter, aber was ist sie gegen die Grundlage des Daseins wert, ich meine: gegen die ungebeugte Ehrfurcht vor göttlichen Geboten? Sie wird, von dieser abgetrennt, wie jene italienischen von Marmor täuschend nachgeahmten Früchte, ein eitles Schaugericht, das niemand sättigt und nährt. .. Die Geschichte zeigt uns edle und freie Männer, welche es wagten, vor dem Angesicht der Könige die volle Wahrheit zu sagen; das Befugtsein gehört denen, die den Mut dazu haben. Oft hat ihr Bekenntnis gefruchtet, zuweilen hat es sie verderbt, nicht ihren Namen. .. Der König verfügte, nachdem ein kurzes inquisitorisches Verfahren über die Verbreitung des Protestes (wobei ich das erstemal in meinem Leben vor irgendeinem Gericht erschien) vorausgegangen war, unterm 11. Dezember nicht Suspension, sondern förmliche Entlassung der sieben Professoren aus seinem Dienst. Dreien darunter, welche Exemplare des Protestes anderwärts mitgeteilt hatten, wurde binnen dreien Tagen Frist das Land zu räumen auferlegt, widrigenfalls sie gefänglich eingezogen werden sollten. Wer möchte aber schuldlos im Kerker schmachten!...

Durch diesen ohne Urteil und Recht, selbst mit Verletzung der in des Königs eigenen Patenten vorgeschriebenen Formen, ausgesprochenen Entsetzungsakt erachte ich mich meines wohlerworbenen Rechtes auf mein Amt und den damit verbundenen Gehalt noch nicht beraubt, und gedenke alle mir dagegen zu Gebote stehenden Mittel gerichtlich zu verfolgen.

Der Gewalt zu weichen war ich gezwungen.... Solange ich aber den Atem ziehe, will ich froh sein, getan zu haben was ich tat, und das fühle ich getrost, was von meinen Arbeiten mich selbst überdauern kann, daß es dadurch nicht verlieren, sondern gewinnen werde.

Jakob Grimm, über meine Entlassung.

Der beschränkte Untertanenverstand.

Einer der sieben Göttinger Professoren, der Lehrer des Staatsrechts Albrecht, stammte aus Elbing. Als nun eine Anzahl Elbinger Bürger an die „Göttinger Sieben" ein zustimmendes Schreiben richteten und veröffentlichten, erteilte ihnen der preußische Minister des Innern, von Rochow, folgenden amtlichen Verweis:

Dem Untertan ziemt es nicht, an die Handlungen des Staatsoberhauptes den Maßstab seiner beschränkten Einsicht anzulegen und sich in dünkelhaftem Übermute ein öffentliches Urteil über die Rechtmäßigkeit derselben anzumaßen; die Unterzeichner der Adresse hätten daher in dem Benehmen der Göttinger Professoren nicht eine Verteidigung der gesetzlichen Ordnung, sondern nur ein unziemliches Auflehnen, ein vermessenes Unternehmen erblicken sollen.

Biedermann, Dreißig Jahre deutscher Geschichte von 1840—1870.

„Knüppel aus dem Sack!"

Jakob Grimm schickte am 31. Mai 1838 das folgende Gedicht Hoffmanns (von Fallersleben) an Dahlmann mit den begleiten- Worten: „Beiliegendes Gedicht vom Breslauer Hoffmann drückt nicht übel unsere jetzige Stimmung aus."

Motto: Facit indignatio versus.

Von allen Wünschen in der Welt
nur einer mir anjetzt gefällt,
nur: Knüppel aus dem Sack!
Und gäbe Gott mir Wunschesmacht,
ich dächte nur bei Tag und Nacht
nur: Knüppel aus dem Sack!

Dann braucht ich weder Gut noch Gold,
ich machte mir die Welt schon hold
mit: Knüppel aus dem Sack!

Ich wär ein Sieger und ein Held,
der erst und beste Mann der Welt
mit Knüppel aus dem Sack!

Ich schaffte Freiheit, Recht und Ruh
und fröhlichs Leben noch dazu
beim: Knüppel aus dem Sack!
Und wollt ich selbst recht lustig sein,
so ließ ich tanzen Groß und Klein
beim: Knüppel aus dem Sack!

O Märchen, würdest du doch wahr
nur einen einzigen Tag im Jahr,
o Knüppel aus dem Sack!
Ich gäbe drum, ich weiß nicht was
und schlüge drein ohn Unterlaß:
Frisch Knüppel aus dem Sack
    aufs Lumpenpack!
    aufs Hundepack!

Von 1840 bis 1848.



Friedrich Wilhelm III. starb nach 42jähriger Regierung am 7. Juni 1840. Eine Art stiller Übereinkunft hatte unter den Parteien des Landes bewirkt, daß die Ruhe des Greises nicht durch politische Bewegungen gestört werde. Um so lebhafter regten sich Hoffnungen und Wünsche seinem Nachfolger gegenüber. Die ersten Regierungshandlungen des neuen Königs Friedrich Wilhelms IV. riefen große Befriedigung hervor. Am 10. August 1840 erging eine Amnestie für alle politischen Verbrechen und Vergehen. Der alte General von Boyen wurde wieder hervorgeholt und bald zum Kriegsminister ernannt; E. M. Arndt erhielt eine Professur in Bonn; der Turnvater Jahn wurde der polizeilichen Aufsicht entzogen, die Gebrüder Grimm nach Berlin berufen. Schon im Juli 1840 ging eine große nationale Wallung durch das

deutsche Volk, als der französische Premierminister Thiers Deutschland mit Krieg bedrohte, weil die vier Großmächte den Sultan in Schutz nahmen gegen den von Frankreich begünstigten Vizekönig von Ägypten. Damals entstand Beckers Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein" und die „Wacht am Rhein".

Zwei politische Ideen beschäftigten in der Hauptsache den beweglichen Geist des Königs: die Reform des deutschen Bundes zu strafferer, namentlich auch militärischer Einheit und der Aufbau des ständischen Staates in Preußen. Metternich versagte in der Frage der Bundesreform und beargwöhnte die ständischen Pläne des Königs. — Schon bei den Huldigungen in Königsberg und Berlin trat die große Enttäuschung in der Verfassungsfrage ein. Der König hatte mit seinen oratorisch glänzenden Reden zuerst einige Hoffnung erweckt, schlug aber den Antrag der preußischen Stände auf Einlösung des Versprechens vom Jahre 1815 durch eine Kabinettsordre vom 4. Oktober 1840 ausdrücklich und endgültig nieder. Friedrich Wilhelm umgab sich mit streng konservativen Männern: Eichhorn, v. Thile, Stahl, Schelling u. a.; seine kirchlichen Bestrebungen stießen auf Mißtrauen und Widerstand. — In Deutschland entstand durch den Streit über die Ausstellung des Rocks Christi in Trier eine heftige Bewegung. Johannes Ronge, ein schlesischer Priester, hatte in einem offenen Brief an den Bischof Korum gegen die Reliquie protestiert. In Leipzig taten sich die dissidierenden „deutschkatholischen" Gemeinden zusammen. Hier kam es zu einem blutigen Aufruhr. Polizeischikanen machten die Deutschkatholiken und protestantischen Lichtfreunde zu Märtyrern. — Überall regte sich die liberale und radikale Opposition. Seit 1839 traten die Führer der deutschen Kammerliberalen zu wiederholten Beratungen zusammen: v. Itzstein und Hecker; Welcker, Bassermann, Heinrich von Gagern; Robert Blum, Johann Jacoby u. a., die später in der Revolution hervortraten. Richtete sich ihre Agitation mehr auf innerpolitische Reformen, so gab auf den Wanderversammlungen deutscher Gelehrter, bei denen Dahlmann, E. M. Arndt, Grimm, Uhland, Gervinus hervorragten,

die nationale Einheitsidee den Grundton. Diese Kreise schufen sich ein Organ in der „Deutschen Zeitung“ (seit 1847 in Heidelberg). Daneben fanden kommunistische Ideen Eingang aus Frankreich. Die Polen, überall in allen Revolutionen tätig, fanden begeisterte und aufopfernde Liebe. Anfangs 1846 wurde in Krakau der Sitz der polnischen Verschwörungen entdeckt, der Führer Louis Mieroslawski u. a. verhaftet. Im selben Jahre schlugen die Schutzmächte Rußland, Österreich, Preußen den galizischen Aufstand nieder. — Noch tiefer griff das Schicksal Schleswig-Holsteins den Deutschen ans Herz, als der König Christian VIII. in seinem „Offenen Briefe“ die Herzogtümer für die Krone Dänemark reklamierte. Der Bundestag behandelte diese wie alle nationalen Fragen ohne nationales Ehrgefühl. — Entscheidend aber für die Geschicke Deutschlands wurde die preußische Verfassungsfrage. Friedrich Wilhem IV. war auf dem ständischen Wege fortgeschritten. Er hatte den Ständen der einzelnen Provinzen den Zusammentritt in zweijährigem Abstand bewilligt, dann die Versammlung von Ausschüssen aller Stände in Berlin angeordnet. Es handelte sich um die Bewilligung von Eisenbahnkrediten. Als die Ausschüsse sich für nicht zuständig erklärten, verfiel der König auf den Ausweg, sämtliche Provinzialstände als Reichsstände zu einem „Vereinigten Landtag“ nach Berlin zu rufen. Dieser Landtag wurde ein Fehlschlag für die Krone, er wurde die Plattform der liberalen parlamentarischen Opposition. Diese stand in der Gunst der gesamtdeutschen Popularität — die Krone Preußen erschien mehr wie je als der Hort alles Rückschritts. — In Bayern führte der Lola-Skandal zu schwerer Erschütterung des königlichen Ansehens. — Der alte Fürst Metternich erlitt eine politische Niederlage nach der andern: in ganz Italien, in der Schweiz. — Gegen Ende des Jahres 1847 traten in einer großen Volksversammlung zu Offenburg in Baden Hecker und Struve mit der sozialen Republik hervor. In Heppenheim an der Bergstraße beschlossen die deutschen Kammerliberalen, vorzugsweise auf einen Zollkongreß und auf die Verwirklichung der Einheit hinzuarbeiten. Zu diesem Zwecke sollten in den Einzellandtagen geeignete An-

träge gestellt werden. Bassermann machte am 5. Februar 1848 in der badischen Kammer den Anfang. Die Aufnahme war begeistert, die Regierung verhielt sich ablehnend. Da brach in Frankreich die Revolution aus.

Leopold von Ranke über Friedrich Wilhelm IV.

Darin lag das eigentümliche Geschick Friedrich Wilhelms IV., daß seine Handlungen in weite Ferne gewirkt haben, ohne ihm selbst Genugtuung zu verschaffen. Es war in ihm eine umfassende Voraussicht, die vielseitigste Wahrnehmung aller der einander in der Welt bekämpfenden Elemente, nicht ohne Sympathie nach verschiedenen Seiten hin, aber zugleich eine gewissenhafte Wahrung seines Standpunktes. Er verband eine auffallende Flexibilität im einzelnen mit unbeirrtem Festhalten in der Hauptsache. Diese Eigenschaften gehörten vielleicht dazu, um die revolutionären Stürme seiner Zeit zu bestehen, ohne die Monarchie aufzugeben. Für die Folgezeit ist das fast noch bedeutender geworden als für die damalige . . .

Es bleibe dahingestellt, ob König Friedrich Wilhelm dem Sturm des 18. März nicht besser hätte widerstehen sollen. Er hat dem Verfasser dieser Zeilen später oft gesagt: „Damals lagen wir alle auf dem Bauche." Jener Moment trat ein, in welchem er, auf den Balkon des Schlosses tretend, die Volksbewegung gleichsam anerkannte. Für ihn war es zugleich verführerisch und verwirrend, daß sich die deutsche Frage, die er immer im Herzen getragen, plötzlich dringender als jemals erhob und eine Entscheidung derselben von seiner Seite möglich schien. Der König hat einen Augenblick geglaubt, durch eine Wiederberufung des Vereinigten Landtags der preußischen sowohl wie der deutschen Bewegung gerecht zu werden. Allein wie ganz vergeblich war dies Bemühen! . . .

Wenn es mir erlaubt ist, noch etwas aus meiner Erinnerung hinzuzufügen, so wäre es Folgendes. Als ich den König im Sommer des Jahres 1848 zum erstenmal wiedersah, so machte er mir den Eindruck eines jungen Mannes,

voll von Geist und Kenntnissen, der aber in dem Examen, man erlaube dieses Wort dem Professor, durch irgendeine Zufälligkeit durchgefallen ist. Ranke, Friedrich Wilhelm IV. 1878.

Josef Maria von Radowitz.

Radowitz ist geboren am 6. Febr. 1797 in Blankenburg, aus ungarischem Geblüt. Seine Mutter ist eine sächsische Adelige. 1813 wird er westfälisch-französischer Leutnant, nachdem er auf der Militärschule zu Charleroi und auf der école polytechnique in Paris vorgebildet war. In der Völkerschlacht bei Leipzig verwundet, macht er in kurhessischen Diensten den Krieg in Frankreich mit. 1823 tritt er in den preußischen Generalstab ein und wird Lehrer an der Kriegsschule. 1828 heiratet er die Gräfin Marie von Voß. Der Kreis des Kronprinzen Friedrich Wilhelm nimmt ihn auf, er schließt sich 1830 an den „Klub in der Wilhelmstraße" an, wo die Brüder Leopold und Ludwig von Gerlach mit Gesinnungsverwandten eine christlich-germanische Partei bilden. Radowitz schrieb viel in das von diesem Kreise ausgehende „Politische Wochenblatt", das Organ der absolutistisch-romantischen Politiker, welche in der Erneuerung des alten deutschen Patrimonialstaates das Heil erblickten. Den Wendepunkt im Leben von Radowitz bedeutet die Freundschaft mit dem König Friedrich Wilhelm IV. 1836 wird er Militärbevollmächtigter am Bundestag, 1840 geht er gelegentlich der französischen Krisis mit Grolman in Sachen der Bundesreform an die deutschen Höfe, 1842 als Gesandter nach Karlsruhe. Die Denkschrift von Radowitz über die Reform des Bundes findet die Billigung des Königs, sie liegt seinen Verhandlungen mit dem Wiener Kabinett, im März 1848, zugrunde. Die Revolution vereitelte diese Bemühungen. In der Paulskirche war Radowitz der Führer der äußersten Rechten, und durch seine reiche Bildung, seine vollendete Form, durch glänzende rhetorische Begabung im Stile des englischen Parlaments ihr bedeutendster Führer. Vertrauen hat er im Nationalparlament nie genossen. Die Undurchdringlichkeit seiner Natur, seine mystische Frömmigkeit, die Freundschaft mit dem König machte ihn allen Parteien verdächtig. Das Ziel seines heißen Ehrgeizes war: Deutschland national zu einigen und den religiösen Gegensätzen im Nationalstaat ihre zerstörende Macht zu nehmen, ohne sie aufzuheben. Er selbst war ein tief religiöser Katholik. — Der Versuch der preußischen „Union" geschah unter seinem Anstoß und unter seiner Leitung. Radowitz gelangte endlich an die Leitung der Geschäfte. 1850 übernahm er das Ministerium des Auswärtigen, legte es aber nieder, als seine kriegerische Politik gegen Österreich an der Energielosigkeit des Königs scheiterte. Es kam der Tag von Olmütz und die endgültige Niederlage Preußens. — Rado-

witz hat das tragische Schicksal seines Königs geteilt: ein großes Wollen und das Scheitern großgedachter Pläne. Er starb 1853 in Berlin. Bismarck hat ihn den „Garderobier der mittelalterlichen Phantasie des Königs Friedrich Wilhelm IV." genannt. Radowitz war mehr. Freilich blieb er in den Augen der Nation „nur der Freund seines Fürsten und wurde ihr nie zum nationalen Staatsmann". (Meinecke.) Denn er war keine autochthone, im ganzen keine deutsche Natur.

Gerlach über Friedrich Wilhelm IV. und Radowitz.

Die Verehrung des Königs für Radowitz beruht auf zwei Dingen: 1) seinem scheinbar scharf logisch-mathematischen Raisonnement, bei dem seine gedankenlose Indifferenz es ihm möglich macht, jeden Widerspruch mit dem Könige zu vermeiden. Nun sieht der König in dieser seinem Ideengange ganz entgegengesetzten Denkart die Probe für das Exempel, was er sich zusammengerechnet, und hält sich so seiner Sache gewiß. 2) Der König hält seine Minister und auch mich für Rindvieh, schon darum, weil jene mit ihm kurrente und praktische Geschäfte abmachen müssen, welche nie seinen Ideen entsprechen. Er traut sich nicht die Fähigkeit zu, diese Minister sich folgsam zu machen, auch nicht die, andre zu finden, er gibt also diesen Weg auf und glaubt, in Radowitz einen gefunden zu haben, von Deutschland aus Preußen zu reformieren, wie das Radowitz in „Deutschland und Friedrich Wilhelm IV." geradezu eingesteht.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopolds von Gerlach I.

Zar Nikolaus.

Viktor Hehn erzählt: Kaiser Nikolaus, der einen wahren Haß gegen die Bildung hatte, erließ einen denkwürdigen Befehl: in den niederen Schulen Geometrie zu lehren, doch ohne Beweise. Erst in den sogenannten edelgeborenen Schulen sollten auch die Beweise gelehrt werden ....

Noch ein Charakterzug des Kaisers Nikolaus. In Rom sah er die Tochter eines nach Sibirien verwiesenen politischen Verbrechers und wußte ihr nichts anderes zu sagen als: „Nicht wahr, hier ist es wärmer als in Sibirien?" ....

Unter Kaiser Nikolaus war es (wie mir ein Zensor ver-

sichert) verboten, von dem schlechten Klima Petersburgs zu sprechen. Das Wetter durfte schlecht genannt werden, nicht das Klima. Ebensowenig durfte jemand im Reiche hungern. Der Kaiser Nikolaus besuchte einmal ein Hospital, trat zu dem Bette eines Typhuskranken und fragte den Arzt, aus welcher Ursache die Krankheit wohl entstanden sei. „Wohl durch Hunger", sagte der Doktor. Der Kaiser sah ihn grimmig an und ging weiter. Beim Abschiede trat der Kaiser nochmals auf ihn zu und sagte: „Du, nimm dein Maul besser in acht" (wörtlich: Halte die Zunge hinter den Zähnen). Am nächsten Tage hatte der Arzt seinen Posten verloren.

Victor Hehn, De moribus Ruthenorum.

Friedrich Wilhelm IV. und Zar Nikolaus.

September 1841.

Friedrich Wilhelm IV. sagte bei einer Musterung des 6. Kürassierregiments in der Nähe von Kalisch:

Der Kaiser von Rußland ist nicht allein mein Verwandter, er ist auch der innigste und beste Freund, den ich habe; er ist ein wahrer Freund Preußens.

Crusenstolpe, Der Russische Hof von Peter I. bis auf Nikolaus I.

Bunsen über Parteien, Fürsten und den König.

Clemens Theodor Perthes hat „Politische Aufzeichnungen über das Jahr 1848" hinterlassen, die sein Sohn Otto Perthes veröffentlicht hat. Seine Quellen bilden die direkten Mitteilungen seiner Freunde, welche die Märztage in der Umgebung des Königs durchlebt, und von denen einzelne handelnd in den Gang der Ereignisse eingegriffen haben. Es sind dies vor allem: der spätere Kriegsminister von Roon, damals militärischer Begleiter des Prinzen Friedrich Carl; Graf Albert Pourtalès, der spätere Gesandte in Paris; Graf von der Goltz, später Oberst der Königshusaren in Bonn; General Fischer und Graf Oriola. Einzelne Mitteilungen stammen von dem damaligen Prinzen Friedrich Wilhelm (dem späteren Kaiser Friedrich III.), von Bunsen, von den Generalen Dobeneck und Griesheim. Sie sind ergänzt durch Schriftstücke aus dem Nachlaß des Ministers von Bodelschwingh. Eine Anzahl Mitteilungen ist zuerst veröffentlicht in den „Preußischen Jahrbüchern", Band 36, Heft 6, Juni 1889. —

Christian Karl Josias Frhr. von Bunsen (1791—1860), Gelehrter und Staatsmann. Er war ein Freund Friedrich Wilhelms IV. Während der Revolution preußischer Gesandter in England. Hochverdient um archäologische, patristische, biblische Studien. Bunsen starb am 28. November 1860 in Bonn.

Viele reden von dem Herannahen einer großen Revolution. Wenige glauben daran. Das Bestehende hat niemand für sich, auch nicht die Fürsten. Es ist ein wunderlicher Knäuel von Parteiembryonen, welche gegen den bestehenden Staat Front zu machen suchen. — Die dynastische Partei fordert Heiligendienst für höchst unheilige Fürstenpersönlichkeiten. Viel menschliches Wohlwollen und guter Willen, aber wenig königlicher Willen und königliche Kraft bei den Fürsten. — Die Konservativen wollen wohl, wissen aber nicht was; auch sie negieren nur, obschon in positiver Form. Sie haben die Kraft des Kindes, den Verstand des Knaben, die Phantasie des Jünglings und vom Mann wenig mehr als die Jahre. Weil sie nur für alle Zukunft bauen möchten, bauen sie gar nicht. — Konstitutionelle wollen politische Formen, die weder durch das Leben gefordert, noch durch das Volksbewußtsein getragen werden. — Unser König hat eine gewaltsame anregende und aufregende Kraft, ist sich dieser Kraft bewußt, freut sich derselben und liebt es, sie zu üben und ihre Wirkung zu sehen. Sie ist gefährlich, weil ihr ein bestimmter Gegenstand fehlt, weil sie als Spiel behandelt wird. Das Kind freut sich, wenn der Vogel, den es am Bande fliegen läßt, sich recht frei geberdet wie ein wirklich freier Vogel; aber um keinen Preis würde es den Faden zerschneiden und den Schein zur Wahrheit machen. — Der König betrachtet sich durchaus wie einen Inspirierten. Geheimnisvoll sagte er 1844 zu Bunsen: „Ihr alle meint es gut mit mir und seid auch gut zur Ausführung, aber es gibt Dinge, die man nur als König weiß, die ich selbst als Kronprinz nicht gewußt und nun erst als König erfahren habe.“ Der König glaubt, daß alle anderen einen einseitigen Standpunkt hätten und nur der König über allen schwebe. Er ist seit 6—8 Jahren enger und beschränkter

und starrer geworden in kirchlichen wie in politischen Dingen. Jetzt ist er enger wie je. (Bunsen an Perthes 1850.)

Preußische Jahrbücher, Bd. 63. Heft 8. 1889.

Arndt an Bunsen über seine Wiederanstellung.

Bonn, 15. Juli 1840.

Eben vor fünf Stunden erhalte ich vom Kultusministerium die Nachricht, daß Se. Maj. der König unter dem 2. d. M. geruht habe, das mich betreffende Verbot, Vorlesungen zu halten, aufzuheben. Ich kann nun aus diesen wenigen Worten noch nicht deuten, inwieweit manches andere auf meine Verhältnisse und die Anklagen und Verfolgungen von weiland Bezügliche dadurch geändert und modifiziert wird; denn es sind in Hinsicht auf diese Geschichte noch manche Dornen und Knoten, die auch abgestoßen und gelöst sein müssen. Doch bin ich, wie sich wohl von selbst versteht, über dieses Zeichen der königlichen Gnade erfreut und gerührt, obgleich ich leider wohl ausrufen muß: Glück, du kommst zu spät! Meine Jahre sind unter mir hingeronnen, und der alte mürbe Fechter ist mit dem Ruhestäbchen zu beschenken. In der Beziehung deucht mir, was vor zehn Jahren noch erfreulich gewesen wäre, ziemlich gleichgültig.

Chr. C. Josias von Bunsen. Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Witwe. II.

Michael Bakunin an Alexander Herzen.

Der Russe Bakunin ist der Feuerbrand der Revolutionen bis zur Kommune 1871 in Paris. Er ist geboren 1814 und starb 1876. An allen Aufständen, die Europa erschütterten, nahm er tätigen oder beratenden Anteil. Seine Beziehungen zu Richard Wagner, Georg Herwegh u. a. sind bekannt. Von 1851—1860 lebte er als Verbannter in Sibirien, entkam aber nach Japan. — In Deutschland trat er während des Maiaufstandes in Dresden hervor.

Berlin, 23. Oktober 1840.

Berlin ist eine gute Stadt, — vortreffliche Musik, billiges Leben, sehr anständiges Theater, in den Konditoreien viele Zeitungen, und ich lese sie alle der Reihe nach, — mit einem Worte, alles gut, sehr gut. — Die Deutschen sind

schreckliche Philister. Wäre der zehnte Teil ihres reichen geistigen Bewußtseins ins Leben übergegangen, so wären sie herrliche Leute, bis jetzt aber sind sie, ach! ein höchst lächerliches Volk! Da hast du zwei Inschriften, die ich an den Häusern während der letzten Feierlichkeiten [der Huldigung] gelesen habe. Auf einer ist der preußische Adler gemalt und unter ihm ein bügelnder Schneider; unter dem Schneider steht:

Unter deinen Flügeln
Kann ich ruhig bügeln.

Auf einem andern Transparent:

Es lebe hoch das Königspaar,
Und wenn es möglich ist, zweitausend Jahr.
Doch wenn es auch unmöglich scheint,
So ist es doch recht gut gemeint.

Auf einem dritten:

Ein preußisch Herz, ein gutes Bier,
Was wollen Sie noch mehr von mir?

Jakob Grimm an Gervinus.

Cassel, 12. November 1840.

Das eitle und sündliche von den Franzosen jetzt erhobene Kriegsgeschrei zeigt uns zwar was uns fehlt, befestigt aber auch den Abstand zwischen ihrer und unsrer Art. Denn uns gebührte es, nach dem Elsaß zu schreien, nicht ihnen nach dem Rheinufer. Ihre Eitelkeit nach empfundener Besiegung treibt sie aber wie in unserm Altertum einzelne Geschlechter zu gehäuften Blutrachen.

Hoffmann von Fallersleben.

Aug. Heinr. Hoffmann, geb. 2. April 1798 zu Fallersleben (Lüneburg). Germanist, 1835 Professor in Breslau. 1842 wegen seiner „Unpolitischen Lieder" vom Amt entsetzt. Führt ein Wirtshaus- und Wanderleben. 1848 mit Pension rehabilitiert. Erlebt noch den Krieg von 1870/71 (stirbt 1874). Hoffmann war eine dem Schubart verwandte Natur. Am 26. August 1841 dichtet er auf Helgoland „Deutschland, Deutschland über alles".

Kriegslied 1841.

Alle:

Hört, wie die Trommel schlägt!
Seht, wie das Volk sich regt!
Die Fahne voran!
Wir folgen Mann für Mann,
hinaus, hinaus
von Hof und Haus!
Ihr Weiber und Kinder, gute Nacht!
Wir ziehen hinaus, hinaus in die Schlacht
mit Gott für König und Vaterland!

Ein Nachtwächter von 1813:

O Gott! wofür? wofür?
Für Fürsten-Willkür, Ruhm und Macht
zur Schlacht?
Für Hofgeschmeiß und Junker hinaus
zum Strauß?
Für unsres Volks Unmündigkeit
zum Streit?
Für Most-, Schlacht-, Mahl- und Klassensteuer
ins Feuer?
Und für Regal und für Zensur
nur
ganz untertänigst zum Gefechte?
Ich dächte, dächte —

Hoffmann, Unpolitische Lieder.

Georg Herwegh.

Georg Herwegh, geb. 31. Mai 1817 zu Stuttgart. Erst Theolog, dann freier Literat. Veröffentlicht in Zürich: „Gedichte eines Lebendigen" (1841). 1842 hat er die bekannte Audienz mit Friedrich Wilhelm IV. „Ich liebe eine gesinnungsvolle Opposition." Wird wegen eines gegen seine Absicht veröffentlichten Briefs an den König aus Preußen verwiesen. Stirbt 1875 in Zürich.

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeihn.

Laßt, o laßt das Verseschweißen!
Auf den Amboß legt das Eisen!
Heiland soll das Eisen sein.

Eure Tannen, eure Eichen —
habt die grünen Fragezeichen
deutscher Freiheit ihr gewahrt?
Nein, sie soll nicht untergehen!
Doch ihr fröhlich Auferstehen
kostet eine Höllenfahrt.

Deutsche, glaubet euren Sehern,
unsre Tage werden ehern,
unsre Zukunft klirrt in Erz;
schwarzer Tod ist unser Sold nur,
unser Gold ein Abendgold nur,
unser Rot ein blutend Herz! . .

Vor der Freiheit sei kein Frieden,
sei dem Mann kein Weib beschieden
und kein golden Korn dem Feld;
vor der Freiheit, vor dem Siege
seh' kein Säugling aus der Wiege
frohen Blickes in die Welt!

In den Städten sei nur Trauern,
bis die Freiheit von den Mauern
schwingt die Fahnen in das Land;
bis du, Rhein, durch freie Bogen
donnerst, laß die letzten Wogen
fluchend knirschen in den Sand.

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeihn.
Gen Tyrannen und Philister!
Auch das Schwert hat seine Priester,
und wir wollen Priester sein!

Georg Herwegh, Gedichte eines Lebendigen. 1841.

Vormärzliches aus Hannover.

Der Kabinettsrat v. Schele wußte die Beamten scharf zu verfolgen, die nur ganz entfernt an oppositionellen Richtungen beteiligt waren. So erzählt H. Albert Oppermann, der Schwager von Robert Prutz, daß ihm die Anstellung als Advokat trotz der besten Empfehlungen immer wieder verweigert wurde. Endlich bringt er sein Gesuch bei dem Kabinettsrat persönlich vor und weist zu dessen Begründung u. a. darauf hin, daß die Mittellosigkeit seiner Eltern ihm nicht gestatte, sich an einem anderen Orte erst eine Praxis zu schaffen. Schele unterbricht ihn: „Was ist Ihr Vater?" — „Buchbinder". — „Dann hätten Sie auch Buchbinder werden sollen." Oppermann, Geschichte des Königreichs Hannover.

Breslau in Ungnade.

Der Magistrat und die Stadtverordneten von Breslau hatten am 28. März 1841 in einer Denkschrift den Antrag gestellt: daß ein hoher Provinzial-Landtag [Schlesiens] sich vereinigen möge, des Königs Majestät alleruntertänigst zu bitten: die verheißene reichsständische Verfassung nach den Grundzügen der Verordnungen des hochseligen Königs vom 22. Mai 1815 und 17. Januar 1820 nunmehr gnädigst einzuführen. Daraufhin wurde am 18. Mai 1841 den Petenten auf Allerhöchsten Spezialbefehl das folgende eröffnet:

Daß Se. Maj. sich entschieden dahin auszusprechen geruht hätten, bei dem von Allerhöchstdemselben der Stadt Breslau in diesem Herbste zugedachten Besuche, weder eine feierliche Einholung noch irgendein Fest von der Stadt annehmen zu wollen, weil die Petenten durch ihre Abgeordneten auf dem 6. [schlesischen] Provinziallandtage eine Petition um reichsständische Verfassungen vorgeschlagen hätten, Se. Majestät aber in diesem Antrage ... geradezu eine offene Opposition erblicken müßten.

Ein Jahr später sagte der König zu Georg Herwegh: „Ich liebe eine gesinnungsvolle Opposition."

Der deutsche Zollverein.

Der Deutsche Bund hatte zwar Anläufe genommen, gemeinsame Verordnungen für Handel und Verkehr der verbündeten Staaten zu treffen, aber sie waren am Einspruch Hannovers und

Bayerns gescheitert. Preußen ging nun unter manchen Opfern auf eigene Faust konsequent, klug und erfolgreich vor. Das preußische Staatsgebiet hatte allein 60 verschiedene Zoll- und Akzisentarife, und zu all diesen Zollgrenzen kam die schrankenlose Einfuhr englischer Waren. Am 26. Mai 1818 fielen durch Gesetz alle Zollschranken innerhalb der preußischen Monarchie. Das preußische Zollsystem umfaßte jetzt 10 Millionen Einwohner. Aber Preußens Zollgrenzen berührten 28 andere deutsche Gebiete und schlossen 18 andere deutsche Staaten als Enklaven ein. Die von der preußischen Zollvereinigung berührten deutschen Kleinstaaten fühlten sich in ihrer Souveränität gekränkt und eröffneten eine Agitation gegen die preußischen Zollbestrebungen. Aber Preußen blieb fest und erklärte, daß nur durch Verträge mit einzelnen Staaten zu helfen sei. Dem Bunde, der ihm Halt gebieten wollte, widersetzte es sich mit Berufung auf seine Souveränität. Im Jahre 1823 hatten sich durch Verträge angeschlossen: Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt, Sachsen-Weimar, Anhalt-Bernburg, 1828 folgte Hessen-Darmstadt. Die Gegenagitation gegen Preußens Zollpolitik schloß im September 1828 Hannover, Sachsen, Kurhessen u. a. zu einem Sonderbunde auf 6 Jahre zusammen, trotzdem die wohltätigen Folgen der Zolleinigung mit Preußen schon offenbar geworden waren. In den süddeutschen Staaten waren die Kammern wie die öffentliche Meinung gegen eine Zolleinigung mit Preußen, der süddeutsche Liberalismus fürchtete den Einfluß des absolutistischen Nordstaates. Aber die Regierungen setzten ihren Plan durch, und am 22. März 1833 wurde zwischen Preußen, Württemberg und Bayern der Zollvertrag abgeschlossen. Ende März schon folgte das Königreich Sachsen trotz des Protestes der Leipziger Kaufleute. In Baden sträubte sich die liberale Opposition hartnäckig, bis auch hier am 12. Mai 1835 die Zolleinigung mit Preußen zustande kam. Frankreich arbeitete diesen Bestrebungen entgegen, und es ereignete sich das kleinstaatliche Kuriosum, daß Hessen-Nassau mit Frankreich einen Zollvertrag abschloß. Im Jahre 1836 waren durch die preußische Zollpolitik 25 Millionen Deutsche auf 8253 Quadratmeilen im deutschen Zollverein verbunden. Österreich blickte mit Eifersucht auf die sich anbahnende Einigung und suchte den nationalen Einfluß dieser grundlegenden Entwicklung zu untergraben.

Der deutsche Zollverein.

Schwefelhölzer, Fenchel, Bricken,
Kühe, Käse, Krapp, Papier,
Schinken, Scheren, Stiefel, Wicken,
Wolle, Seife, Garn und Bier;

Pfefferkuchen, Lumpen, Trichter,
Nüsse, Tabak, Gläser, Flachs,
Leder, Salz, Schmalz, Puppen, Lichter,
Rettich, Rips, Raps, Schnaps, Lachs, Wachs!

Und ihr andern deutschen Sachen,
tausend Dank sei euch gebracht!
Was kein Geist je konnte machen,
ei, das habet ihr gemacht:
Denn ihr habt ein Band gewunden
um das deutsche Vaterland,
und die Herzen hat verbunden
mehr als unser Bund, dies Band.

Hoffmann von Fallersleben, Unpolitische Lieder.

Wilhelm Grimm an Dahlmann.

Berlin, 8. Oktober 1842.

Unter der langen Regierung des vorigen Königs hat man sich aller Äußerungen über öffentliche Angelegenheiten entwöhnt, nicht wenige sind dadurch wirklich gleichgültig und stumpf geworden, die meisten der übrigen halten sich noch für zu vornehm, auch zu klug, eine Gesinnung zu zeigen. Jeder will sich den Rücken decken, ehe er sich mit einer Ansicht herauswagt, er bedenkt die Folgerungen, die man aus einem offenen Wort ziehen könnte. Nur die Ultras, die wie die kleinen Figuren von Holundermark mit Blei in den Füßen immer wieder aufrecht stehen, wenn sie umgeworfen werden, handeln in Übereinstimmung und ersetzen dadurch, was ihnen an Zahl abgeht; die ihnen entgegengesetzten, ohne Zweifel Zahlreicheren zersplittern sich durch endlose Verschiedenheit der Ansichten. Man fährt vor dem Schreckwort „das gibt eine französische Konstitution" zusammen, und sieht nicht, daß die deutschen Verfassungen bei allen ihren Mängeln niemals den Weg der Franzosen betreten haben und die deutschen Kammern, wenn man ihre Wirkungen im ganzen und in den letzten zehn Jahren betrachtet, immer auf Mäßigkeit und Billigkeit zurückgekommen, ja sich in manchen Stücken allzu lenksam gezeigt haben.

Der preußische Gesandte in Washington an Bunsen über Kalifornien als deutsche Kolonie (1842).

Der Plan, Kalifornien zu kaufen, beruhte auf einem Anerbieten der mexikanischen Regierung. Der preußische Gesandte, von Rönne, unterstützte den Gedanken lebhaft. Auf Alexander von Humboldts Widerspruch hin wurde er aufgegeben.

Die Zeit ist gekommen, wo wir eine starke und unabhängige Haltung annehmen müssen. Zu dem Zwecke müssen wir geeinigt sein, und eine Flotte und Kolonien besitzen. Ihre Idee, Kalifornien zu kaufen, ist vortrefflich. Ich wagte nie, solche weitzielende Wünsche auszudrücken. Aber ich stellte schon im Jahre 1837, als ich über die Lage der hiesigen deutschen Auswanderer berichtete, die Vermutung auf, daß Mexiko sich vielleicht entschließen werde, einen Teil Kaliforniens abzutreten. Ihr Plan, das Ganze zu kaufen, ist nach jeder Seite hin besser. von Bunsen. Aus seinen Briefen u. s. f. II.

Gottfried Keller über den Kommunismus.

Der von Keller genannte Weitling stand 1843 zu Zürich in Arbeit. Wilhelm Weitling stammt aus Magdeburg; er veröffentlichte u. a. „Das Evangelium der armen Sünder", worin er das Christentum seinen Zwecken dienstbar machte. Im November 1843 wurde Weitling zu zehn Monaten Gefängnis und Verweisung aus der Schweiz verurteilt. — Die folgende Äußerung Kellers über Weitling steht in seinem Tagebuch.

Zürich, 10. Juli 1843.

Verdrießliche hoffnungsarme Stimmung. Dazu kommt noch das geheime, Unheil drohende Gähren und Motten des Kommunismus und die kecken öffentlichen Äußerungen desselben. Das Nachdenken über diese wichtig werdende Zeitfrage macht mich konfus. So viel scheint mir gewiß, daß mehr Elend als je auf Erden ist, daß der Kommunismus viele Anhänger gewinnt und schon hat... Ein Prediger desselben, der Schneidergeselle Weitling, welcher ein Buch „Garantien der Harmonie und Freiheit" mit Geist und Feuer darüber geschrieben hat, ist hier arretiert worden. Die Arrestation hat bei der liberalen Partei Unwillen erregt, da sie gewalttätig aristokratisch ausgeführt und die freie Presse durch eine mitternächtliche Untersuchung zugleich be-

leidigt wurde. Indessen könnte ich dem Kommunismus des Weitling und seiner Freunde keine gute Seite abgewinnen, da er einerseits in Hirngespinsten besteht, welche unmöglich auszuführen, ohne das Elend größer zu machen, ... andrerseits mir aber nur die Folge einer immer mehr um sich greifenden Genuß- und Bequemlichkeitssucht zu sein scheint. Hauptsächlich aber scheint es mir ein kurzsichtiger und gieriger Neid dieser guten Leute gegen die Reichen dieser Welt zu sein. Sie wollen nicht, wie Weitling deutlich sagt, bloß zu essen, sie wollen es vollauf, üppig und gut haben. Sie wollen auch einmal an die Reihe. O ihr Toren! Wenn ihr ganz gleichmäßige Erziehung vom Staate aus, Sorge für allgemeinen Verdienst vom Staate aus, allgemeine Versorgung der Verdienstunfähigen vom Staate aus verlangt: dann bin ich mit Leib und Seele bei euch! — So aber mit euren wirklich fanatischen Welt stürmenden Gedanken bleibt mir vom Halse! Schert euch ins Tollhaus, wenn ihr's aufrichtig, und zum Teufel, wenn ihr es nur für euren werten Bauch gemeint habt! J. Baechtold, Gottfr. Kellers Leben I.

Ferdinand Freiligrath.

Hamlet.

St. Goar, April 1844.

Deutschland ist Hamlet! Ernst und stumm
in seinen Toren jede Nacht
geht die begrabne Freiheit um
und winkt den Männern auf der Wacht.
Dasteht die Hohe, blank bewehrt,
und sagt dem Zaudrer, der noch zweifelt:
„Sei mir ein Rächer, zieh dein Schwert!
Man hat mir Gift ins Ohr geträufelt!"

Er horcht mit zitterndem Gebein,
bis ihm die Wahrheit schrecklich tagt;
von Stund an will er Rächer sein —
ob er es wirklich endlich wagt?
Er sinnt und träumt und weiß nicht Rat;
kein Mittel, das die Brust ihm stähle!

Zu einer frischen, mut'gen Tat
fehlt ihm die frische, mut'ge Seele!

Das macht, er hat zu viel gehockt;
er lag und las zu viel im Bett.
Er wurde, weil das Blut ihm stockt,
zu kurz von Atem und zu fett.
Er spann zu viel gelehrten Werg,
sein bestes Tun ist eben Denken;
er stak zu lang in Wittenberg,
im Hörsal oder in den Schenken.

Drum fehlt ihm die Entschlossenheit;
kommt Zeit, kommt Rat — er stellt sich toll,
hält Monologe lang und breit,
und bringt in Verse seinen Groll;
stutzt ihn zur Pantomime zu,
und fällt's ihm einmal ein zu fechten:
so muß Polonius-Kotzebue
den Stich empfangen — statt des Rechten.

So trägt er träumerisch sein Weh,
verhöhnt sich selber insgeheim,
läßt sich verschicken über See,
und kehrt mit Stichelreden heim;
verschießt ein Arsenal von Spott,
spricht von geflickten Lumpenkön'gen —
doch eine Tat? Behüte Gott!
Nie hat er eine zu beschön'gen!

Bis endlich er die Klinge packt,
ernst zu erfüllen seinen Schwur;
doch ach — das ist im letzten Akt,
und streckt ihn selbst zu Boden nur!
Bei den Erschlagnen, die sein Haß
preisgab der Schmach und dem Verderben,
liegt er entseelt, und Fortinbras
rückt klirrend ein, das Reich zu erben. —

Gottlob, noch sind wir nicht so weit!
Vier Akte sahn wir spielen erst!

Hab' acht, Held, daß die Ähnlichkeit
nicht auch im fünften du bewährst!
Wir hoffen früh, wir hoffen spät:
O, raff dich auf, und komm zu Streiche,
und hilf entschlossen, weil es geht,
zu ihrem Recht der fleh'nden Leiche!

Mach den Moment zunutze dir!
Noch ist es Zeit — drein mit dem Schwert,
eh' mit französischem Rapier
dich schnöd vergiftet ein Laert!
Eh' rasselnd naht ein nordisch Heer,
daß es für sich die Erbschaft nehme!
O, sieh dich vor — ich zweifle sehr,
ob diesmal es aus Norweg käme!

Nur ein Entschluß! Auf steht die Bahn —
tritt in die Schranken kühn und dreist!
Denk an den Schwur, den du getan,
und räche deines Vaters Geist!
Wozu dies Grübeln für und für?
Doch — darf ich schelten, alter Träumer?
Bin ich ja selbst ein Stück von dir,
du ew'ger Zauderer und Säumer!

Die Polizei bei Ludwig Feuerbach.

Aus Feuerbachs Nachlaß, mit der Bemerkung bezeichnet: „Zusatz zur Vorrede der II. Auflage [des „Wesens des Christentums"], wurde aber nicht abgeschickt zum Drucke".

Bruckberg, 3. April 1843.

Wie sonderbar! Gestern, den 2. April, wurde bei mir von Rechts wegen eingebrochen. Man suchte bei mir, dem Einsiedler, dem Gelehrten, dem Denker, nach Briefen von — risum teneatis amici! — Studenten, nach Auskunft über Studentenverbindungen. Armes Deutschland, muß ich abermals ausrufen, selbst dein einziges Gut — deine wissenschaftliche Ehre will man dir nehmen. Kann man denn einem notorisch wissenschaftlichen Manne, einem Manne, der

seit Jahren in völliger Abgeschlossenheit von der Welt mit einem neuen Prinzip der Philosophie schwanger geht, eine größere Injurie antun, als wenn man ihn in das Dunkel geheimer Verbindungen hineinzieht? Was werden wir noch alles erleben! Grün, Feuerbach in seinem Briefwechsel u. Nachlaß.

Gottfried Keller über politische Dichtung.

Aus dem Tagebuch.

Zürich, 8. August 1843.

Die Propaganda irrt sich, wenn sie glaubt, die Dichtkunst sei nur für die Tat und zu politischen oder reformatorischen Zwecken geschaffen. Der Dichter soll seine Stimme erheben für das Volk in Bedrängnis und Not; aber nachher soll seine Kunst wieder der Blumengarten und Erholungsplatz des Lebens sein. J. Baechtold, Gottfr. Kellers Leben I.

Der fürstliche Prinzipienreiter.

Vom Fürsten Heinrich LXXII. von Reuß stammt folgende Ordre:

Ebersdorf, 12. Oktober 1844.

Ich befehle hiermit Folgendes ins Ordrebuch und in die Spezial-Ordrebücher zu bringen. Seit 20 Jahren reite Ich auf einem Prinzipe herum, d. h. Ich verlange, daß ein jeglicher bei seinem Titel genannt wird. Das geschieht stets nicht. Ich will also hiermit ausnahmsweise eine Strafe von 1 Thaler festsetzen, der in Meinem Dienste ist, und einen Andern, der in Meinem Dienste ist, nicht bei seinem Titel oder Charge nennt.

Dem Verdienste seine Kronen!

Serenissimus hat die hohe Gnade zu haben geruht, die Wehrmänner zu Hirschberg, sechs an der Zahl, welche zu dem in Tonna ausgebrochenen Feuer geeilt ünd mit der aufopferndsten Bereitwilligkeit Dienste geleistet hatten, öffentlich, vor der Fronte Allerhöchstselbst gnädigst zu beloben und dem ältesten derselben (nachdem er sich durch den Taufschein als solcher ausgewiesen) zum Zeichen Allerhöchstihrer höchsten Zufriedenheit und Anerkennung höchsteigenhändig die Hand zu reichen. Aus dem Amts- und Regierungsblatt für das Fürstentum Reuß-Lobenstein-Ebersdorf 1845.

11. November 1845.

Es hat in unsern Tagen
sich Großes zugetragen.
Jetzt höret die Geschichte!
Wahr ist, was ich berichte.

Verdient gemacht hat sich neulich,
das ist gar sehr erfreulich,
die Landwehr bei einem Brande
im großen Reußenlande.

Als das der Fürst vernommen,
sind Allerhöchstsie gekommen
und haben dann in Gnaden
die Soldaten vorgeladen.

Sechs Landwehrmänner stehen
in Front, schön anzusehen.
Serenissimus loben jeden
in gnädigst holden Reden.

Dann lassen Sie Sich höchsteigen
vom ältsten den Taufschein zeigen
und reichen ihm höchstverständigst
die Hand höchsteigenhändigst.

O Nation der Nationen,
wo man noch weiß zu belohnen!
O wär' ich doch so auch einer,
ein Greiz-Schleiz-Lobensteiner!

Hoffmann von Fallersleben, Gesammelte Werke V.

Der Aufstand der schlesischen Weber 1844.

Die schlesische Leinwandweberei ging durch Mangel an Absatzquellen, durch schlechte Schiffahrtsgesetze, die den Verkehr über See hemmten, durch die Absperrungsmaßregeln Rußlands und aus allgemeinen wirtschaftlichen Ursachen mehr und mehr zurück. Eine Menge von Arbeitern wurde entlassen und irrte brotlos umher. Das Trucksystem nötigte die Arbeiter, statt baren Geldes Lebensmittel in Tausch zu nehmen. Unbarmherzige Arbeitgeber lieferten schlechte oder ungesunde Eßwaren. Dies vertiefte den Unmut der Arbeiter. Die Fabrikanten wie die Behörden blieben den Warnungen und Klagen taub.

Bedrohliche Symptome der Unzufriedenheit zeigten sich bereits Ende des Winters 1843. Besonders war es ein Handlungshaus in Peterswaldau, welches trotz seines wachsenden Reichtums sich durch Herabsetzung des Arbeitslohns und schlechte Behandlung der Arbeiter hervortat. Einer der Fabrikunternehmer soll geäußert haben: „Man werde es noch dahin bringen, daß die Arbeiter das Stück um einen Quarkkäse weben müßten." Ein Pamphlet: „Das Blutgericht in Peterswaldau im Jahre 1844" war die unmittelbare Veranlassung zum Ausbruche des Aufstandes. Dies Gedicht schilderte alle Klagen der Weber in ergreifenden Bildern und malte den Reichtum und die Üppigkeit des erwähnten Handlungshauses aus; von Haus zu Haus wanderte es und regte die Gemüter auf. Man heftete es an das Etablissement und sang es vor den Fenstern der Herren ab. Bei dieser Gelegenheit, am 4. Juni, wurde einer der Sänger ergriffen und ins Gefängnis geführt. Die andern verlangten dessen Auslieferung und stürmten, da ihrem Verlangen nicht entsprochen werden konnte, das Fabrikgebäude. In einem Nu waren die Massen eingedrungen, und es begann nun das Werk der Zerstörung und der Rache. Gleiche Behandlung erlitten noch einige andere Etablissements. Einige wollten die Gebäude durch Feuer zerstören, wurden jedoch von den übrigen daran verhindert, indem diese einwandten, sie wollten ja die Fabrikherren arm machen, während diese infolge des Brandes aus den Feuerkassen Entschädigungsgelder erhalten würden. Von Peterswaldau zogen sie nach dem eine Stunde weit entfernten Langenbielau, wo sich dieselben Szenen erneuerten. Unterdessen war Militär von Schweidnitz herbeigeeilt, um die Ruhe wiederherzustellen. Dies gelang indessen erst, nachdem dasselbe von der Schußwaffe Gebrauch gemacht, wobei es viele Tote und Verwundete gab.

„Die Gegenwart" von Brockhaus.

Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., tat alles, was er konnte, um die Not lindern zu helfen, auch bildeten sich an verschiedenen Orten Vereine zur Abhilfe der Not der arbeitenden Klassen. Das Übel saß tiefer. Die ganze Zeit stand den sozialen Fragen mehr oder weniger ratlos gegenüber.

Das „Blutgericht".

Von den schlesischen Webern gesungen nach der Melodie: Es liegt ein Schloß in Österreich.

Hier im Ort ist ein Gericht
noch schlimmer als die Femen,
wo man nicht erst ein Urteil spricht,
das Leben schnell zu nehmen.

Hier wird der Mensch langsam gequält,
hier ist die Folterkammer,
hier werden Seufzer viel gezählt
als Zeugen von dem Jammer.

Die Herrn Zwanziger die Henker sind,
die Dierig ihre Schergen,
davon ein jeder tapfer schindt,
anstatt was zu verbergen.

Ihr Schurken all, ihr Satansbrut,
ihr höllischen Dämone,
ihr freßt der Armen Hab und Gut,
und Fluch wird euch zum Lohne.

Ihr seid die Quelle aller Not,
die hier den Armen drücket,
ihr seid's, die ihm das trockne Brot
noch von dem Munde rücket.

Was kümmert's euch, ob arme Leut
Kartoffeln satt könn' essen,
wenn ihr nur könnt zu jeder Zeit
den besten Braten fressen.

Kommt nun ein armer Weber an,
die Arbeit wird besehen,
findt sich der kleinste Fehler dran,
wird's ihm gar schlecht ergehen.

Erhält er dann den kargen Lohn,
wird ihm noch abgezogen,
zeigt ihm die Tür, und Spott und Hohn
kommt ihm noch nachgeflogen.

Hier hilft kein Bitten und kein Flehn,
umsonst ist alles klagen.
„Gefällt's euch nicht, so könnt ihr gehn
am Hungertuche nagen."

Nun denke man sich diese Not
und Elend dieser Armen.
Zu Haus oft keinen Bissen Brot.
Ist das nicht zum Erbarmen!

Erbarmen, ha! ein schön Gefühl,
euch Kannibalen fremde,
ein jedes kennt schon euer Ziel,
's ist der Armen Haut und Hemde.

O euer Geld und euer Gut,
das wird dereinst vergehen
wie Butter an der Sonne Glut.
Wie wird's dann um euch stehen?

Wenn ihr dereinst nach dieser Zeit,
nach diesem Freudenleben,
dort, dort, in jener Ewigkeit
sollt Rechenschaft abgeben.

Doch, ha! sie glauben keinen Gott,
noch weder Höll noch Himmel,
Religion ist nur ihr Spott,
hält sich ans Weltgetümmel.

Ihr fangt stets an zu jeder Zeit,
den Lohn herabzubringen,
und andre Schurken sind bereit,
eurem Beispiel nachzuringen.

Der Reihe nach folgt Fellmann jetzt
ganz frech ohn alle Bande,
bei ihm ist auch herabgesetzt
der Lohn zur wahren Schande.

Die Brüder Hoferichter hier,
was soll ich von ihnen sagen,

geschunden wird hier nach Willkür,
um Reichtum nachzujagen.

Und hat ja einer noch den Mut,
die Wahrheit euch zu sagen,
dann kommt's so weit, es kostet Blut,
und den will man verklagen.

Herr Kamlot-Langer, so genannt,
der wird dabei nicht fehlen,
einem jeden ist er wohlbekannt,
viel Lohn mag er nicht zählen.

Von euch wird für ein Lumpengeld
die Ware hingeschmissen,
was euch dann zum Gewinne fällt,
wird Armen abgerissen.

Sind ja noch welche, die der Schmerz
der Armen laut beweget,
in deren Busen noch ein Herz
voll Mitgefühl schläget,

die müssen, von der Zeit gedrängt,
auch in das Gleis einlenken
und, eurem Beispiel eingedenk,
sich in jedem Lohn einschränken.

Ich frage, wem ist's wohl bekannt,
wer sah vor 20 Jahren,
den übermütigen Fabrikant
in Staatskarossen fahren?

Wer traf wohl da Hauslehrer an
bei einem Fabrikanten,
in Livreen Kutscher angetan,
Domestiken, Gouvernanten?

Zimmermann: Blüte und Verfall des Leinengewerbes in Schlesien.

Ludwig Häusser über Schleswig-Holstein.

Am 8. Juli 1846 erschien der „Offene Brief" des Königs von Dänemark. Christian VIII. erklärte darin, daß Lauenburg

und Schleswig untrennbar mit Dänemark verbunden seien, mit Holstein sei die Sache noch nicht ganz entschieden.

Mit diesem „Offenen Briefe" wird dem guten Rechte der Schleswig-Holsteiner unverhohlen der Krieg erklärt ... Dänemark wirft mit einem Federstrich das herkömmliche deutsche Erbrecht in Schleswig um und verspricht, es auch in Holstein umzuwerfen ... Dänemark droht in aller Form, drei deutsche Länder von Deutschland loszureißen, und findet es nicht der Mühe wert, des deutschen Erbrechts und der schleswig-holsteinischen Grundgesetze auch nur zu gedenken. Es beruft sich auf Verträge mit fremden Mächten, die das Los über uns geworfen haben sollen; von der deutschen Politik, deren Zustimmung zuerst einzuholen war, glaubt Dänemark sei es nicht nötig zu reden ... Ganz Deutschland blickt mit Vertrauen auf die Bewohner der Herzogtümer, die bewiesen haben, daß ihnen deutsche Ehre und deutsche Abstammung noch teuer ist; aber ganz Deutschland, Fürsten und Völker, sind auch verpflichtet, diese Sache wie ihre eigenste und innerste Angelegenheit zu behandeln ... Die Angelegenheit der deutschen Herzogtümer ist eine deutsche Lebensfrage ... Gelänge es dem Dänentum, auch nur ein Dorf dänisch zu machen, so wäre das Los über Deutschland geworfen; man könnte unser Volk in die Totenliste europäischer Nationen eintragen.

Ludwig Häusser, Schleswig-Holstein, Dänemark und Deutschland. 1846.

Schleswig-Holstein, meerumschlungen.

Gedichtet von Chemnitz — veröffentlicht 1844 in den Itzehoer Nachrichten. Zum ersten Male gesungen auf dem schleswigschen Sängerfeste 1844.

Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
deutscher Sitte hohe Wacht,
wahre treu, was schwer errungen,
bis ein schön'rer Morgen tagt!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
wanke nicht mein Vaterland! . .

Gott ist stark auch in den Schwachen,
wenn sie gläubig ihm vertraun;

zage nimmer, und dein Nachen
wird trotz Sturm den Hafen schaun.
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
harre aus, mein Vaterland!

Von der Woge, die sich bäumet
längs dem Belt am Ostseestrand
bis zur Flut, die ruhlos schäumet
an der Düne flücht'gem Sand:
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
stehe fest, mein Vaterland!

Und wo an des Landes Marken
sinnend blinkt die Königsau,
und wo rauschend stolze Barken
elbwärts ziehn zum Holstengau:
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
bleibe treu, mein Vaterland!

Teures Land, du Doppeleiche,
unter einer Krone Dach
stehe fest und nimmer weiche,
wie der Feind auch drohen mag!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
wanke nicht, mein Vaterland!

Grundsätze der deutsch-katholischen Kirche.

Flugblatt aus dem Jahr 1845.

I. Bestimmungen über die Glaubenslehre.

1. Die Grundlage des christlichen Glaubens soll uns einzig und allein die Heilige Schrift sein...

2. Als allgemeinen Inhalt unserer Glaubenslehren stellen wir folgendes Symbol auf: „Ich glaube an Gott, den Vater, der durch sein allmächtiges Wort die Welt geschaffen und sie in Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe regiert. Ich glaube an Jesum Christum, unsern Heiland. Ich glaube an den heiligen Geist, eine heilige allgemeine christliche Kirche, Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben. Amen."

3. Wir verwerfen das Primat des Papstes, sagen uns von der Hierarchie los ...

4. Wir verwerfen die Ohrenbeichte.

5. Wir verwerfen das Zölibat (erzwungene Ehelosigkeit).

6. Wir verwerfen die Anrufung der Heiligen, die Verehrung von Reliquien und Bildern.

7. Wir verwerfen die Ablässe, gebotenen Fasten, Wallfahrten und alle solche bisher bestehenden kirchlichen Einrichtungen, welche nur zu einer gesinnungslosen Werkheiligkeit führen können.

9. Wir verstatten ... völlige Gewissensfreiheit, freie Forschung und Auslegung der Heiligen Schrift, durch keine äußere Autorität beschränkt ...

12. Das Abendmahl wird von der Gemeinde, wie es von Christus eingesetzt worden ist, unter beiden Gestalten empfangen.

Aus der Friedländerschen Sammlung. Stadtbibliothek Berlin.

Von der österreichischen Zensur.

Die nachfolgenden Instruktionen stammen aus dem Nachlaß eines Wiener Zensors, der die Nachzensur hatte. Sie waren auf einem Bogen verzeichnet mit der Aufschrift: „Geheime, auch dem Zensurpersonale unbekannte Instruktionen zur Beaufsichtigung der Tagespresse."

Der Besuch der Mitglieder des Allerhöchsten Kaiserhauses in den Vorstadttheatern darf in hiesigen Journalen nicht angeführt werden. 29. Jänner 1846.....

Die Benennung Sophiensaal [nach der Erzherzogin Sophie] ist nicht zulässig, und muß, wo sie vorkommt, in Sophien-Bad-Saal umgewandelt werden. 1. Jänner 1846...

Der Preis- oder Geldwert einer Sache darf in Journalen nicht erwähnt werden.....

Alle Eisenbahnen betreffende Artikel sind der Hofstelle vorzulegen.....

Alles was sich auf die Aufstellung des Monuments Se. Majestät Franz II. bezieht, ist zu exhibieren [gesondert vorzulegen].....

Aufsätze über Baden bei Wien sind stets zu exhibieren.

Auf Vermeidung persönlicher Ausfälle gegen das Wirken des Regisseurs am k. k. Hofoperntheater, Schober, ist stets billige Rücksicht zu tragen.....

Artikel, welche den Adel, das Militär oder dergleichen höhere Stände betreffen, sind stets der Polizeihofstelle zu exhibieren.....

Die Bezeichnung Bachmann als Eigentümer und Redakteur der Wiener Zeitschrift ist als ein Übergriff einzustellen und dafür zu setzen: „Herausgeber und Redakteur“.....

Wiesner, Denkwürdigkeiten der österreichischen Zensur 1847.

Autor und „Autorität“.

Bei einer kritischen Besprechung glaubte sich ein Schriftsteller unter anderm auf die „Autorität“ von Schiller und Goethe berufen zu dürfen. Der Präsidialist des Prager Guberniums... kannte in seinem bureaukratischen Hochgefühl nur Zivil- und Militär-„Autoritäten“ und lud den Himmelsstürmer in seine Kanzlei, um ihm die respektwidrige Redeweise vorzuhalten. Als der Schriftsteller seinen Satz verteidigen wollte: „wie in andern Sphären Behörden und Ämter, so seien auf dem Gebiete der deutschen Literatur Schriftsteller von erstem Range wie Schiller und Goethe doch ohne Frage Autoritäten,“ fiel ihm der Unfehlbare ins Wort: „Autoren wohl, aber nicht Autoritäten“, nahm die Feder und berichtigte in solcher Weise die anstößige Stelle.

v. Helfert, Die Wiener Journalistik im Jahre 1848.

Vom Offiziersstand und Bürgerstand.

Kabinettsordre Friedrich Wilhelms III. aus dem Jahr 1798.

Ich habe sehr mißfällig wahrnehmen müssen, wie besonders junge Offiziere Vorzüge ihres Standes vor dem Zivilstande behaupten wollen. Ich werde dem Militär sein Ansehen geltend zu machen wissen, wenn es ihm wesentliche Vorteile zuwege bringt, und das ist auf dem Schauplatze des Krieges, wo sie ihre Mitbürger mit Leib und Leben zu verteidigen haben; allein im übrigen darf sich kein Soldat unterstehen, weß Standes und Ranges er auch sei,

einen meiner Bürger zu brüskieren. Sie sind es, nicht ich, die die Armee unterhalten; in ihrem Brote steht das Heer der meinen Befehlen anvertrauten Truppen; nur Arrest, Kassation und Todesstrafe werden die Folgen sein, die jeder Kontravenient von meiner unbeweglichen Strenge zu gewärtigen hat. Aus der „Gegenwart". F. A. Brockhaus 1849.

Allmählich war der Geist der Armee ein anderer geworden, als ihn Scharnhorst und Gneisenau ihr eingehaucht. Den Bürgerlichen wurde das Avancement erschwert, die Militärbildungsanstalten nur den Kindern Adeliger geöffnet. Die Ranglisten jener Zeit zeigen das Abnehmen des bürgerlichen Elementes. Die natürliche Folge war die bedenklichste Spaltung zwischen Zivil und Militär in den meisten Garnisonen; in der Gesellschaft mied der Bürger den Offizier, versagte der Offizier dem Bürger den Zutritt. Auf diese Weise wurde es möglich, daß in der Revolution ein Haß gegen die Offiziere herrschte, der die politischen Gegensätze verschärfte und verbitterte. Schon im Jahre 1846 kam es zu ernstlichen Reibungen zwischen Militär und Bürgern. Im August 1846 fanden in Köln blutige Zusammenstöße statt, obwohl die Bürger sich erboten hatten, die Ruhe selbst wiederherzustellen und dies auch bewirkt hatten. Eine Eingabe der städtischen Behörden an den König wurde schroff zurückgewiesen. Damit ja kein herzlicheres Einvernehmen zwischen den Bürgern und der Garnison Platz greife, erging der Erlaß, daß sämtliche Regimenter alle 4 Jahre die Garnisonen zu wechseln hätten.

Der Berliner „Kartoffelkrieg".

Ungefähr ein Jahr vor der Revolution, am 19. April 1847, brach in Berlin eine Hungerrevolte aus.

Im Jahre des Heiles 1847 herrschte überall eine große Teuerung, aber in der Residenz war sie durch wucherische Spekulation der Bauern aus der Umgegend, sowie der Kleinhändler („Höker") zu einer unerhörten Höhe gelangt ... Eine Metze Kartoffeln kostete damals in Berlin 6 Silbergroschen und zuweilen sogar noch mehr. So kam es denn, daß am 19. April 1847 in der Frühstunde eine Anzahl Weiber auf dem Markte am Oranienburger Tore über einen sie verhöhnenden Höker herfiel, ihn gewaltig prügelte und seine Kartoffel- und Gemüsevorräte auf dem ganzen Markte umherstreute. Mit dieser Tat war aber auch der Anstoß gegeben zu weiterer Aktion. Wie eine Sturmflut durchzog der Weiberhaufe, ver-

stärkt durch Gassenjungen, Lehrburschen und arme Frauen, die sich rasch aus der Rosenthaler Vorstadt, dem sogenannten Voigtlande, einfanden, zu mehreren Tausenden angewachsen, die Straßen Berlins, von einem Wochenmarkte zum andern eilend, um überall das gleiche Schauspiel aufzuführen. . . Am 21. kam der Weiberhaufe, der sich jetzt in viele einzelne Rotten geteilt hatte, auf die Idee, daß der Wucher auch anderswo als auf den Wochenmärkten seinen Sitz habe, und wandte sich nun gegen die Bäcker, Schlächter und Spezereiwarenhändler (in Berlin „Materialisten" genannt). Von nun an erschien die Geschichte viel gefährlicher. Denn, wenn auch immer noch die Menge der mit Pfeifen, Brüllen, Schreien, Singen und Geräusch aller Art umherziehenden Haufen dem schönen Geschlecht angehörte, so waren die Führer doch meist Männer. Die Praxis, welche von diesen befolgt wurde, war einfach die, daß man die Läden, in denen Eßwaren feilgehalten wurden, ausräumte und dem Inhaber auf Nimmerwiedersehen Lebewohl sagte, wenn er sich gutwillig sein Eigentum hatte nehmen lassen; im andern Falle ihm aber auch Scheiben zerwarf, alles Mögliche zerschlug und ihn selbst, wenn man seiner habhaft werden konnte, jämmerlich zerbläute. Bei den Bäckern wurde besonders das Brot gewogen und fand man, daß ein Sauerbrot für fünf Silbergroschen — eine sogenannte „Fünfgroschenschrippe" — mehr als drei Pfund wog . . ., dann wurde dem Manne die Hand gedrückt, im Hause und vor der Tür ein großes Jubelgeschrei und „Hurra" und „Hoch" erhoben, und man zog ab, ohne irgend etwas konfisziert zu haben. So ein Bäcker war dann gesichert, denn man schrieb mit Kreide an seine Tür, daß sein Brot schwer genug sei, und eine solche Notiz wurde von den etwa nachkommenden Haufen stets respektiert . . . Indessen wurde am 22. und 23. April die Sache immer ausgedehnter und gewann mehr und mehr Organisation, so daß endlich am vierten Tage die Behörden sich entschlossen, einzugreifen. Militärpatrouillen, hauptsächlich Kavallerie, durchzogen nun die Straßen, schlugen gelegentlich mit der flachen Klinge dazwischen, verhafteten die Hauptschreihälse und stellten so bei-

nahe in einem einzigen Tage die Ruhe und Ordnung wieder her. — Nachdem die Ruhe in der Stadt wieder hergestellt war, kamen die Philister wieder zum Vorschein und nannten nun die ganze Unruhe den „Kartoffelkrieg", weil sie mit dem Sturm auf Kartoffelsäcke begonnen hatte. Berlin hatte in den Augen seiner Spießbürger jetzt seine Revolution gehabt, so gut wie Paris, und als die ersten Nachrichten von der Februarrevolution zu den Ohren dieser Kannegießer kamen, da lächelten sie bedächtig und meinten, Ähnliches auch schon erlebt zu haben. Angerstein, Die Berliner März-Ereignisse im Jahre 1848.

Anekdote.

Der König Friedrich Wilhelm IV., der sich mit großem Eifer der Einrichtung und Ausschmückung der ständischen Sitzungslokale [für den Vereinigten Landtag] in den Gemächern des Schlosses annahm und vieles dabei selbst angab, führte, als alles fertig war, seinen Bruder, den Prinzen von Preußen, darin umher und zeigte ihm die getroffenen Anordnungen. „Recht schön!" habe der Prinz gesagt, „nur etwas eng!" worauf der König sogleich erwiderte: „Nun, breit sollen sich auch die Herren nicht machen!"

Die Thronrede des Königs lieferte den Kommentar.

K. Biedermann, Geschichte des ersten preußischen Reichstags 1847.

Der König eröffnet den Vereinigten Landtag am 11. April 1847.

Der französische Politiker Thiers sagte von diesem Landtag: „er werde die Welt umgestalten". Zum mindesten hat er Preußen umzugestalten begonnen. Zum erstenmal trat eine geschlossene parlamentarische Opposition in Preußen auf. Daß die Verhandlungen im Druck erschienen, war von weitreichender Bedeutung. Die Führer der Opposition waren: der pommersche Graf Schwerin, der Ostpreuße Alfred von Auerswald, der westfälische Freiherr Georg von Vincke [Bismarcks Spezialgegner], die Rheinländer Ludolf Camphausen, Mevissen, Beckerath, Hansemann. In einer folgenschweren Rede setzte der König den Abgeordneten auseinander, wie er ihre Pflichten und den Zweck des Vereinigten Landtags auffaßte. Der Krone war die alleinige Entscheidung über die Staatsangelegenheiten vorbehalten. Königliche Gnade ist es, wenn die Krone die beratende Stimme des Landtags anhört. Der Landtag wird nur einberufen, um Steuern und Anleihen zu bewilligen, sonst nach königlichem Er-

messen. Die laufenden Geschäfte werden von Ausschüssen besorgt, die alle 4 Jahre zusammentreten. — Ein Patent vom 3. Februar 1847 berief den Vereinigten Landtag ein, er war in eine Herrenkurie (70 Fürsten und Standesherren) und in eine Kurie der 237 Ritter, 182 Bürger und 124 Bauern geteilt. — Friedrich Wilhelm IV. sprach bei der Eröffnung am 11. April 1847:

Es ist Gottes Wohlgefallen gewesen, Preußen durch das Schwert groß zu machen, durch das Schwert des Kriegs nach außen, durch das Schwert des Geistes nach innen. Aber wahrlich nicht des verneinenden Geistes der Zeit, sondern des Geistes der Ordnung und der Zucht. Ich spreche es aus, meine Herren: wie im Feldlager ohne die allerdringendste Gefahr und größte Torheit nur ein Wille gebieten darf, so können dieses Landes Geschicke, soll es nicht augenblicklich von seiner Höhe fallen, nur von einem Willen geleitet werden. ... Es drängt mich zu der feierlichen Erklärung: daß es keiner Macht der Erde je gelingen soll, mich zu bewegen, das natürliche, gerade bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles konstitutionelles zu wandeln, und daß ich es nun und nimmermehr zugeben werde, daß sich zwischen unsern Herr Gott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt, gleichsam als eine zweite Vorsehung eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und durch sie die alte, heilige Treue zu ersetzen. Zwischen uns sei Wahrheit. Von einer Schwäche weiß ich mich gänzlich frei. Ich strebe nicht nach eitler Volksgunst. ... Ich strebe allein danach, meine Pflicht nach bestem Wissen und nach meinem Gewissen zu erfüllen und den Dank meines Volks zu verdienen, sollte er mir auch nimmer zuteil werden.

Kein Minister, außer v. Thile, hatte den Inhalt der Rede vorher gekannt. Der König sprach schnell, zuweilen leidenschaftlich, und aus dem Gedächtnis. Der Eindruck war fast nirgends günstig. Daß der König für alle Zukunft jede Konstitution ablehnte, erschien politisch gefährlich. Der zurechtweisende Ton hatte verletzt. Die Abgeordneten aus Preußen wollten Berlin verlassen und wurden nur durch das Zureden der Rheinländer zu bleiben vermocht.

Jakob Grimm an Gervinus.

Berlin, 20. April 1847.

Ich gestehe Ihnen, daß mich die Thronrede des Königs [vom 11. April] drei Tage lang so betroffen machte, daß mir alle meine Arbeiten, in denen ich stecke, schal vorkamen und ich lebhafter als je fühlte, wie notwendig uns im Hintergrund Freiheit und ein stolzmachendes Vaterland sei, ohne welches wir keine Zuversicht und Hoffnung haben. Ich glaube fest, nur eine solche preußische Verfassung wird einmal gelungen heißen dürfen, welcher die Herzen in ganz Deutschland zufliegen, und es scheint mir, daß der König seine rechte Stelle noch nicht vollständig erkennt.

Graf Schwerin im Vereinigten Landtag.

Schwerin gehörte zur Opposition.

Ich bin kein Waffenschmied weder für, noch gegen die Regierung, sondern ein freier unabhängiger Abgeordneter, hierher berufen, um nach freier gewissenhafter Überzeugung Ja oder Nein zu sagen. Habe ich Nein gesagt, so ist niemand berechtigt mir zu sagen, ich hätte weniger Vertrauen zur Krone wie er, weil er Ja gesagt.

Steinmann, Die Revolution in Preußen.

Georg von Vincke über den Soldatenstand.

Ernst Friedrich Georg Freiherr von Vincke, geb. am 15. Mai 1811 zu Busch bei Hagen (Westfalen), 1837 Landrat, Mitglied des preußischen vereinigten Landtags von 1847 bei der Opposition, verließ den Staatsdienst, Abgeordneter zur Nationalversammlung, gehörte zur Rechten („Café Milani"), schied im Mai 1849 aus. Geriet häufig mit Bismarck aneinander, so daß es einmal zum Duell kam. Vincke starb am 3. Juni 1875 im Bade Oeynhausen. — Seine Stellung bestimmt er in dem bekannten Worte: „Ich kann in der Revolution kein Prinzip, sondern nur ein Faktum entdecken; mein Standpunkt ist der des vielbesprochenen Rechtsbodens; ich stehe auf dem Standpunkt des durchlöcherten Rechtsbodens."

Soldatenstand! Der Soldatenstand ist kein Stand; er ist nichts als ein Beruf, und zwar ein Beruf als — Staatsbürger.

Steinmann, Die Revolution in Preußen.

Josias von Bunsen über Preßfreiheit.

Im Jahr 1847 wurde vom Deutschen Bund der Versuch gemacht, durch ein neues Preßgesetz die Preßfreiheit noch mehr zu beschränken.

Die Preßfreiheit ist für das 19. Jahrhundert, was die Geistesfreiheit im 1. Jahrhundert für die Christen war, und die Glaubensfreiheit im 16. und 17. Es ist die politische Lebensfrage der Zeit, es ist die, an welcher Regierungen untergehen und Reiche zerstieben, oder sich erstarken und erheben. Der Streit um Preßfreiheit ist ein Religionskrieg: der Religionskrieg des Jahrhunderts. Der Ausgang ist so wenig zweifelhaft wie im 1. und 2. oder im 16. und 17. Jahrhundert. Die Salonsredensarten, welche man darüber auftischt, sind unschuldige Träume, welche der Wirklichkeit nicht an die kalten Kleider rühren. Die Zeit verlangt ein gemeines Recht, nicht Privilegien, und die Kraft der Rede ist so wenig in Schrift als in Wort an Amt und Würden, an Rang und Titel gebunden. Privilegien machen nicht allein verhaßt, sondern auf diesem Gebiete wehrlos, wie das Beispiel der Zensurstaaten zeigt. Alles wird geglaubt wider sie, nichts für sie. von Bunsen. Aus seinen Briefen usf. II.

Ein Stimmungsbild aus München zur Lolazeit.

Ein Vertrauter des Wiener Polizeiministeriums namens Hineis war in den ersten Monaten des Jahres 1847 in München, um „über die letzten Ereignisse, politischen Wirren und die Volksstimmung nähere Notizen zu sammeln". Schon am 20. März war er nach Wien zurückgekehrt und erstattete seinem obersten Chef Bericht. Hineis erzählt:

Ein einziges Gefühl scheint Bayern und zwar sämtliche Volksklassen und Individuen zu durchglühen, und das ist die Verachtung und der Haß gegen die Lola, mit Ausnahme der neuen Partei, die sie wohl auch gründlich verachtet und verabscheut, jedoch ihr doch zum Danke verpflichtet zu sein scheint. Schon in Schärding, wo ich in Bayern eintraf, durch das ganze Land bis München und von da bis Salzburg, wo ich Bayern verließ, herrscht in dieser Beziehung nur ein Gefühl und eine Stimmung. Landgerichtsbeamte, die ich zufällig in München traf, und zwar aus verschiedenen Gegen-

den, versicherten mich, dieses sei überall der Fall. In welches Bräu- oder Wirtshaus oder sonst was immer für ein öffentliches Lokal man am Lande in Bayern eintritt, überall hört man von diesem Skandal erzählen, oder kann die Leute sehr leicht hiezu veranlassen, wenn man nur diese Saite anschlägt, wobei man schauderhafte Dinge und Übertreibungen der vorgefallenen Tatsachen erfährt. In München selbst ist dies weniger der Fall, weil sich die Leute, wie man sagt, wegen der erst jetzt errichteten geheimen Polizei, doch mehr und besonders gegen Unbekannte genieren.

Wie sehr sich der Bayer in seinem Nationalstolze durch das Verhältnis dieser Person zum König gekränkt fühlt, beweist der in München für die Lola allgemein geltende Spitzname: „Die Gouvernante vom Lande". Eine politische Aufregung habe ich bei der Volksmasse in Bayern nicht wahrgenommen, noch ein Verständnis oder Interesse an den gegenwärtigen politischen Wirren des Landes vorgefunden, und nur der Lolahaß, bigottische Hetzereien und die Bierpreise scheinen die Handhaben zur Bewegung des gemeinen Volkes in Bayern zu sein. Der Bauer spricht über teure Zeiten, über Getreidepreise, Auswintern der Saaten, über die vom König erteilte Bewilligung zur Getreideausfuhr in die Schweiz und nach Frankreich, ein Umstand, der gegen den König im Lande sehr viel Aufregung, und zwar in den verschiedenartigsten Volksklassen, veranlaßt, wobei jedesmal auf Österreich hingewiesen wird, das die Ausfuhrzölle für Getreide erhöht. Der Münchener Bürger und das Volk redet über die Lola und die hierauf bezügliche Verirrung des Königs, über die Bierpreise, Lokalangelegenheiten und Vorfälle, über den Getreidehandel und Viktualienpreise, Ausfuhr des Getreides, Erwerbs- und Handelsangelegenheiten, und klagt auch darum über den König, daß er die Münchener Bürger und Kommune zu so vielen Bauten gezwungen und veranlaßt habe, die ihr bedeutendes Kommunalvermögen gänzlich verschlangen, so daß die Stadt gegenwärtig schon 8000 Gulden Schulden zu machen gezwungen war. In der Beamtenwelt ist vielseitige Bewegung lediglich jedoch wegen

der durch die letzten Ministerialänderungen berührten persönlichen und individuellen Interessen ... Die Beamtenwelt, insbesondere jene der niederen Kategorie, scheint dem König vollkommen ergeben zu sein. Unter dem Militär erregt das Verhältnis des Königs zur Lola ein großes Ärgernis und Abscheu und wird auf die skandalöseste Weise besprochen. Da dieses zu den Ohren des Königs gelangen mußte, so wurde den Offizieren der Wille des Königs im geeigneten Moment bekannt gegeben, sich über dieses Verhältnis aller Gespräche und Bemerkungen zu enthalten. Seitdem reden die Offiziere zwar nichts mehr vom König und der Lola, sondern von einem gewissen „Herrn Maier" und der „Pepi", substituierte Namen des Königs und der Lola. Die Treue des Militärs scheint übrigens noch in keiner Beziehung zu wanken oder gewankt zu haben, außer der bedenklichen Haltung des Prinz Karl-Kürassierregiments bei dem letzten Lola-Tumulte, wo die Kürassiere keineswegs die ihnen erteilten Befehle pünktlich vollzogen, sondern mit dem Publikum fraternisiert haben sollen. Dies ist auch keineswegs zu wundern, wenn man einen Blick auf die Militärverfassung und Militärverhältnisse in Bayern wirft. .. In der Kaserne ist der Gemeine ganz allein ohne unmittelbare Aufsicht und Einwirkung des Offiziers, da nur der Regimentsadjutant in der Kaserne wohnt, während die übrigen Offiziere in Privathäusern einquartiert sind. In allen Bräu- und Wirtshäusern, Schenken, Kaffeehäusern und anderen öffentlichen Orten findet man das Militär mit dem Zivil vollkommen und ohne alle Absonderung gemischt und miteinander vollkommen fraternisierend. Man trinkt und spielt zusammen, neckt und hetzt sich wechselseitig in so derben und kernigen Ausdrücken, die leicht an Beleidigung anstreifen, kurz, die Haltung des Militärs gegen das Zivil ist von der Art, als wenn beide ganz und gar einer und derselben Kaste angehören würden. Im Dienste benimmt sich der Soldat vollkommen ungeniert und frei. Man kann mit dem am Posten stehenden Manne ungescheut diskurieren, sich Auskünfte geben lassen, die sehr bereitwillig und umständlich erteilt werden und geschickt angebotene Gratifikationen hierfür werden selbst

am Posten angenommen. Kurz, es existiert eine solche Mischung und Fraternität des Militärs mit dem Zivil, daß man in kitzlichen Fällen kaum etwas mit dem bayrischen Militär gegen das dortige Volk und Publikum in München ausrichten dürfte, insbesondere, wenn die Lola abermalige Veranlassung zu Unruhen geben sollte. Deutsche Revue. 1902.

Memorandum des Ministeriums Abel
an König Ludwig I. wegen Lola Montez.
Februar 1847.

Es gibt Augenblicke im öffentlichen Leben, in welchen den Männern, die das unschätzbare Vertrauen ihres Monarchen zur obersten Leitung der Staatsverwaltung in ihren verschiedenen Zweigen berufen hat, nur noch die betrübende Wahl offen steht, entweder der Erfüllung der heiligsten, durch den geleisteten Eid, durch Treue, Anhänglichkeit und heiße Dankbarkeit besiegelten Pflichten zu entsagen, oder, in gewissenhafter Erfüllung dieser Pflichten, die schmerzliche Gefahr des Mißfallens ihres geliebten Monarchen nicht zu beachten. — In diese Lage sahen die treugehorsamst Unterzeichneten durch den Allerhöchsten Beschluß, der Sennora Lola Montez das bayerische Indigenat durch kgl. Dekret zu verleihen, sich versetzt, und sie alle sind eines Verrates an den Eurer Königlichen Majestät gelobten heiligsten Pflichten unfähig — ihr Entschluß konnte daher nicht wanken. . . Seit dem Monat Oktober v. J. sind die Augen des Landes auf München gerichtet, und es haben sich in allen Teilen Bayerns über das was hier vorgeht und was beinahe den ausschließlichen Gegenstand des Gespräches im Innern der Familien wie an öffentlichen Orten bildet, Urteile festgestellt, und es ist aus diesen Urteilen eine Stimmung erwachsen, die zu den bedenklichsten gehört. Die Ehrfurcht vor dem Monarchen wird mehr und mehr in den Gemütern ausgetilgt, weil nur noch Äußerungen des bittersten Tadels und der lautesten Mißbilligung vernommen werden; dabei ist das Nationalgefühl auf das tiefste verletzt, weil Bayern sich von einer Fremden, deren Ruf in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt ist, regiert glaubt, und so mancher

Tatsache gegenüber nichts diesen Glauben zu entwurzeln vermag. [Abel führt an, daß der Bischof von Augsburg bittere Tränen vergieße, und der Fürstbischof von Breslau einen Brief geschrieben habe, in dem er „seine entschiedene Mißbilligung der Vorgänge" ausspreche.] ... Die ausländischen Blätter bringen täglich die schmerzlichsten Anekdoten und die herabwürdigendsten Angriffe gegen Eure Königl. Majestät. Das anliegende Stück No. 5 der Ulmer Chronik enthält eine Probe davon. Alle polizeiliche Aufsicht vermag die Einbringung dieser Blätter nicht zu verhindern. Sie werden verbreitet und mit Gierde verschlungen ... Eine gleiche Stimmung besteht von Berchtesgaden und Passau bis Aschaffenburg und Zweibrücken, ja sie ist über ganz Europa verbreitet, sie ist ganz dieselbe in der Hütte des Armen, wie im Palaste des Reichen. [Das Königtum selbst stehe auf dem Spiele, weil auch die Armee wankend zu werden drohe.] ... Was die treugehorsamst Unterzeichneten hier mit gebrochenem Herzen in tiefster Ehrfurcht vorzutragen wagen, beruht nicht auf Gespensterseherei, es ist das traurige Ergebnis der Beobachtungen, welches sich jeder in seinem Wirkungskreise täglich seit Monaten hat machen müssen. [Am Schluß stellt das Ministerium dem König seine Portefeuilles zur Verfügung.]

v. Abel. v. Gumppenberg. Graf Seinsheim. v. Schrenk.

Der König entließ sofort das ganze Ministerium. — Die Universitätsprofessoren v. Lassaux, v. Phillips, v. Moy, Höfler sandten dem Ministerium Abel eine Zustimmungsadresse. — Der neue Minister Wallerstein gab in der Indigenatsfrage nach und Lola Montez wurde Gräfin Landsfeld.

König Ludwig I. nach der Entlassung des Ministeriums Abel.

13. Februar 1847.

Alle meine Minister habe ich fortgejagt; das Jesuitenregiment hat aufgehört in Bayern; ich habe es meinem Bruder, dem Prinzen Karl, gesagt, ich habe es meinem Sohn, dem Kronprinzen, geschrieben. Gegenwart 1848. I.

Michael Bakunin an Georg Herwegh
über die deutschen Kommunisten.

Brüssel, Sommer 1847.

Aus der demokratischen Alliance kann wirklich was Gutes werden, — die Deutschen aber, Handwerker Bornstädt [später bei Herweghs Legion], Marx und Engels, — und vor allem Marx, treiben hier ihr gewöhnliches Unheil. Eitelkeit, Gehässigkeit, Klatscherei, theoretischer Hochmut und praktische Kleinmütigkeit, — Reflektieren auf Leben, Tun und Einfachheit, und gänzliche Abwesenheit von Leben, Tun und Einfachheit, — literarische und diskurierende Handwerker und ekliges Liebäugeln mit ihnen, — „Feuerbach“ [der Philosoph] ist ein „Bourgeois“ und das Wort Bourgeois zu einem bis zum Überdruß wiederholten Stichworte geworden, — alle selbst aber von Kopf zu den Füßen durch und durch kleinstädtische Bourgeois. — Mit einem Wort Lüge und Dummheit, Dummheit und Lüge. In dieser Gesellschaft ist keine Möglichkeit, einen freien, vollen Atemzug zu holen. Ich halte mich fern von ihnen und habe ganz entschieden erklärt, ich gehe in ihre kommunistischen Handwerkervereine nicht und will mit ihnen nichts zu tun haben.

Marcel Herwegh, Briefe von und an Georg Herwegh.

Am 6. September 1847 schreibt Bakunin aus Paris an Herwegh: „Ich warte auf meine, oder wenn Ihr wollt, auf unsere gemeinschaftliche Frau, die Revolution. Nur dann werden wir glücklich, das heißt: wir selbst sein, wenn der ganze Erdboden im Brande steht.“

Georg Herwegh an seine Frau.

Paris, 26. Oktober 1847.

Dieser Ruge [Arnold R.] wird, je impotenter, desto gemeiner, und die Lobhudelbande, die er förmlich ... organisiert, ist ihm an Ehr- und Geistlosigkeit vollkommen ebenbürtig. Er geht in einem Morast von Eitelkeit unter; Platteres, Form- und Talentloseres, als er und seine Gesellen in den letzten Monaten zu Tag geliefert, ist mir selbst beim jungen Deutschland niemals aufgestoßen. Ich sage es wahr-

lich nicht mit großem Vergnügen, daß ich auch nach dieser Seite hin nur einen Blick der Verachtung werfen kann...

Marcel Herwegh, Briefe von und an Herwegh.

Gottfried Keller.

Champagner. 1847.

Da saßen wir Polemiker,
es flog der Kork, wir tranken toll
ein blaß Gebräu der Chemiker,
das schäumend auf und nieder quoll.

Wir heulten, schrie'n und fackelten
vom armen Proletarierpack;
inzwischen aber wackelten
die letzten Taler aus dem Sack.

Da plumpte uns Entledigten
ein später Bettler scheu die Quer' —
wir prophezeiten, predigten;
doch fand er keinen Stüber mehr.

Doch ohne Arg verhandelten
wir noch sein Elend so und so,
als wir nach Hause wandelten,
der Weisheit für und wider froh.

Geht besonders auf Herwegh. Baechtold in Gottfried Kellers Leben: „Der poetische Revolutionär gab sich äußerlich als Gecken, der nur den auserlesensten leiblichen Genüssen nachging, bloß Champagner trank (‚das kommt mir zu', pflegte er später noch, als er bereits in tiefen ökonomischen Verlegenheiten steckte, zum Ärger Kellers zu sagen), Livreebediente hielt und daneben mit Schuster- und Zimmermannsgesellen in Revolution machte."

J. Baechtold, Kellers Leben. I.

Der König von Preußen an die Königin Viktoria von England.

Die republikanische Partei in Neuchâtel, das damals preußisch war, suchte sich von der Krone Preußen freizumachen. Die Regierung selbst war aristokratisch-monarchisch gesinnt.

25. November 1847.

Ich fürchte, daß E. M. nicht einen vollständigen Begriff von dem Volke und den Parteigängern haben, die

jetzt die Schweiz mit Mord und den Greueln eines verabscheuungswürdigen Bürgerkrieges erfüllen. E. M. glückliche Königreiche haben vor Jahrhunderten Zeiten solcher Schrecken durchgemacht, und bei Ihnen sind die Parteien (wie man hier sagt) auf Flaschen gereift dank einer glorreichen Verfassung, welche Gott und die Geschichte geschaffen haben, aber sie sind nicht „fabriziert" worden; aber dort in der Schweiz erringt eine Partei den Sieg!!! die trotz aller Christenliebe nur als „gottlos und rechtlos" bezeichnet werden kann. Für Deutschland ist die Errettung der Schweiz aus den Händen der Radikalen einfach eine Lebensfrage. Wenn diese dort siegreich sind, so werden auch in Deutschland Ströme von Blut fließen; das will ich vertreten. Die Ermordung von Königen, Priestern und Aristokraten ist bei ihnen kein leerer Schall, und Bürgerkrieg ist ihre Losung im Liede, in der Schrift, im Wort und in der Tat.... In Deutschland liebt das Volk sie ebensowenig wie in der Schweiz, aber die Erfahrungen der Schweiz lehren uns, daß das allein nicht ihren Siegesmarsch aufhalten kann, wenn die Umstände ihnen günstig sind. Das deutsche Volk verläßt sich auf seine Regierungen und tut nichts, aber die Regierungen sind durch den Liberalismus (den Vorläufer des Radikalismus, wie die Hühnersterbe der Cholera vorangeht), geschwächt und werden die Folgen ihrer eigenen Nachlässigkeit auf sich nehmen müssen. Trotz Volk und Fürsten wird diese gottlose Bande ihren Zug durch Deutschland nehmen, weil sie wenn auch klein, durch Einheit und Entschlossenheit stark ist. Königin Victorias Briefwechsel u. Tagebuchblätter. I.

Emma Herwegh an ihren Gatten.

Sie war die Tochter des Bankiers Siegmund in Berlin.

Berlin, 14. Dezember 1847.

Meine Korrespondenz mit Polen hat unsern Sohn ganz glücklich gemacht. — Als der Brief an seine Adresse ankam und ihm gelesen wurde, sagte er: „Maintenant nous sommes tous contents." [Jetzt sind wir ganz zufrieden.] Darauf steckte er den Brief sorgfältig oben in seinen Rock nach meiner Art und

sah alle Augenblicke nach, ob er auch noch nicht entwischt. Diesen Morgen beim Maler sprach ich mit ihm von Dir; da fährt er mir ins Wort: „Mais pourquoi papa est-il seul? Pourquoi les Prussiens ne veulent-ils pas qu'il vienne; qu'est-ce que les Prussiens, est-ce que ce sont des hommes?" [„Aber warum ist Papa allein? Warum leiden die Preußen nicht, daß er kommt? Was ist das ‚die Preußen'? Sind das Menschen?"] „Sie sehen wie Menschen aus, sind aber keine"; damit war er beruhigt. M. Herwegh, Briefe von und an Georg Herwegh.

Zum Sylvester 1847.

Aus der Illustrierten Sylversterzeitung. Berlin.

Aus dem Inland ist nicht viel zu berichten;
's sind immer noch die alten Geschichten;
's wird gezahlt und gezählt, doch stets in Brüchen;
's wird viel geschrieben, und mehr noch gestrichen;
's wird viel gesprochen, doch will nichts geschehen —
nun — im neuen Jahr wird's wohl besser gehen!

Friedländersche Sammlung. Stadtbibliothek Berlin.

Ludolf Camphausen in der Sitzung der Vereinigten Ausschüsse am 18. Januar 1848.

Ludolf Camphausen, geb. 3. Jan. 1803. Bankier in Köln, tätig für Eisenbahn- und Dampfschiffbau. Im „Vereinigten Landtag" bei der liberalen Opposition, in Preußen „Märzminister", nimmt am 20. Juni 1848 seine Entlassung. Dann wird er Vertreter Preußens bei der Zentralgewalt in Frankfurt. Verläßt Frankfurt am 1. Mai 1849, nachdem Preußen die Reichsverfassung abgelehnt. Stirbt 3. Dezember 1890 in Köln.

Die Regierung wird wissen, daß nicht, wie ihr Organ dem Lande einzureden bemüht gewesen, der Zwiespalt geschlichtet ist, der zwischen tatsächlichen Zuständen und der früheren Gesetzgebung besteht. Um so mehr halte ich es für meine Pflicht, die Regierung hierüber nicht im Zweifel zu lassen, als der Gang, den sie am Schluß des Vereinigten Landtags und nach demselben eingeschlagen hat, mich mit tiefer Betrübnis und mit Sorge für die Zukunft erfüllt. Eine große Tat war geschehen; nach dreißigjährigem Harren

waren die Vertreter des ganzen Landes in einem Saale versammelt, und alle, welche wissen, wie selten und wie schwer großen Versammlungen die Selbstbeherrschung gelingt, sahen mit Spannung und nicht ohne Besorgnis ihren Schritten entgegen. Wie ist der Erfolg gewesen? Das Ausland war erstaunt und überrascht über die Mäßigung der Versammlung, über ihre treue Ergebenheit gegen den Fürsten; es war im Zweifel, ob es ihre Zurückhaltung loben oder sie der Schwäche beschuldigen sollte; es fand den König zu beneiden, der unter solchen Umständen eine solche Versammlung berufen und eine so glänzende Manifestation der Treue und Ergebenheit seines Volkes der Welt vor Augen legen konnte. In Preußen aber, wo die Stände bis auf die äußerste Grenze vorrückten, und, weit hinübergebogen, die Hand zur Ausgleichung boten, ist diese Hand im Zorne zurückgestoßen worden. In Preußen haben die Stände von seiten der Regierung Tadel und Nichtbeachtung gefunden, und Äußerungen des Mißfallens und Unwillens, welche in geringem Einklang mit einem monarchischen Staate stehen, der von den Ständen nur Rat verlangen, sie nur Rat zu erteilen berechtigen will. Ein Wort hätte hingereicht, den Verfassungsstreit in Preußen auf immer zu beendigen; es ist nicht gesprochen worden, die Geschichte aber wird richten zwischen der Regierung und uns!

Die Februarrevolution.

Wie allerwärts in Europa hatte auch in Frankreich die Restauration nach dem Zusammenbruch des napoleonischen Weltreichs den Zustand vor der französischen Revolution von 1789 wieder herzustellen versucht. Bis zum Sturze Karls X. im Juli 1830 hatten in Frankreich die alten bevorrechteten Schichten geherrscht. Im Jahre 1830 kam die Bourgeoisie dort obenauf, und es begann das tief unehrliche Regiment des „Bürgerkönigs" Louis Philippe, die Herrschaft des Geldsacks.

Unter der scheinbaren Gesetzlichkeit des konstitutionellen Systems floß ein Schlammstrom, der Ehre und Gewissen, Treu und Glauben, Gerechtigkeit und Sitte wegzuspülen drohte. Aus dem Sumpf der Gesellschaft stiegen Untaten auf wie die grauenvolle Ermordung der Herzogin von Choiseul-Praslin durch ihren eigenen Gatten. In der Kammer bildete sich eine immer schärfere Opposition heraus. Die Gegner der Regierung verlegten den Kampf aus dem Parlament, wo die Majorität sich jeder Forderung nach Reformen verschloß, ins Volk. Man veranstaltete in ganz Frankreich sogenannte „patriotische Reformschmäuse", populäre Bankette, auf denen die Opposition sich Luft machte. Als nun in Paris auf den 21. Februar 1848 ein großes Bankett, an dem Deputierte der Opposition teilnehmen sollten, angesagt war, aber dann wegen der Drohungen der Regierung unterblieb, bemächtigte sich der Bevölkerung große Unruhe und Erbitterung. Die Regierung hatte sich zum entschlossensten Widerstand gerüstet. 27000 Mann lagen in Paris; 40000 vor den Toren. Am 22. Februar zogen ungeheure Menschenmassen vor das Palais Bourbon (die Deputiertenkammer) und das Ministerium des Auswärtigen (Guizots Amtssitz). A bas Guizot! war das Feldgeschrei. Es kam zu blutigen Zusammenstößen und zum Bau von Barrikaden. Am Abend waren die Quartiere der Rue du Temple und der Rue St. Denis, das klassische Gebiet der Pariser Bürgerkriege, eingeschlossen. An diesem ersten Tag richtete sich der Grimm vor allem gegen Guizot, den verhaßten Schulmeister der Reaktion.

Am 23. Februar brach die erste Katastrophe herein. Die Truppenmacht wurde verdoppelt und verdreifacht. Die Quartiere St. Denis und St. Martin wurden die ersten großen Schlachtfelder der Revolution. Hier wurden eine Menge Barrikaden errichtet, die von Munizipalgarde und Linie nach und nach genommen wurden. Hinter den Truppen aber, die die Stadt durchzogen, schlossen sich die Barrikadenmänner wieder zusammen und breiteten sich so allmählich mit den Truppen über einen großen Teil der Stadt aus. Die in den Straßen verschanzte Bevölkerung kämpfte an 30 bis

40 Stellen gegen eine zermalmende Heeresmacht mit todverachtender Tapferkeit. Das Wetter war abscheulich, die Luft beißend. Der Straßenkampf zeigte bald seine demoralisierende Wirkung auf das Militär. Noch schwankte der Kampf, da schlossen sich die Nationalgarden der Volksbewegung an. Die Wirkung war ungeheuer. Wo die Nationalgarde mit ihrem Doppelruf: Vive la réforme! A bas Guizot! vorüberzog, riß sie die Soldaten von der Staatsgewalt los. — Guizot klammerte sich an sein Portefeuille; es wurde ihm aber am Nachmittag des 23. entrissen: der Graf Molé sollte ein neues Kabinett bilden. Vergeblich stellte Molé dem König die Aussichtslosigkeit seines Widerstandes gegen den Willen des Landes vor: Louis Philippe blieb störrisch. — Die Kunde vom Sturze Guizots veranlaßte trotzdem eine Illumination. Gegen 10 Uhr nachts wälzte sich ein 2000 Mann starker Zug aus den Faubourgs mit Fackeln und Fahnen, fast ganz unbewaffnet und geführt von Blusenmännern mit aufgekrämpten Hemdärmeln und entblößter Brust, eine rote Fahne an der Spitze, vor das Ministerium des Auswärtigen, wo Guizot wohnte. Hier stieß der Zug auf Infanterie. Und hier entschied sich das Schicksal der Dynastie Orléans. Eine Salve krachte in die dichte Volksmenge — ohne vorherige Aufforderung zum Auseinandergehen. Ganz Paris hallte wieder von Rachegeschrei: Aux armes! Nous sommes trahis! On égorge le peuple! Vengeance! [Zu den Waffen! Wir sind verraten! Man mordet das Volk! Rache!] Jetzt wurde der dem Hof verhaßte Thiers in die Tuilerien berufen. Eine Proklamation mit der Anzeige des neuen Ministerwechsels sollte das Volk beruhigen. Louis Philippe legte sich um 4 Uhr schlafen. Die Pariser aber arbeiteten die ganze Nacht; sie rüsteten sich zur blutigen Arbeit des folgenden Tags. Etwa 1500 Barrikaden wurden errichtet. Man hat ausgerechnet, daß 1285000 Pflastersteine ausgewühlt waren. Einige von diesen Barrikaden glichen Zyklopenmauern und reichten bis zum ersten Stockwerk der Häuser hinauf. Die Revolution hatte sich ein beispielloses Defensivsystem errichtet. Um 7 Uhr am Morgen des 24. Februar begann der Kampf. Aber schon

hieß der Ruf nicht mehr A bas Guizot! Sondern „A bas Louis Philippe et son auguste famille!“ Thiers entrang dem König den Befehl zum Rückzug der Truppen. Die Revolution war unüberwindlich geworden. Unterdessen saß der König ratlos in den Tuilerien. Schon waren große bewaffnete Scharen gegen das Schloß im Anzug.

Da legte Louis Philippe die Krone nieder. Er mußte sich in der größten Verwirrung zur Flucht entschließen und ging zu Fuß, im schwarzen Frack und Zylinder, die Königin im schwarzen Wollkleide, durch einen unterirdischen Gang in den Tuileriengarten, von dort aus auf die Place de la Concorde. Da wurde er erkannt, aber durchgelassen. „Wir sind keine Mörder — aber schnell auf und fort mit ihm!“ Unter dem Hohngelächter und den Verwünschungen der Menge verließ der letzte König der Franzosen seine Hauptstadt. — Die Tuilerien wurden verwüstet. Eine spöttische Hand schrieb an die Fassade des Schlosses: „Grande boutique à louer pour cessation de commerce.“ [Großer Kramladen zu vermieten wegen Geschäftsaufgabe.] Gestohlen wurde wenig. Während das Volk in den Tuilerien sein Mütchen kühlte, spielte sich in der Deputiertenkammer der letzte Akt des Dramas ab. Die Herzogin von Orléans war mit ihren zwei Knaben dorthin gegangen, um die Regentschaft anzutreten. Nach Szenen eines unbeschreiblichen Wirrwarrs, in den sich je länger je mehr die Revolution der Gasse mengte, mußte die Regentin mit ihren Kindern flüchten. Lamartine kündigte eine provisorische Regierung an. Man zog durch die grauenhafte Verwirrung nach dem Grèveplatz auf das Stadthaus. Dies war schon vom Volk in Besitz genommen und beherbergte nun vier provisorische Regierungen, die nach längerem Hader in eine einzige zusammenschmolzen. Es war Nacht geworden. Lamartine konnte endlich zu der vulkanisch aufgeregten Menge sprechen. Die provisorische Regierung proklamierte die Republik.

Am Mittwoch abend um 9 Uhr war das Volk noch konstitutionell und verlangte Reformen, — um 11 Uhr nachts war es revolutionär und erzwang die Vertilgung des alten Regimes. Dazwischen liegt das Peletonfeuer vor dem

Ministerium des Auswärtigen. Merkwürdigerweise waren es dieselben Wochentage Dienstag, Mittwoch, Donnerstag (22., 23., 24. Februar) wie im Jahre 1830 (27., 28., 29. Juli). Die Gesamtzahl der Toten und Verwundeten auf beiden Seiten wird gewöhnlich auf 12—1300 angegeben. — Die Wirkung der Februarrevolution auf Europa war ungeheuer. In einzelnen Zügen war die Erhebung in Berlin und Wien ihr ähnlich. Im ganzen wich sie so sehr von ihr ab, wie der Charakter und die Geschichte des deutschen von denen des französischen Volkes.

Der März in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten.

Die Revolution schritt, ohne nennenswerten Widerstand zu finden, durch alle Staaten des Deutschen Bundes mit dem Panier der vier Grundforderungen: Preßfreiheit, Schwurgerichte, Volksbewaffnung, deutsches Parlament. Fast überall zeigt sich das nämliche Bild fassungsloser Regierungen und drohender, fester Haltung des Volkes. Jedes Ländchen, jedes Städtchen, jedes Dorf hatte seinen politischen Frühlingstag, seine Sturmadressen, seine größeren oder kleineren Krawalle. Der deutsche Partikularismus war noch mächtig genug, um nicht alle die lokalen Bewegungen in eine einzige große Flut zusammenschlagen zu lassen. Die Besonderheit der Stämme, Provinzen und Gaue erwies sich als ein Schutz der geschichtlichen Formen. Wohl sahen sich die Regierungen oft in schimpfliche Lagen versetzt, man grollte den Fürsten, aber man ließ sie auf ihren Thronen; im allgemeinen waren die Worte grimmiger und ausschweifender als die Taten. Alle nur möglichen Vorstellungen von der künftigen Gestaltung des Reiches durchdrangen und durchkreuzten sich: französische, belgische, namentlich auch englische Anregungen; in aller Unbefangenheit wurde der Traum

der deutschen Republik geträumt. Alles redete, ratschlagte, „jedermann hat in diesen Tagen das Bedürfnis, sich auszusprechen." Der Stolz, einen unförmigen schlappen Hut mit roter Feder zu tragen, einen Säbel umzuschnallen, mit Trommeln und Trompeten auf Wache zu ziehen, — die Regsamkeit der öffentlichen Meinungsäußerung, der neue Reiz massenhafter Zeitungs- und Flugblätter, die plötzliche Aussicht in eine neue, jedenfalls aber „freie" Zukunft, alle die Erregungen, welche die eigene Tat und nun gar noch die gemeinsame politische Tat zu begleiten pflegen, verbanden sich mit der dem Deutschen eigentümlichen Verstiegenheit in philosophischen Phrasen. Wenn irgendwo ein vormärzlicher Minister wegpetitioniert war, dann konnte man das „Wehen des Weltgeistes" verspüren. Es bildete sich eine Sprache aus, die in ihrem steten Bemühen, der Größe der Ereignisse gewachsen zu bleiben, oft in ein komisches Mißverhältnis zu den lokalen Erfolgen trat. Freilich verfiel die Phrase auch in Roheit und Zügellosigkeit, besonders in dem am meisten erregten Baden. Die Radikalen waren hier und in Sachsen am besten organisiert und gingen von vornherein auf die Republik los. In Baden gab die Regierung noch im Februar den volkstümlichen Forderungen nach. In Württemberg kam ein liberales Ministerium ans Ruder. In Bayern gingen die „Volkswünsche" von Nürnberg aus. In München entstand ein offener Aufruhr. Das Land war durch die Lolaaffäre bis zum äußersten gereizt. Der König dankte am 20. März ab. In Hannover und Braunschweig werden die üblichen Konzessionen gemacht. Im Großherzogtum Hessen wird Heinrich von Gagern (der spätere Präsident der Frankfurter Nationalversammlung) Minister. In Nassau stehen die Bauern aus dem Odenwald auf wie in den Zeiten des großen Bauernkriegs. In Kurhessen richtet sich die Empörung besonders gegen den Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. In Hanau bildet sich eine provisorische Regierung, die dem Kurfürsten ein Ultimatum von drei Tagen stellt. Er unterwirft sich in letzter Stunde. Die Hanauer schleppen den „Wolf", die berüchtigte Prügelmaschine, mit der ihr Landes-

vater seine Kinder traktiert hatte, im Triumph durch die Straßen. Am hartnäckigsten widerstand der König von Sachsen. Eine Deputation aus Leipzig mit den populären Forderungen wurde schroff abgewiesen, Leipzig zerniert, und die Preußen zu Hilfe gerufen. Auf die Nachricht vom Sieg der Revolution in Wien gab man endlich nach. Naturgemäß stehen Wien und Berlin im Mittelpunkt des Interesses. Was wird in Österreich und Preußen werden? Das war die Lebensfrage.

Die Märzrevolution in München.

Am 1. Dezember 1847 war es Lola Montez gelungen, ein Ministerium zu bewirken, das ihr entsprach: das Ministerium Berks-Wallerstein. Berks war eine ihrer Kreaturen. Lola, deren Element Herrsch- und Lärmsucht war, dazu unbändige Lebenslust, umgab sich mit einem Schwarm junger Leute, meist Studenten nicht von bestem Rufe. Diese gründeten die Landsmannschaft „Alemannia". Unaufhörliche Reibungen, Beschimpfungen und Tätlichkeiten in der Studentenschaft waren die Folge. Bei einem Auflauf stieß der Alemannen-Senior Graf Hirschberg mit einem Dolch um sich. Der König, dem Lola Montez und ihr Minister Berks diese Skandale als Meutereien gegen den allmächtigen Willen des Monarchen ausdeuteten, ließ am 9. Februar 1848 die Universität schließen. Nun aber standen Studenten und Volk wie ein Mann zusammen. Mit gewaltsamen Demonstrationen und Straßenexzessen (Bierkrawallen) war man in München ohnehin vertraut. Am 10. Februar zogen Tausende von Bürgern vor die Residenz. Unter dem Druck dieses Auflaufs ließ der König schon abends verkünden, die Universität solle nach Ostern wieder eröffnet werden. Das genügte aber nicht mehr. Am 11. Februar versammelten sich Studenten und Bürger auf dem Rathause. Ein neuer Zug zur Residenz wurde beschlossen. Der König, von der Erbitterung des Volkes unterrichtet, geriet in Angst. „Wenn er sich nicht etwas fürchtet, so ist mit dem Mann nicht auszukommen", pflegte einer seiner Vertrauten zu sagen. So wurde denn alles zugestanden. Die Universität sollte mit Beginn der nächsten Woche wieder geöffnet, die Alemannia aufgelöst und Lola aus Bayern verbannt werden. Am 11. Februar flieht Lola aus München. Die Aufregung wollte sich aber nicht legen. Das Land und die Stadt litten unter schweren Mißständen. Ein großer Teil des Adels, an der Spitze der Graf Arco-Valley, suchte sich der Reformbewegung anzuschließen. Der Lola-Minister Berks war noch im Amt. Am 2. März, abends, wurde die Wohnung von

Berks und das Ministerium des Innern verwüstet, am 3. und 4. März wogte die erregte Bevölkerung in den Straßen auf und ab. Die Behörden verloren den Kopf. Die Bürgerschaft stand unter der klugen Führung Rosipals, Reschreiters u. a. Die Volkswünsche wurden dem König unmittelbar überreicht. Wallerstein sagte eine neue Kammer auf den 31. Mai zu, „um die verfassungsmäßigen Wünsche des Volkes in herzliche Beratung zu nehmen". Dies Zugeständnis war bei weitem nicht ausreichend. Vom Fürsten Wrede wollte man wissen, daß er gesagt habe, er werde die Aufrührer mit Kartätschen zur Ruhe bringen.

Es entstanden Barrikaden. Da entließ der König den Minister Berks und versprach die Einberufung der Stände auf den 31. März. Als Wrede Kanonen vor der Residenz auffahren ließ, stürmte die Menge das Zeughaus. Wieder gab der König nach. Am 6. März erschien ein Patent, das die Befriedigung der Volkswünsche versprach. Aber Ludwigs I. Selbstgefühl konnte sich mit dem Gang der Dinge nicht versöhnen. Er dankte am 20. März 1848 zugunsten seines Sohnes Maximilian II. ab. München wurde noch mehrmals von schweren Unruhen erschüttert.

Justinus Kerner an Emma Niendorf.

Weinsberg, 19. Februar 1848.

Die Lola Montez kam vorgestern hier an, und ich bewahre sie in meinem Turm bis auf weitere Befehle von München. Drei Alemannen halten dort Wache; es ist mir ärgerlich, daß sie der König gerade zu mir sandte, aber es wurde ihm gesagt, die Lola sei besessen, und er solle sie nur nach Weinsberg senden, den Teufel aus ihr zu treiben. Interessant ist es immer. Ich werde, ehe ich sie magisch-magnetisch behandle, eine starke Hungerkur mit ihr vornehmen. Sie bekommt täglich nur 13 Tropfen Himbeerwasser und das Viertel von einer weißen Oblate. Sage es aber niemanden! Verbrenne diesen Brief!

Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden. II.

Fürst Leiningen an König Ludwig I.

1. März 1848.

Drangvollere und für die nächste Zukunft bedrohlichere Umstände für das Königtum, und somit für unser ganzes teures Vaterland, als jetzt, haben lange nicht, vielleicht nie bestanden. Gerade in diesem kritischen Zeitpunkte ist das

Vertrauen aller Klassen Ihrer Untertanen in Ew. Majestät auf das tiefste erschüttert. Es ist dieses das wahrhaft hochverräterische Werk jener Kreaturen, welche noch jetzt zwischen Ew. Majestät und Ihr Volk sich drängen; namentlich aber, daß ein Mann, wie Ministerverweser v. Berks, welchen die öffentliche Meinung mit tiefer Verachtung beladet, weil er selbst jene verraten hat, auf deren Schultern er emporgestiegen ist, Ew. Majestät noch als Ratgeber zur Seite steht. Ew. Majestät sind vollständig über die Ursachen getäuscht, durch welche jene Unzufriedenheit und Erbitterung hervorgerufen worden.

Holder Friede.

München, 10. März 1848.

Unser König erschien gestern abend zum erstenmal wieder seit den Februarereignissen an der Seite der Königin im Theater und wurde von seinem treuen Volke mit einem Enthusiasmus empfangen wie ihn das Haus noch selten erlebt hat. Nach den Hochrufen, welche kaum enden wollten, stimmte das gesamte Publikum die Nationalhymne „Heil unserm König Heil" an, und sang drei Strophen davon unter Begleitung des Orchesters. Wiederholte langandauernde Vivats schlossen sich dieser Huldigung an, welche wohl nie aus dankbarerem Herzen dargebracht wurde.

Allgemeine Zeitung 1848, Nr. 71, 11. März.

König Ludwigs Abschied am 20. März 1848.
(Besonders die Münchner betreffend.)

Verlassen und traurig wandelnd,
zieh' ich in die Welt hinein,
denn frei und groß nur handelnd
mocht' ich euer König sein.
Ich hab' euch sehr geliebet,
ihr habt mich sehr betrübet,
das schuf mir arge Pein.
Die stolzen Aristokraten
verleideten mir den Thron,
sie haben euch verraten,

und sprechen uns beiden Hohn.
Die Höflinge glatt und schmeichelnd,
die Geistlichen, Liebe heuchelnd,
entrissen mir die Kron'.
Ein Herz im Busen tragend
für Schönes, was Menschen ziert,
mein Volk mit Künsten begabend,
so hab' ich stets regiert.
Schwört Treue nun meinem Sohne!
Bleibt treu, ihr Bayern! der Krone,
und dem Gesetze, das euch regiert.

Zeitungsausschnitt. Friedländersche Sammlung. Stadtbibliothek Berlin.

David Friedrich Strauß an Ernst Rapp.

Heilbronn, 29. Februar 1848.

Welche Zeiten beginnen, liebster Rapp! Und ich glaube, wir können im Grund nur gewinnen. Ich wenigstens wüßte nicht, was ich zu verlieren hätte, das der Rede wert wäre. In der Nacht, nachdem die Kunde von der proklamierten Republik [in Paris] eingetroffen, war sie bei mehrmaligem Erwachen jedesmal mein erster Gedanke.... Es sind ja doch unsere jugendlichsten Wünsche, unsere innersten Gedanken, welche damit in Erfüllung gehen. Kann sein, daß wir uns unter den Ereignissen, die uns erwarten, oft nach der Ruhe der vergangenen Tage zurücksehnen werden; möglich, daß wir der Motion zu viel bekommen, wie wir seither zu wenig hatten: deswegen bleibt es aber doch wahr, daß zuviel hierin gesünder als zu wenig ist. Und auch lustiger, wenn man sich selbst nur recht versteht. Leb' wohl, Bürger Rapp — sag' niemand, daß Du einmal Hofrat gewesen, und bleibe auch in der neuen Ära gut Deinem D. F. St.

Zeller, Briefe von D. F. Strauß.

Die Leipziger Zensoren gegen die Zensur.

Erklärung.

Wir Unterzeichnete sind heute nachmittag 4 Uhr bei dem Herrn Professor Dr. Marbach gewesen, um zunächst ihn

zur Niederlegung seines Amtes als Zensor zu bewegen. Derselbe erklärte uns, daß er eine augenblickliche Niederlegung seines Amtes in dieser ernsten Zeit nicht mit seinen Pflichten für vereinbar halte, las uns jedoch eine Eingabe der hiesigen Zensoren an das Gesamtministerium vor, in welcher sich dieselben auf das entschiedenste gegen die Zensur und ihre verderblichen Wirkungen aussprechen, und dem Gesamtministerium das Bedenkliche des Fortbestehens der Zensur ernstlich vorgestellt haben. Leipzig, 4. März 1848. Robert Blum, Dr. Heinrich Wuttke, Vorsitzender des Schriftstellervereins, E. M. Oettinger, Redakteur des Charivari, Dr. Arnold Ruge. Allgemeine Zeitung 1848, Nr. 68, 8. März.

Ein Bekenntnis Friedrich Heckers.

Auf der Versammlung „der 51 Vaterlandsfreunde" am 5. März 1848 in Heidelberg hatte Heinrich von Gagern eindringlich vor den Gefahren gewarnt, die von einem neuen republikanischen Rheinbund mit Frankreich drohten und gerufen: „Auch ich würde Republikaner sein, wenn das deutsche Volk die republikanische Staatsform beschließen würde; ich kann Republikaner sein, denn ich habe einfach leben gelernt; aber ich will keine Pöbelherrschaft, kein Liebäugeln mit dem Pöbel." Da entgegnete Hecker:

Ich will die Freiheit, die ganze Freiheit für alle, gleichviel in welcher Staatsform sie zu erreichen ist. Aber keine Freiheit nur für die Privilegierten oder für die Reichen; ich bin, wenn ich es mit einem Worte benennen soll, Sozialdemokrat.

Ferdinand Freiligrath an Arnold Ruge.

London, 6. März 1848.

Wo Taten und Begebenheiten agitieren, sind Verse billig überflüssig. Wo die Geschichte, wo der Demos dichtet, kann der Poet, ohne zu erröten, vor der Hand schweigen. Was liegt am Reflex des ungeheuern Weltepos in der Seele des zur Seite stehenden einzelnen Lyrikers? Dennoch hab' ich im fiebernden Jubel der ersten Nachrichten das Beiliegende aufs Papier geworfen [ein Revolutionsgedicht]. 2000 Exemplare hab' ich an den Rhein geschleudert ... In bezug auf mich selbst vor der Hand nur, daß ich eben im Begriff

stand, mich mit Frau und Kindern nach Boston einzuschiffen [auf Einladung Longfellows], als dieser glorreiche Sturm losbrach und mich nun einstweilen noch zurückhält.

Judenverfolgung in Baden.

Karlsruhe, März 1848.

Eine allgemeine Judenverfolgung hat auf dem flachen Lande begonnen, scharenweise ziehen die Flüchtlinge den Städten zu, namentlich nach Mannheim, wo die entschiedensten Freunde derselben ansässig sind. Diese Volksbewegung nimmt keine Notiz von den Theorien unsrer Kammerredner, in Bruchsal zog der Haufe der Stürmer sogar vor das Haus des ultraliberalen Abgeordneten Brentano, um dasselbe unter dem Ruf: „Nieder mit dem Judenkönig!" wie Brentano in der Kammer heute selbst erzählte, zu verwüsten. Das Einschreiten des Militärs machte dem Aufruhr ein Ende.

Allgemeine Zeitung 1848, Nr. 72. 9. März.

Aufruf zum Schutze der Juden.

Mannheim, 8. März 1848.

Mit tiefem Schmerze, welchen alle wahren Freunde der Volksfreiheit und des Vaterlandes teilen, vernehmen wir die Nachricht, daß die Tage, welche die Herzen aller wackeren Bürger mit hehrer Begeisterung erfüllen, die Tage, welche unser ganzes Volk erlösen sollen von dem Drucke der Knechtschaft von Jahrzehnten, ja von Jahrhunderten, entweiht werden sollten durch blinde Zerstörungswut und Gefährdung der Personen und des Eigentums unserer Mitbürger mosaischen Glaubens, daß das leuchtende Panier der Freiheit besudelt werden will durch schmähliche Exzesse ... Mitbürger, wir wissen, daß wir in eurer aller Sinn sprechen, wenn wir euch zurufen: Es ist eine heilige Pflicht eines jeden Ehrenmannes, der nicht mit dem Namen der Freiheit schnödes Spiel treibt, der nicht ihren Namen zur Befriedigung anderer Leidenschaften mißbrauchen will, es ist eine heilige Pflicht aller Volks- und Freiheitsfreunde, mit aller Energie solch frevelhaftem Beginnen entgegenzutreten. Nur Diener der Reaktion oder von ihnen Irregeleitete vermögen zu Judenver-

folgungen die Hand zu bieten, wie sie nie ein freies Land, wohl aber der Despotismus kannte.

Dr. Hecker. Helmreich. v. Itzstein. v. Soiron.
L. Weller. M. Sachs. Karl Mathy. Fr. Bassermann.

Mathy, Briefwechsel aus den Jahren 1846—48.

Gottfried Keller an Wilhelm Baumgartner.

Heidelberg, 10. März 1849.

Es gärt wieder ziemlich unter dem Volke hier zu Lande. Ich wünsche aber kaum, daß nächstens etwas losgeht, wenigstens möcht' ich nicht in Heidelberg sein während einer Revolution; denn ein roheres und schlechteres Proletariat habe ich noch nirgends gesehen, als hier. Man ist nachts seines Lebens nicht sicher, wenn man allein über die Straße geht; die unverschämtesten Bettler fressen einen fast auf, und dabei brummen diese unglückseligen Geschöpfe fortwährend von Republik und Hecker. Die sogenannten „Führer" sind aber auch darnach, nämlich die Redakteure der Winkel- und Lokalblätter. Borniertere und brutalere Kerle sind mir noch nicht vorgekommen, als die deutschen Republikaner zweiten und dritteren Ranges; alle bösen Leidenschaften: Neid, Rachsucht, Blutgierde, Lügenhaftigkeit nähren und pflegen sie sorgfältig im niederen Volke. Baechtold, Kellers Leben. I.

Schwarz, Rot und Gold.

Flugblatt. Mannheim. C. H. Schnäuffer. [Mitte März 1848].
In Berlin wieder gedruckt. „Unter dem Schutze der freien Presse".

Schwarz, Rot und Gold, das sind die Farben,
die stolz der deutsche Bürger trägt;
Schwarz, Rot und Gold, das sind die Farben,
für die er sich im Kampfe schlägt.

Das Schwarz bedeutet Tod den Würgern,
die lachend uns ans Kreuz gespießt;
das Rot ist Blut von deutschen Bürgern,
das unserm Recht zum Opfer fließt.

Das Gold, das ist der Freiheit Segen,
wenn Männer ihre Pflicht getan:

drum schlagt auf Wegen und auf Stegen
die heiligen drei Farben an.

Schwarz, Rot und Gold, das sind die Farben,
drauf stolz das deutsche Auge sieht;
Schwarz, Rot und Gold, das sind die Garben,
darin die Ernte Deutschlands blüht.

Friedländersche Sammlung. Stadtbibliothek Berlin.

Robert Prutz an Georg Herwegh.

Dresden, 12. März 1848.

Ja, Alter, die Welt wird anders, auch unsere goldenen Ideale steigen endlich aus ihren Himmeln nieder und wandeln und wohnen unter uns. Du freilich sitzest an der Quelle [in Paris] und trinkst den erquickenden Strom eines erneuten, befreiten Volkslebens mit vollen Zügen: denk aber doch nicht zu gering, denke darum nicht allzu klein von diesen einzelnen Tropfen und Bächelchen, in denen die Freiheit uns hier in Deutschland zusickert! ... Den allertrübsten Fleck in Deutschland hab' im Augenblick i ch inne: Dresden, das Land der Kuchenfresser, die verwaschenste, farbloseste, breiweichste Generation, die es in Deutschland gibt: Volk wie nasser Schwamm, nicht Welf, nicht Ghibellin, bloße träge Maulaufsperrer, die immer noch glauben, das alles geschehe bloß „draußen" und bloß damit sie zu ihrem schlechten dünnen Kaffee alle Morgen eine interessante Zeitung zu lesen haben!

Marcel Herwegh, Briefe von und an G. Herwegh.

Forderungen des deutschen Volkes.

Süddeutsches Flugblatt.

Allgemeine Volksbewaffnung mit freier Wahl der Offiziere.

Ein deutsches Parlament, frei gewählt durch das Volk. Jeder deutsche Mann, sobald er das 21. Jahr erreicht hat, ist wahlfähig als Urwähler und wählbar zum Wahlmann. Auf je 1000 Seelen wird ein Wahlmann ernannt, auf je 100000 Seelen ein Abgeordneter zum Parlament. Jeder Deutsche, ohne Rücksicht auf Rang, Stand, Vermögen und Religion kann Mitglied dieses Parlaments werden, so-

bald er das 25. Lebensjahr zurückgelegt hat. Das Parlament wird seinen Sitz in Frankfurt haben und seine Geschäftsordnung selbst entwerfen.

Unbedingte Preßfreiheit.

Vollständige Religions-, Gewissens- und Lehrfreiheit.

Volkstümliche Rechtspflege mit Schwurgerichten.

Allgemeines deutsches Staatsbürgerrecht.

Gerechte Besteuerung nach dem Einkommen.

Wohlstand, Bildung und Unterricht für alle.

Schutz und Gewährleistung der Arbeit.

Ausgleichung des Mißverhältnisses von Kapital und Arbeit.

Volkstümliche und billige Staatsverwaltung.

Verantwortlichkeit aller Minister und Staatsbeamten.

Abschaffung aller Vorrechte.

Schönster Traum eines thüringischen Bauern.

Aus den „Fliegenden Blättern" 1848.

Ich sullte nur ä mol ä paar Munate Ferscht sei; dä Hersche im Schwarzburger Wildzaune die ließ'ch alle morde, un de Saukerche im Schwarzethale, die werde o widder rabgerießen un kei Hase dürft' sich merre in Lanne laßen blicke, un nacher da schafft'ch auch dä Regierechen, 's Consistorichen, de Suldaten un dä Schteiern ab. Die Paar Schreibichen, die wullt'ch schunne sälber laßt mache von unsern Schulmester un fer alles letzt da liesch'n Amtmann ä mol rächt karwatsche.

Ludwig Häusser über die radikale Presse.

Ludwig Häusser (1818—1867), der berühmte Historiker, ist geborener Elsässer, seit 1845 Professor in Heidelberg, redigierte die „Deutsche Zeitung", liberaler Politiker.

Viel wohlfeiler mag es sein, in das herkömmliche Hallo einzustimmen und den Troß populärer Höflinge zu vergrößern; es gibt darum, wie Börne sagt, noch brave Leute genug, welche auch die sauere Hand eines ehrlichen Mannes drücken. Seit einzelne Organe angefangen haben, sich außer und über die öffentliche Meinung zu stellen, seit sich an

die Anhänger einer gesunden und freien Volksentwicklung der ganze wüste Troß des literarischen Pauperismus und Nihilismus angehängt hat und das große Wort gern führen möchte, ist es hohe Zeit, eben im Namen der wichtigsten Interessen deutscher Freiheit, gegen jeden Bund mit der Frivolität, der Roheit und Unwissenheit energisch Protest einzulegen. L. Häusser in der Allg. Zeitung 1847. Nr. 124.

Justinus Kerner an Sophie Schwab.

Weinsberg, 2. April [?] 1848.

Die Lola befindet sich seit voriger Woche bei mir. Sie ist erstaunlich abgezehrt. Theobald magnetisiert sie, auch lasse ich sie Eselsmilch trinken. Den Metternich [Fürsten Staatskanzler] nahm ich in meinem Turm auf, in dem Graf Helfenstein vor seiner Hinrichtung durch die Bauern gefangen saß. Das ist ihm ominös; es ist ihm unheimlich und mir sein ganzes Wesen unheimlich, besonders sein unverschämtes Liberaltun nun. Er behauptet: Nur sein Wunsch, daß Deutschland eine Republik werde, den er immerdar gehegt, habe ihn zu dem illiberalen System gebracht; nur so habe sich Deutschland so mächtig und kraftvoll erheben können. Das sei sein Werk und von ihm geflissentlich so durchgeführt. Er ruhte nicht, bis ich auf meinen Turm eine rote Fahne steckte. Er versprach mir ein Stückfaß vom besten Johannisberger, aber bis sein Schreiben nach dem Johannisberg kam, war der Keller schon durch die Nassauer in Beschlag genommen. So muß ich mich überall mit Gnadenbezeugungen begnügen, die nie in Erfüllung gehen. Das ist das Los der Dichter, wie es schon Schiller besang. Nota bene. Metternich spielt die Geige sehr gut. Es ist noch eine alte von Niembsch [Lenau] im Turm. Auf dieser spielt er immer die Marseillaise und pfeift konvulsivisch dazu im Mondscheine.

Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden. II.

Ludwig Feuerbach an seine Frau.

Leipzig, 3. April 1848.

Es ist eine Zeit, wo alles auf dem Spiele steht. Gegen die sichersten Hypotheken ist kein bares Geld hier zu

bekommen. Von allen Seiten Bankrotte, oder wenigstens augenblickliche Zahlungsunfähigkeiten, weil alles sein Schäflein ins Trockene bringen will, sein Talent, d. h. sein Geld vergräbt. Wigand [Feuerbachs Verleger] hat an 200000 Taler bei tausend Häusern einzufordern. Er schätzt sich glücklich und gerettet, wenn nur die Hälfte zur Ostermesse bezahlt.... Man muß sich jetzt nur auf das Notwendigste beschränken, zufrieden sein, wenn man nur ein Stückchen Brot hat. ... Mein Winterrock drückt mich in dieser Hitze nieder, und ich nehme jetzt wirklich Anstand, mir einen neuen zu kaufen.

K. Grün, L. Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlaß.

David Friedrich Strauß an Fr. Th. Vischer.

Heilbronn, 13. April 1848.

Einer Natur wie der meinigen war es unter dem alten Polizeistaat viel wohler als jetzt, wo man doch Ruhe auf den Straßen hatte und einem keine aufgeregten Menschen, keine neumodischen Schlapphüte und Bärte begegneten. Man konnte in Gesellschaft noch ein Wort von Literatur und Kunst, von Originalen und dergleichen sprechen, man konnte sich gehen lassen — was jetzt alles nicht mehr möglich ist. Der Beste ist nicht mehr zu brauchen, ich gehe schlechthin in keine Gesellschaft mehr. So befand und befinde ich mich, seit die Geschichten anfingen, unwohl und unbehaglich... Ich lernte mich in diesen Tagen deutlicher als jemals dahin kennen, daß ich ein Epigone jener Periode der Individualbildung bin, deren Typus Goethe bezeichnet, und aus diesen Schranken weder heraus kann noch will. Gegen diesen Ausguß des Geistes auf Knechte und Mägde, gegen diese jetzige Weisheit auf allen Gassen, kann ich mich nur schneidend ironisch, schnöde verachtend verhalten. Odi profanum volgus et arceo ist und bleibt mein Wahlspruch. Eine solche Versammlung auch nur als Zuhörer zu besuchen, wäre mir unmöglich. Zeller, Briefe v. D. F. Strauß.

Zeitungsphrasen.

Ernst II. von Coburg-Gotha (1818—1893) trat während seiner langen Regierungstätigkeit stets für die Einheit und für die freie

politische Gestaltung Deutschlands ein. Unter seinem Schutz wird 1859 der Nationalverein gegründet. Während der Revolution führte er im Dänischen Krieg ein Kommando.

Der Herzog erzählt: Man vermochte kaum eine Zeitung zur Hand zu nehmen, ohne dem blühendsten Unsinn in der Farbe jeglicher Parteischattierung zu begegnen. In dieser Beziehung glichen sich fast ausnahmslos die Journale aller Richtungen. Ich las einmal in der sonst gut redigierten und in der Hauptsache auch wohlgesinnten Coburger Zeitung, welche gleichfalls durch die Märztage an das Licht der Welt getreten war, den köstlichen gegen die Oktoberrevolutionen gerichteten Satz: „Schmach und Schande den Feinden des Vaterlandes, die eine Saat von Fürstenzähnen in die aufgerissenen Äcker der Zeit streuen wollen, ohne zu bedenken, daß diese Kadmussaat sich selbst erwürgende Despoten erzeugen muß." Die republikanischen Winkelblätter vollends waren von einer Sorte ungebildeter Menschen redigiert, welche in plumper Sprache und in rohester Gesinnung täglich die wahnsinnigsten Aufforderungen und Aufreizungen zum Bürgerkriege zum besten gaben.

Ernst II., Aus meinem Leben.

Der Herzog will „das Beste".

Text eines 1848er Witzbildes.

Amtmann: So, Bauern! jetzt habt's gehört, daß der Herzog nur euer Bestes will.

Bauer: Ja, daß er unser Bestes will, habe ma scho lang gewüßt, aber grad das wolle mer em net gebe.

Bundestag und Revolution.

Bundestagsbeschluß vom 1. März 1848.

Der Bundestag in Frankfurt geriet durch die Februar-Revolution in Frankreich in tragikomische Not. Der österreichische Gesandte und Präsident lenkte „die Aufmerksamkeit der hohen Versammlung ernstlicher auf die Lage Deutschlands". Namens des am 29. Februar niedergesetzten Ausschusses erklärte der preußische Gesandte am 1. März, daß die „Dringlichkeit der Umstände ...

dem Bundestag die Pflicht auflege, dem dringenden Verlangen des öffentlichen Geistes nach Einigung aller nationalen Kräfte ohne Zeitverlauf den legalen Anhaltspunkt zu geben." Der plötzliche Tätigkeitsdrang der hohen Versammlung erschöpfte sich zunächst darin, öffentlich auszusprechen, daß der Bundestag dieser Anhaltspunkt sei. Daher schlug der Ausschuß vor, die folgende Bekanntmachung „der Publizität zu übergeben". Nun auf einmal, da das Haus des Nachbars brannte, sollte das deutsche Volk seine „reife Einsicht" bewähren, die der Bundestag 33 lange Jahre geleugnet, und deren Verteidiger er aufs schimpflichste verfolgt hatte! Auch auf die „alte Treue" spekulierte diese treulose Diplomatie in ihrer Seelenangst.

Der Deutsche Bundestag als das gesetzliche Organ der nationalen und politischen Einheit Deutschlands, wendet sich vertrauensvoll an die deutschen Regierungen und das deutsche Volk. Verfassungsmäßig berufen, für die Erhaltung der innern und äußern Sicherheit Deutschlands zu sorgen, spricht der Bundestag seine Überzeugung dahin aus, daß beide nur ungefährdet bleiben können, wenn in allen deutschen Landen das einmütigste Zusammenwirken der Regierungen und Völker und die innigste Eintracht unter allen deutschen Stämmen mit gewissenhafter Treue erhalten werden.... Der Deutsche Bundestag fordert daher alle Deutschen, denen das Wohl Deutschlands am Herzen liegt — und andere Deutsche gibt es nicht — im Namen des gesamten Vaterlandes dringend auf, es möge ein jeder in seinem Kreise nach Kräften dahin wirken, daß diese Eintracht erhalten und die gesetzliche Ordnung nirgends verletzt werde.... Die Bundesversammlung vertraut mit voller Zuversicht auf den in den schwierigsten Zeiten stets bewährten gesetzlichen Sinn, auf die alte Treue und die reife Einsicht des deutschen Volkes.

Corpus juris Confœderationis Germanicæ II.

Am 9. März stellte der preußische Bundesgesandte den Antrag, den alten deutschen Reichsadler mit der Umschrift „Deutscher Bund" zum Bundeswappen und die Farben schwarz, rot und golden zu Bundesfarben zu wählen. Fortan wehte über dem Palais Taxis, wo die Bundesversammlung tagte, die schwarz-rot-goldne Fahne. Inzwischen brachen überall, vor allem in Berlin und Wien, die alten Regierungen in den Aufständen des März zusammen. Dem Bundestag ging der Atem aus. Am 31. März trat das Vorparlament zu seiner

ersten Sitzung in der Paulskirche in Frankfurt zusammen. Der Bundestag verlor alle Initiative an die Nationalversammlung, die sich am 18. Mai in der Paulskirche versammelte.

Oesterreich-Ungarn bis zur Märzrevolution.

Schon lange vor dem Ausbruch der Revolution war in Österreich der Glaube an die Haltbarkeit der bestehenden Staatsform erschüttert. Die Hoffnung, daß der Thronwechsel im Jahre 1835 den Druck vom Volke nehmen würde, sah sich bitter enttäuscht. Kaiser Ferdinand, der Nachfolger Kaiser Franz I., war ein gutmütiger, wohlwollender Mann, aber durch Epilepsie verkümmert. Ihn vertrat eine Staatskonferenz, in welcher Metternich den Vorsitz hatte. Ursprünglich ein Provisorium, führte die Staatskonferenz volle zwölf Jahre die Zügel der Regierung, oder ließ sie vielmehr am Boden schleifen. Nichtstun war ihr Geschäft. Träge Gewohnheit allein konnte ein solches System mühsam am Leben erhalten.

Indessen waren in allen Teilen des vielgestaltigen Reichs: in Galizien, in Böhmen, in Ungarn, Kroatien, Italien, nationale Sonderbestrebungen erwacht. Das chronische Erbübel der Monarchie, die Finanzmisère, zehrte weiter an der Gesundheit des Staats. Die liberalen Ideen der Verfassungsbewegung faßten mehr und mehr Wurzel. Dem Fürsten Metternich aber erschien die polizeiliche Überwachung der Völker, die diplomatische Aushorchung der Kabinette als die wichtigste Aufgabe der Regierung. Das „Naderertum“, die Denunziation, stand schamlos in Blüte und vergiftete den Charakter des Volks. Als jedoch der dumpfe Hader mit dem „System“ in die offene Flamme der Empörung ausschlug, — da stand der Vielgewandte rat- und hilflos vor dem Ende.

Am frühesten erhob sich Italien. Sardinien, mit Carlo Alberto an der Spitze, galt als der Vertreter der nationalen Idee, ihm neigten sich die Hoffnungen Italiens zu. Metter-

nich hielt krampfhaft an seinen alten Weidsprüchen fest und erklärte Italien für einen geographischen Begriff. In der Lombardei kam es nach unzähligen Demonstrationen am 3. Januar 1848 zu einem blutigen Krawall in Mailand, dem „Rauchkrawall"; er entstand dadurch, daß die Mailänder den österreichischen Tabak boykottierten und österreichische Soldaten zur Tabakabstinenz zwingen wollten. Auf den Tumult in Mailand folgten andere in Pavia, Padua, Brescia, Vicenza, Verona, Venedig. Die Regierung zögerte, mit Strenge durchzugreifen. — Ungarn war schon lange von einer Bewegung ergriffen, die endlich, hauptsächlich durch Ludwig Kossuths Agitation, zur Autonomie der ungarischen Krone und zur Magyarisierung der nichtmagyarischen Völker des Königsreichs führen sollte. — Zu Preußen hatte Metternich seit 1840 nicht mehr das alte Zutrauen. Es war ihm nicht wohl bei der phantastischen, unberechenbaren Natur des Königs Friedrich Wilhelms IV. Alles sollte beim alten bleiben — jeder Reformvorschlag im Bunde wurde entweder zurückgewiesen oder aufgeschoben. Denn der Gedanke, handeln zu müssen, war den österreichischen Staatsmännern der schrecklichste und fernstliegende. In den Kreisen der österreichischen Intelligenz aber war das Bewußtsein der Dürftigkeit der nationalen Bildungsquellen lebhaft erwacht, und vor allem verband sich wie in Deutschland der Gedanke der nationalen Einheit unauflöslich mit dem der politischen Freiheit. Die Finanzwirtschaft war der Öffentlichkeit ein Geheimnis wie das Goldmachen. Die Zustände waren peinvoll, unhaltbar. Aber weder die Regierung noch das Volk ahnten, wie nah der Zusammenbruch stand. Die Februarrevolution zündete wie ein Blitz in den Massen und betäubte die Regierung vollkommen. Das alte Österreich fiel beim ersten kräftigen Anhauch zusammen „wie ein ausgebranntes Kapuzinerl", eine zu Asche verbrannte Räucherkerze. Als auf die Nachricht vom Sturze Louis Philippes die Staatskonferenz sich in ihrer Schwäche noch blähte und zum „festen Anschluß der Regierten an die Regierungen" ermahnte — da fand ein Sturmlauf auf die Bankkassen statt, wie noch nie in dem finanziell brüchigen Staate. Jeder Kre-

dit, jedes Vertrauen zum alten System war bis auf den letzten Rest verzehrt. — Der erste Schritt zur Revolution geschah in dem politisch reifsten Staate der Monarchie: in Ungarn. Am 3. März hielt Ludwig Kossuth auf dem ungarischen Reichstag in Preßburg seine berühmte Rede, die Taufrede der ungarischen und der Wiener Revolution. Eine Woche danach brach in der Burg des alten absolutistischen Regiments, in Wien, der Gerichtstag an.

Der Zustand Österreichs vor der Revolution.

Der Diplomat Hübner, der ein streng konservativ-klerikaler Politiker war, schreibt in seinem Tagebuch:

Es war eine traurige Zeit. Am Throne Krankheit, neben dem Monarchen zwei Greise, deren einer, obgleich im vollen Besitze seiner Fähigkeiten, jeden Einflusses beraubt war; der neue Geist, welchen Franz I. mit allen Mitteln bekriegt hatte, in die höheren Kreise der Verwaltung einschleichend; die Regierungsgewalt stets mehr in die Hände kleiner Leute geratend, das heißt in die Hände einer immer noch ehrbaren und anständigen Bureaukratie, aber ohne Ansehen, ohne Einsicht, ohne Kompaß und bereits mehr oder weniger gewonnen für die Ideen, deren Bekämpfung ihr oblag. Obgleich ferner Donner den Heranzug des Sturmes verkündete, niemand, der es vermocht hätte, die Ratlosen in ein richtiges Gleis zu leiten, die Mutlosen zu beruhigen und zu ermannen. Kein Wort, das zu den Herzen sprach, zu den edlen Instinkten, zu den höhern Gefühlen der Nation. Nichts als Schweigen und Unbeweglichkeit. Hübner, Ein Jahr meines Lebens.

Die Märzrevolution in Wien.

Eine Woche nachdem die ungarischen Stände eine neue Verfassung beschlossen hatten, berieten die Tschechen in einer Versammlung im Wenzelsbad zu Prag eine Reform für Böhmen. Von den Gliedern aber kam die Erschütterung bald an das Herz. Metternich ließ noch am 10. März die alten bla-

sierten Orakelworte fallen: „Es ist der Wille des Kaisers, ... ernstlich darüber zu wachen, daß keine Bestrebungen zum Umsturze der rechtlichen Ordnung stattfinden, welche das von Gott gesegnete Reich in den Zustand gefährlicher Zerrüttung versetzen könnten." Und doch standen die Füße derer, die ihn hinaustrugen, vor der Tür. Die kaiserliche Familie war mit Metternich und der Staatskonferenz nicht mehr zufrieden. Die Erzherzogin Sophie, der Erzherzog Stephan, ein Teil des Feudaladels waren für rechtzeitiges Nachgeben. — Zunächst begann das Adressenfieber wie anderwärts die Wiener zu ergreifen. Adressen gingen aus von den Buchhändlern, vom niederösterreichischen Gewerbeverein, von der liberalen Ständepartei, von dem hochangesehenen juridisch-politischen Leseverein. Die Fürstin Metternich witterte die Gefahr und sperrte den reformfreundlichen Landesmarschall Grafen Montecuccoli mit ihrem Gemahl in eine Stube ein, um eine Vereinigung zu erzwingen. Der Erfolg war eine klägliche Erklärung: der Kaiser wolle ständische Mitglieder mit der Regierung „in Berührung" bringen.

Da trat eine Macht auf den Plan, die der ganzen Wiener Revolution bis an ihr Ende das eigentümliche Gepräge gab: die Wiener Studentenschaft. Trotz strenger Polizei bestanden in Wien burschenschaftliche Verbindungen, die politisch um so radikaler dachten, je schärfer der geistige Druck war, den natürlich die Studentenschaft am unmittelbarsten empfand. Am Abend des 11. März stellten die Studenten eine Adresse mit den populären Forderungen fest. Am Abend des 12. März bewilligte der Kaiser den Professoren Hye und Endlicher eine Audienz; eine klare Antwort bekamen sie nicht. Der mit gespanntesten Erwartungen ersehnte oder gefürchtete 13. März brach an. Die Antwort der Professoren, die keine war, konnte die Studenten nicht mehr beruhigen. Sie ordneten sich in den Hörsälen und in den Höfen der Universität zum Zug nach dem Landhause, wo sich die Stände versammelt hatten. Der offene Hof des Landhauses und die nächstliegenden Gassen füllten sich mit einer gewaltigen Menschenmenge, die zumeist der Bürgerschaft angehörte. Die Rede

Kossuths wurde vorgelesen. Die Leidenschaften schlugen hoch empor. Eine Deputation von Bürgern und Studenten sollte zwischen dem Volk und den Ständen vermitteln. Der unbegründete Ruf, die Delegierten des Volks würden gefangen gehalten — ein „Mißverständnis", wie so oft Anno 1848 — zündet in der Menge. Sie stürmt das Landhaus und zertrümmert das Mobiliar. Die Stände rücken in die Hofburg aus, den Volkswillen an den Kaiser zu bringen. Die Staatskonferenz, unfähig und in sich uneinig, half sich mit dem Versprechen, „ein Comité" zu bilden. Während diese kühne Tat in der Burg geboren wurde, ging die Revolution in der Stadt ihren Gang. Die Menge schiebt und preßt sich; Militär rückt an, um das Landhaus zu säubern, die Burg zu sichern; es wird gedrängt, haranguiert, verhöhnt. Ein Volkshaufe dringt in die oberen Räume, zerschlägt die Möbel und wirft die Trümmer den Soldaten auf die Köpfe. Der Erzherzog Albrecht, der zu Pferde unter der Truppe hält, wird von einem Holzstück getroffen; er gibt den Befehl zu einer Doppelsalve.

In wenigen Augenblicken ist das Landhaus geleert. Wie später in Berlin tritt nun das eigentliche Bürgertum in die Revolution ein. —

Die Studenten hatten sich am Nachmittag wieder in der Aula versammelt und forderten Waffen. Der greise Rektor geht in die Burg, wirft sich dem Erzherzog Franz Karl zu Füßen und fleht ihn an, die Studenten zu bewaffnen; sie hatten gedroht, das Zeughaus zu stürmen. Der Erzherzog weicht aus. Schon hatte die Aula eine neue Deputation gesendet, sie bebte vor Ungeduld. Da geschah das Wunder dieser Tage: Metternich wich vor der Revolution zurück und dankte ab. Mit ihm ging nicht das „System", wie sich später herausstellte, wohl aber sein glänzendster Vertreter. Zunächst erschien Metternichs Abdankung als das Symbol des Siegs. Ganz Europa jubelte. „Es ist alles bewilligt!" — dieser Ruf hallte in Wien wieder. Die Studenten wurden bewaffnet; alle Bürger traten zu den bestehenden Bürgerkorps. Als sich die Regierung am Morgen des 14. März den Schaden besah, hätte sie gern wieder ihr altes Tempo eingeschlagen.

Aber ihre Schwäche, Uneinigkeit, ja ihre Feigheit war zu offenkundig geworden. Mit Drohungen war nun alles zu erreichen. Metternich mußte schleunigst aus Wien fliehen, Erzherzog Albrecht desgleichen. Der Regierung wurde eine Nationalgarde für die Residenz, Preßfreiheit, ein Verfassungsversprechen abgezwungen: eine „Konstitution des Vaterlandes". Was das für Österreich heißen wollte, lehrte erst die Zukunft. Aber das Volk von Wien war berauscht von der neuen Freiheit; die Jubelwochen der Revolution begannen. Einem englischen Diplomaten kam Österreich vor, wie ein baby, das ein Beafsteak verzehrt.

Die Abdankung Metternichs.

Die Staatskonferenz (Erzherzog Ludwig, Metternich, Graf Kolowrat) war in der Burg versammelt. Metternich war in ein Zimmer neben dem Empfangssaal des Erzherzogs Ludwig gegangen, um dort, als erstes Zugeständnis, den Entwurf eines Preßgesetzes niederzuschreiben (nach dem Muster Preußens). Da erhob sich von der Grafenbank der Ruf nach Abdankung Metternichs. Der Ruf wird lauter, Metternich hört ihn und tritt in den Empfangssaal zurück. „Es ist die Aufgabe meines Lebens gewesen, für das Heil der Monarchie von meinem Standpunkte zu wirken; glaubt man, daß das Verbleiben auf solchem dieses Heil gefährde, so kann es für mich kein Opfer sein, meinen Posten zu verlassen." Ein alter Bürgeroffizier: „Durchlaucht, wir haben nichts gegen Ihre Person, aber alles gegen Ihr System, und darum müssen wir wiederholen: nur durch Ihre Abdankung retten Sie den Thron und die Monarchie." Metternich ging.

Ludwig Kossuth im Preßburger Reichstage
am 3. März 1848.

Ludwig Kossuth ist der Haupturheber und Führer der magyarischen Revolution 1848 und 1849. Vom 14. April bis 11. August Diktator in Ungarn. Geb. 1802, gest. 1894 in Turin.

Die Zukunft unseres Vaterlandes ist nicht gesichert, solange das Regierungssystem in den anderen Provinzen allen

konstitutionellen Grundsätzen grob widerspricht, so lange der Staatsrat, der die gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Monarchie ordnet, in seinen Elementen, seiner Zusammensetzung und in seiner Tendenz dem Absolutismus huldigt. Die Unbeweglichkeit der Regierungsmänner verdammt den Reichstag zu einer wahren Tretmühlarbeit, macht alle Bemühungen der Volksfreunde vergeblich. Aus den Beinkammern des Wiener Systems weht eine verpestete Luft uns an, die unsere Nerven lähmt, unseren Geistesflug bannt. Die Quelle alles Übels liegt in der verkehrten Politik der österreichischen Minister, für die es wohl schmerzlich sein mag, ein Stück nach dem anderen von dem Gebäude einstürzen zu sehen, das ein langes Leben aufgebaut, welche aber durch längeres Beharren bei ihrem Systeme die Zukunft der Dynastie kompromittieren. Wo die Grundlage fehlerhaft ist, da ist das Verhängnis des Sturzes unausweichbar. An uns ist es, die Dynastie zu retten, ihre Zukunft an die Verbrüderung der verschiedenen Völker Österreichs zu binden, statt des schlechten Bindemittels der Bajonette und des Beamtendruckes den festen Kitt einer freien Verfassung zu setzen. ... In der innigsten Verschmelzung der verschiedenen Provinzen der Monarchie liegt die Gewähr für die Ruhe, die Stütze der Dynastie, der Schutz unserer Freiheit. Wir bitten daher, den kaiserlichen Thron mit konstitutionellen Einrichtungen zu umgeben, allen Ländern Österreichs eine Verfassung verleihen zu wollen.

Radetzky.

Nach Hübners Schilderung vom 9. März 1848. Am 23. März räumte Radetzky Mailand.

Radetzky, welch liebenswürdiger Greis! Unerachtet seiner 82 Jahre, hat er die Lebhaftigkeit, den Frohsinn, die Beweglichkeit eines Jünglings bewahrt. Auf die Armee übt er einen merkwürdigen Zauber. — 13. [März] Montag. Großes militärisches Diner bei dem Feldmarschall mit allen Spitzen seiner Armee: die Wallmoden, Karl Schwarzenberg, Clam-Gallas, Wohlgemuth, Wocher, Schön-

hals und tutti quanti. In meiner Eigenschaft als Zivilist, der einzige meiner Art, hatte mich der Feldmarschall an seine Seite gesetzt und gefiel sich darin, eigenhändig meinen Teller mit Leckerbissen zu beladen. Zu seiner Rechten saß sein Altersgenosse General Wallmoden. — „Sehen Sie," sagte mir dieser, „wie er mit der Hand zittert; er wird alt, sehr alt." — Dies gesagt schlief er an meiner Seite ein. Nun kam die Reihe an Vater Radetzky. — „Sehen Sie, sehen Sie", sagte er mit einem Auge blinzelnd. „Er will noch den Galanten machen, schwärmt für das schöne Geschlecht und schnarcht bei Tische." Hübner, Ein Jahr meines Lebens.

Wien vom fünften bis zum siebzehnten März.

Der sächsische Legationssekretär Graf K. Fr. Vitzthum von Eckstädt in Wien gibt seiner Mutter fortlaufenden Bericht über die Ereignisse.

Wien, 5. März 1848.

Hier herrscht eine trübe, unheimliche Stimmung in allen Kreisen. Wie ein Donnerschlag hat die Pariser Revolution die Dunkelheiten unserer Lage erhellt. — Die Vorstädte sollen in sehr gereiztem Zustande sein. Der kleinere Bürgerstand befindet sich in offenbarer Gärung. Die unheilvollsten Gerüchte zirkulieren. Es ist, als wär' es darauf abgesehen, den Staat demnächst zum Bankerott zu zwingen. Die Wechselbank der Banknoten war gestern fast bestürmt... Die Kaffeehäuser sind mit Neugierigen gefüllt. Die Zeitungen mit den Pariser Nachrichten werden Gruppen von zwanzig bis dreißig Personen vorgelesen. Räsonniert wird und „geplauscht", wie man hier sagt, fast wie in Berlin während des letzten Landtages. Die Mißstimmung ist allgemein, und ich fürchte nur, sie wird von oben nicht so erkannt, wie es not täte.... Das Fleisch ist um zwei Kreuzer aufgeschlagen, und vorgestern versammelte sich ein Volkshaufe auf dem Graben unter den Fenstern eines jüdischen Bankiers, der einen Ball gab; man solle nicht tanzen, hieß es, während das Volk kein Fleisch habe.... Unterdessen ist mit Gewißheit vorauszusehen, daß wir durch Ströme von Blut wandern werden.

Wien, 16. März 1848.

Sonntag, den 12. März. .. Salon Metternich. Ruhe und Sicherheit. Geringe Besorgnis. .. Das Publikum sieht Demonstrationen entgegen. Erzherzog Ludwig will das Ständehaus besetzen lassen. Graf Montecuccoli rät ab. Es werden Vorsichtsmaßregeln getroffen. Graf Sedlnitzky [Polizeiminister] wirbt tausend Mann für die geheime Polizei und beruhigt sich dabei.

Montag, 13. März. 8 Uhr. — Großer Zug der Studenten nach dem Ständehaus. Massen wohlgekleideter Menschen wogen in den Straßen.

10 Uhr. — Die Stände begeben sich in das Landhaus, zahlreicher denn je. Das Handbillett [mit leerer Versprechung] wird als ungenügend verworfen, ein Petitionsantrag aufgesetzt. Studentendeputation von zwölf Mitgliedern zerreißt Handbillett und Petition der Stände.

11 Uhr. — Wünsche des Volkes: 1) Preßfreiheit, 2) Lehrfreiheit, 3) Assoziationsrecht, 4) allgemeine Stände, verantwortliche Minister, 5) Öffentlichkeit, Mündlichkeit, Schwurgerichte.

12 Uhr. — Großer Zug. Montecuccoli an der Spitze der Studenten zieht in die Burg mit der ständischen Deputation. Zugleich gewinnt eine Bürgerdeputation Zutritt in die Burg. Unterdessen nehmen die Straßen ein bedrohliches Aussehen an. Volksredner gruppieren das Volk um sich. Die Läden sind teilweise geschlossen: Graben, Herrengasse, Schauflergasse. Vier Bataillone stehen an den Türen der Burg. Kanonen werden aufgefahren und geladen. Die Staatskanzlei mit Truppen umgeben. Der Schrei „Nieder Metternich!" wird allgemein und Losungswort.

1 Uhr. — Truppenbewegung auf der Freiung und dem Michaeler-Platz. Alle Läden schließen sich. Die Tore der [inneren] Stadt werden für die Wagen geschlossen, niemand hereingelassen. Die Bewegung greift um sich. Endlich wird ein ungarisches Bataillon nach der Herrengasse geschickt, von Studenten und Volk angegriffen. Ein Haufen zieht vor die Staatskanzlei und verlangt Fürst Metternichs Entlassung.

Ein anderer dringt in das Landhaus und zerbricht dort Fenster und Mobilien.

2 Uhr. — Der Posten in der Herrengasse wird verstärkt. Erzherzog Albrecht versucht das Volk zu beschwichtigen. Umsonst. Er wird mit Steinen empfangen. Auf mehrmalige Warnung wird scharf geschossen. Vier Tote, zwei Verwundete. Ein Leichnam wird dem Erzherzog Albrecht gebracht.

3 Uhr. — Keine Nachricht von der Deputation. Ratlosigkeit in der Burg und in der Staatskanzlei. Die Erzherzoge Albrecht und Wilhelm durchreiten die Straßen. Die Bewegung wird allgemein. Bajonnett-Attacken. Mehrere Opfer. Man spricht von fünfzig Toten.

4 Uhr. — Man sagt, die Nachricht vom Empfang der Deputation solle um fünf Uhr kommen. Der Straßenkampf entbrennt heftiger. Die in den Judenplatz einmündenden Straßen in der Nähe des Zeughauses werden mit Barrikaden versehen. Das Volk wird zurückgeworfen. Das Zeughaus gerettet. Schotten- und Stubentor werden von den Vorstädtern erstürmt.

5 Uhr. — Die Bürgergarde schlägt Alarm und greift zu den Waffen. Eine Deputation von zehn [Bürger-] Offizieren begibt sich nach der Burg. Es kommt eine Art von Waffenstillstand zustande. Die Bürgeroffiziere verlangen 1) sofortige Entfernung des Militärs aus der Stadt, 2) Bewaffnung der Studenten, 3) Rücktritt des Fürsten Metternich, und zwar, was Punkt 2) und 3) betrifft bis abends neun Uhr. Sie übernehmen dafür, die Ruhe der Stadt zu garantieren, mit der Drohung, daß wenn die Punkte 2) und 3) bis neun Uhr nicht gewährt werden, die Bürgergarde sich an die Spitze der Bewegung stellen würde. Beratung in der Burg; Stände und Bürger nehmen daran teil. Der Polizeiminister Sedlnitzky vollkommen paralysiert.

6 Uhr. — In den Straßen Pöbelexzesse. Die Schilderhäuser werden zertrümmert. Die Fenster werden erleuchtet, die nicht erleuchteten zerschlagen. Patrouillen von Bürger-

garden und Studenten durchziehen die Straßen. Graben, Kohlmarkt und Michaeler-Platz sind besonders gedrängt.

7 Uhr. — Das Polizeigebäude am Hof von einem Insurgentenhaufen bedroht. Drei Polizeisoldaten schießen aus den Fenstern. Drei Bürgergardisten fallen. Große Erbitterung. Exzesse in den Vorstädten.

8 Uhr. — Der Pöbel durchzieht in dichten Massen die Straßen. In den Vorstädten werden die Kaiserlichen Marstallgebäude angegriffen und von den ungarischen Grenadieren verteidigt. Großes Gemetzel. In der Burg fortdauernde Ratlosigkeit. Man will sich zu keinen Konzessionen verstehen.

½9 Uhr. — Erzherzog Johann macht darauf aufmerksam, daß man nur noch eine halbe Stunde habe. Der Rücktritt des Fürsten Metternich beschlossen. Graf Breuner und Erzherzog Johann übernehmen es, ihm die Eröffnung zu machen. Fürst Metternich gibt seine Entlassung.

9 Uhr. — Die Kunde durchläuft die Straßen. Einzelne Patrouillen sagen sie in jedem Hause förmlich an.

10 Uhr nachts bis 2 Uhr. — Von da an einzelne Haufen, die jubelnd und vivatschreiend die Straßen durchziehen. Dem Grafen Montecuccoli werden beistimmende Demonstrationen gebracht. Er ist, à tort ou à raison, der Lamartine des Augenblicks. Einzelne Volksredner mahnen das Volk, sich mit den beiden Konzessionen: Rücktritt des Fürsten und Studentenbewaffnung nicht zu begnügen.

Dienstag, den 14. März. 2 Uhr morgens. — Die Illumination erlischt. In den Vorstädten Exzesse. Mehrere Fabriken werden in Brand gesteckt.

8 Uhr. — Dichtgedrängte Massen durchziehen die Stadt. Die Studenten sind bewaffnet.

9 Uhr. — Es kommen Kokarden und Bänder auf. Der Ruf nach Preßfreiheit allgemein. Das Militär besetzt nur Burg und Staatskanzlei und kampiert auf dem Glacis. Aus der inneren Stadt sind selbst die Kanonen verschwunden.

10 Uhr. — Das weiße Band gewinnt über das rotweiße und das rote die Oberhand. Es bedeutet Preßfreiheit.

11 Uhr. — Unterdessen verlautet noch nichts von den wirklich erteilten Konzessionen. Die Mißstimmung in den Straßen ist so groß als die Ratlosigkeit in der Burg. Groteske Aufzüge durchziehen die Stadt. Redner erklären die Bedeutung der Preßfreiheit.

12 Uhr. — Erzherzog Albrecht gibt seine Entlassung. Tausende von Bürgern sollen seinen Tod geschworen haben, weil die übrigens [nicht so ganz] unbegründete Sage geht, er habe zuerst das Feuer kommandiert. Fürst Windischgrätz Zivil- und Militärgouverneur der Stadt. Graf L. Wrbna adlatus.

1 bis 3 Uhr. — Die Stadt bietet durchaus den Anblick einer sich selbst überlassenen dar. Die fabelhaftesten Gerüchte durchkreuzen sich. Die Stände durcheilen in Uniform die Straßen, die Gewährung der Wünsche des Volks versichernd. In der Burg, wo Bürger zugegen sind, lange Diskussion über das Wort Nationalgarde; man möchte die Sache ohne den Namen.

3 Uhr. — Endlich wird die Gewährung der Nationalgarde bekannt. Man drängt sich dazu, um sich einschreiben zu lassen. Das Zeughaus liefert Waffen. Indessen werden die Proklamationen noch abgerissen.

4 Uhr. — Große Studentenverhandlung. Entsetzliche Mißstimmung. Ein Sturm auf die Burg verabredet. Die weißen Bänder verschwinden. Der kritischste Moment des Tages. Husaren-Pikets sichtbar. Frische Truppen in der Burg. Fünfzig Kanonen.

5 Uhr. — Proklamation der Preßfreiheit. Großer Jubel. Graf Hoyos Kommandant der Nationalgarde. ... Man verlangt, der Kaiser solle sich zeigen. Fürst Windischgrätz versichert auf sein Wort, Seine Majestät sei zu unwohl.

6 Uhr. — Große Studentenversammlung. Man beschließt, mit der gewährten Preßfreiheit vorläufig zufrieden zu sein, eine Abteilung von drei- bis vierhundert Studenten in die Vorstädte zu senden, um dort zu pazifizieren. Fürst Metternich verläßt mit seiner Familie die Stadt.

7 Uhr. — Allgemeine Illumination. Es regnet. Vollkommene Ruhe.

Mittwoch, 15. März. 8 Uhr. — Die Stadt erwacht in großer Ruhe. Man erhält die Kunde von der Schlacht in den Vorstädten, wo Nationalgarde und Militär den Pöbel zu Paaren getrieben haben. Kanonen sind gebraucht worden. Man spricht von 400 Toten. Hundert Nationalgardisten sollen geblieben sein. Ein comité permanent von 24 Mitgliedern tagt im Rathause.

Freitag, den 17. März. Hier ist alles ruhig. Das Volk zeigt eine Mäßigung, die merkwürdig ist. ... Das alte Österreich ist untergegangen. Sic transit gloria mundi! ...

Graf Vitzthum, Berlin und Wien 1847—1852.

Studentenpatrouillen beruhigen das Volk.

Adolf Pichler erzählt: Zuerst mußten wir in jener Nacht (13. auf den 14. März) die Wut des Volkes beschwichtigen, das sich, wenn von jemandem, nur von uns friedlich leiten ließ. [So auch am 14. März.] Schlag 7 Uhr [morgens] verteilten wir uns in Patrouillen. Mich traf es an die Favoritenlinie. Als wir hinkamen, stürmte das Volk soeben das Finanzgebäude. Im Sturmschritt vor! Unser bloßes Erscheinen stiftete Ruhe. Wir besetzten nun die Eingänge der bedrohten Gebäude, das Volk verdrängte uns in dichten Scharen. Durch die zerbrochenen Mautschranken wurden alle möglichen Gegenstände zollfrei eingeführt, Geschrei und Gelächter wie beim Kirchtag, als ob nicht Stunden blutiger Gefahr vorausgegangen wären. Das Volk wußte gar sehr zu würdigen, wie viel wir gewagt. Ein Handwerker trat zu mir und zeigte die schwieligen Hände: „Sehen Sie, das ist vom Arbeiten; wenn ich dann Samstags die paar Kreuzer Wochenlohn erhielt, mußt' ich noch davon Akzis zahlen; das ist schön von den Herren, daß sie für uns arme Leute so viel tun!" Das Volk faßte den neuen Umschwung der Dinge zuerst mit Rücksicht auf seine Lebensbedürfnisse auf. — Unser Zureden reichte überall hin, Plünderung und Brand zu verhindern.

Adolf Pichler, Das Sturmjahr 1848.

Patent des Kaisers Ferdinand wegen Aufhebung der Zensur.

Wien, 14. März 1848.

Seine k. k. apostolische Majestät haben die Aufhebung der Zensur und die alsbaldige Veröffentlichung eines Preßgesetzes allergnädigst zu beschließen geruht.

Aus Peyer, Wiener Chronik.

Kaisertreue der Wiener.

Adolf Pichler erzählt: Für den Abend [des 14. März] wurde ein großer Umzug durch die Stadt angesagt, denn man wollte sich des errungenen Glückes recht von Herzen freuen. Wie soll ich die Zauberpracht und Seligkeit dieser Nacht schildern! Noch jetzt bei der Erinnerung daran wird mein Auge feucht: aus Freude über den herrlichen Aufschwung der Gemüter in jenen Stunden, — aus Schmerz, daß jetzt [im Herbst 1848] alles einem Ende zuneigt, wo die Kraft der Abspannung, die Begeisterung der Phrase weicht. Welch ein Reichtum von Liebe zeigte sich damals für den Kaiser! Es hatte zwar nie, als der Aufstand ausgebrochen war und auf das Ärgste wütete, auch nur ein feindliches Wort gegen ihn verlautet; jetzt aber stieg der Jubel zu einer wahren Springflut; wie sich fromme Christen vor dem Sakramente neigen, so wurde überall sein blumengekränztes Bild, welches Studenten herumtrugen, begrüßt.

Adolf Pichler, Das Sturmjahr 1848.

Die Universität.

Der Doktor der Medizin Ludwig August Frankl dichtete das folgende Lied in der Nacht vom 14. auf den 15. März auf Posten vor dem Kriminalgebäude am Alsterglacis. Das Gedicht hatte beispiellosen Erfolg. Im ganzen ist es wohl in 100000 Abdrücken verbreitet worden. Es ist neunzehnmal komponiert.

Was kommt heran mit kühnem Gange?
Die Waffe blinkt, die Fahne weht,
es naht mit hellem Trommelklange
die Universität.

Die Stunde ist des Lichts gekommen;
was wir ersehnt, umsonst erfleht,
im jungen Herzen ist's entglommen
der Universität.

Das freie Wort, das sie gefangen,
seit Joseph arg verhöhnt, geschmäht,
vorkämpfend sprengte seine Spangen
die Universität.

Zugleich erwacht mit Lerchenliedern,
horcht, wie es dithyrambisch geht!
Und wie die Herzen sich erwidern:
Hoch die Universität!

Und wendet ihr euch zu den bleichen
gefall'nen Freiheitsopfern, seht:
bezahlt hat mit den ersten Leichen
die Universität.

Doch, wird dereinst die Nachwelt blättern,
im Buche der Geschichte steht
die lichte Tat, mit goldnen Lettern:
Die Universität.

Frhr. v. Helfert, der Wiener Parnaß i. J. 1848.

Männer der alten Schule.

Graf Hübner erzählt: Nach einigen in der Wohnung eines Bekannten verbrachten Stunden wagte ich mich wieder auf die Straße und es gelang mir, mit Hilfe der Dämmerung, unbehelligt den Ballplatz zu erreichen und in die Staatskanzlei zu dringen. Das Erdgeschoß, wo sich die Kanzleien befinden, stand leer. Nur der ehrwürdige Unterstaatssekretär, Baron Lebzeltern, hielt auf seinem Posten aus und mit ihm ein alter Bureauchef namens Kaesar, noch ein Erbstück der weiland niederländischen Hofkanzlei. Das kleine gebeugte Männchen sagte mir, er sei entschlossen, auf seinen Aktenbündeln zu sterben. Impavidum, fügte er mit zitternder Stimme hinzu, ferient ruinae. [Die Trümmer sollen einen unerschrockenen Mann erschlagen.] Hübner, E. Jahr meines Lebens.

Franz Grillparzer.

Grabschrift auf den Fürsten Metternich.

Hier liegt, für seinen Ruhm zu spät,
der Don Quixote der Legitimität.
Der Falsch und Wahr nach seinem Sinne bog,
zuerst die andern, dann sich selbst belog;
vom Schelm zum Toren ward bei grauem Haupte,
weil er zuletzt die eignen Lügen glaubte.

Bei den Toten.

Adolf Pichler erzählt: Als eine kurze Ruhe eintrat [am 14. März], besichtigte ich die Totenkammer im Spitale. Bei 60 Leichen lagen aufgeschichtet; es war gewiß ein schöner Gedanke jenes jungen Arztes, der diese heiligen Opfer der Freiheit mit Fichtenzweigen und den spärlichen Blumen, die der frühe Lenz bot, schmückte.

Adolf Pichler, Das Sturmjahr 1848.

Friedrich Hebbel über die Stimmung in Wien gegen den König von Preußen.

Der Österreicher weiß, was eine Konstitution heißt, er weiß auch was es bedeutet, daß sein Kaiser sie früher gegeben hat als der König von Preußen, und die Proklamation des letzteren, daß er sich „jetzt" an die Spitze von Deutschland stellen wolle, flößte ihm gestern, wo er sie in den Berliner Blättern las, wunderliche Gedanken ein, erfüllt ihn heute, wo die Wiener Zeitung ihm eine detaillierte Schilderung der Berliner Greuel- und Schreckensszenen bringt, mit Entrüstung. Augsburger Allgemeine Zeitung. 1848. 30. März.

„Deutschland, Deutschland!"

Adolf Pichler erzählt: Sonntag, am 2. April! Welche freudige Überraschung; die schwarz-rot-goldne Fahne wehte vom Stephansturm in der Morgenluft. Mir war es wie ein Märchentraum. In der Nacht kamen Männer auf die Universität und übergaben der wachthabenden Abteilung von Studenten die Fahne mit dem Bedeuten, sie aufzu-

pflanzen. Zwölf derselben machten sich auf, erstiegen die Treppen des Turmes, kletterten dann in dunkler Nacht auf die Steinblumen hinaus und steckten an hoher Stelle das Zeichen deutscher Einheit auf. So wurde die Sache allgemein erzählt. — Wir eilten in aller Frühe auf die Universität. Da wallten die Straße herab wieder zwei deutsche Fahnen, mit welcher Begeisterung wurden sie begrüßt! Frauen von Wien waren es, die uns diese Banner übersandten. Wie groß und herrlich standen in dieser bewegten Zeit die Frauen von Wien da! In ihrer Brust zündete der Funke der Freiheit am reinsten, sie liebten sie mit der vollen Liebe des Weibes, liebten sie von ganzer Seele. Wir beschlossen allsogleich unter Absingung des Liedes: Was ist des Deutschen Vaterland! auf den Stephansplatz zu ziehen. Der blaue Lenzhimmel strahlte auf uns nieder, die Fahnen wogten und flaggten im Zuge; Glockengeläute klang uns entgegen. Mit welch ergreifender Gewalt stiegen die Töne des deutschen Liedes empor. Dann zum Standbild des letzten deutschen Kaisers — zu Josef! ... Von da auf den Burgplatz ... Von den Fenstern sahen schöne Frauen herab. Ein Student konnte es nicht lassen, mit der Hand faßte er das deutsche Band und rief ihnen zu: „Sehen Sie, das sind die Farben, mit denen Sie sich künftig schmücken sollen!" — Ja, ja, antworteten sie, das wollen wir! und winkten freudig herab. Vor der Burg machten wir Front. Der Kaiser erschien am Fenster und wurde mit Jubel empfangen. [Auf die Ansprache eines Studenten dankte der Kaiser „freudig bewegt".] ... Da schwenkte die Fahne, wir eilten zum Tore der Burg, einige Augenblicke später wallte sie aus dem Fenster, wo kurz vorher der Kaiser gestanden. Auch er erschien wieder, er trat an die Fahne und legte die Hand an die Stange, die Kaiserin links. Studenten in ihrer Burschentracht umgaben sie. Die deutsche Fahne auf der Kaiserburg zu Wien! Wir breiteten unsere Arme, die Bewegung erstickte jeden Laut, nur ein Gefühl, ein Gedanke: Deutschland, Deutschland!

Adolf Pichler, Das Sturmjahr 1848.

Deputierte verlangen die Reichskleinodien.

Wien, 4. April 1848.

Der Minister Graf Ficquelmont erzählt: Am 3. April wurden von den Doktoren und Studenten der Universität die Deputierten zum Vorparlament [in Frankfurt] gewählt. Die niederösterreichischen Stände und die Stadt Wien waren diesem Beispiele gefolgt. Am 4. reichten die von diesen Körperschaften gewählten Deputierten ein Gesuch an den Kaiser ein, ihnen die in der Schatzkammer aufbewahrten Insignien des Deutschen Reiches ausfolgen zu lassen, um sie nach Frankfurt zu überbringen und sie dort zur Verfügung des deutschen Volkes zu stellen. ... Sie kamen zu mir [Ficquelmont] am 5. zurück, als sie die Gewißheit hatten, daß inzwischen ihr Gesuch zur Vortragserstattung mir zugestellt worden war. ... Ich äußerte: „Eine solche Krone, ein solches Zepter bleiben unzertrennlich von dem politischen Ideenkreise, zu welchem sie gehört haben, und dessen historische Symbole sie geblieben sind. Ohne Reich gehören sie nirgends anderswohin, als an einen sicheren anständigen Ort zur Aufbewahrung; nirgends besser und würdiger, als unter der Obhut des regierenden Hauses, welches fünf Jahrhunderte lang sie getragen hat." „Sie gehören aber nicht dem Hause Österreich," sagte ein Wortführer der Deputation, „sie gehören dem deutschen Volke; unser Verlangen ist, sie dem Volke, dem sie angehören, zurückzubringen." „Es ist auch nicht als Eigentum," erwiderte ich, „daß diese Krone in Wien aufbewahrt bleibt, um so weniger noch, da sie nur Wahlkrone war. Sollte das deutsche Volk sich so konstituieren, daß es sie zurückverlangen und brauchen sollte, so bin ich überzeugt, daß Seine Majestät der Kaiser diese von Karl dem Großen herkommenden Insignien Deutschland zurückstellen würde. So lang aber Deutschland, zerrissen in seinem Inneren, der Kampfplatz für alle politischen Staatstheorien bleibt, sollen solche ehrwürdigen Andenken allen Zufällen des Streites nicht preisgegeben werden, auch sollen sie nicht zum Spiele ehrgeiziger Absichten dienen."

Die Krone blieb in Wien.

Graf Ficquelmont, Aufklärungen üb. d. Zeit v. 23. März bis 4. Mai 1848.

Graf Vitzthum von Eckstädt an seine Mutter.

Wien, 7. April 1848.

Hier treiben wir in einem steuerlosen Schiffe auf bewegtem Meere; bis jetzt noch leidlich gut. . . Die hiesige hohe Aristokratie ist in ihren männlichen Gliedern meist noch so ungebildet, daß nichts von ihr zu erwarten ist. Ob es in andern Ständen Männer gibt? Wohl möglich, aber wer kennt sie? Einige Literaten ausgenommen, gibt es keine Namen, die irgend Klang haben. Am betrübendsten ist mir die Ratlosigkeit in Betreff Deutschlands. . . Zwar weht vom Stephansturme die schwarzrotgoldne Fahne, zwar hat der Kaiser selbst dieselbe geschwungen und auf der Burg aufrichten lassen — aber was hilft das? In Italien ist der Krieg entbrannt. Der 82jährige Radetzky, ein Mann von Stahl und Eisen, dem es nichts verschlägt, 14 Stunden zu Pferde zu sitzen, hat Mailand räumen müssen nach fünftägigem Kampfe, der seinen Truppen 450 Mann, den Insurgenten 4000 gekostet haben soll. . . . Ich fürchte, Carlo Alberto spielt um seine Krone, ebenso wie Pius IX. um die seinige. Die hiesige Stimmung spiegelt sich in einem Flugblatt ab, welches an allen Straßenecken verkauft wird und die Überschrift trägt: „Wider Seine Scheinheiligkeit Papst Pius IX." Der hiesige Erzbischof, welchem man vorgestern eine Katzenmusik gebracht, hat die deutsche Trikolore aufhissen lassen, um von seinem Palaste ferneres Unheil abzuwenden. Die P. P. Liguorianer sind gestern ohne weiteres vertrieben worden. Die Nationalgarde vermochte nur ihren Rückzug zu decken. Auch die Theresianerinnen wurden gestern mit einem Besuch S. M. des souveränen Volks beehrt und durften hierauf Wien verlassen. Alles dies geht so glatt, so schnell ab, daß man kaum etwas davon bemerkt. Die Aufregung ist noch immer groß, der Prater menschenleer trotz des schönen Wetters. Die Kaufleute machen schlechte Geschäfte; es gibt Läden, in welchen seit dem 15. März gar nichts verkauft wurde.

Graf Vitzthum, Berlin und Wien 1847—1852.

Friedrich Hebbel.

Tagebücher. 18. April 1848.

Die lieben Österreicher! Sie sinnen jetzt darüber nach, wie sie sich mit Deutschland vereinigen können, ohne sich mit Deutschland zu vereinigen. Das wird schwer auszuführen sein, ebenso schwer, als wenn zwei, die sich küssen wollten, sich dabei den Rücken zuzukehren wünschten!

Die Märzrevolution in Berlin und Preußen.

Zu jener Zeit war die Eisenbahn zwischen Berlin und Paris noch nicht ausgebaut, auch waren die Telegraphendrähte in Frankreich zerschnitten. Deshalb trafen die Nachrichten von der Revolution in Paris verspätet in Berlin ein. Der Eindruck der vollen Wahrheit auf Berlin war gewaltig, und von nun an tritt ein fieberhaftes Interesse für politische Dinge an die Stelle der bisherigen Gleichgültigkeit. Am Montag, den 6. März, verabschiedete der König den „Vereinigten ständischen Ausschuß". Die Thronrede enthielt aber nur die Zusicherung, daß der König die periodische Einberufung des Ausschusses auf den Landtag selbst übertragen wolle. Diese geringfügige Konzession der Thronrede machte keinen Eindruck als den der Enttäuschung, mehr und mehr aber griff die Gleichgültigkeit um sich gegen die von oben kommenden Erlasse und Maßregeln, die sich von nun an „überstürzen", wie der stehende Ausdruck in jenen Tagen lautet. Die Erregung drang bald aus den Lesestuben auf die Rednerbühnen, in die Aula, selbst in die Versammlung der Stadtverordneten. Das Interesse ist zunächst von Adressen und Adreßdebatten ausgefüllt. Am 6. März beginnen die folgenreichen Versammlungen „in den Zelten", die sich vom 7. März an täglich wiederholen. Am 8. März erließ der

König ein Patent über die Presse, das aber nur ein Versprechen, noch keine volle Gewährung, enthielt. Das Resultat der Adreßbewegung war schließlich, daß der Magistrat erklärte, gemeinsam mit den Stadtverordneten eine Adresse, die die volkstümlichen Forderungen enthielt, an den König zu bringen. Die Zensur arbeitete inzwischen ungestört weiter, die Polizei konfiszierte auswärtige Blätter und verbot alle politischen Diskussionen in den Lesekabinetten. Die „Zeitungshalle" schrieb, daß unter diesen Umständen eine den Zeitverhältnissen angemessene Tätigkeit der politischen Presse moralisch wie materiell unmöglich sei; sie brachte nur mehr die von der Zensur verstatteten Nachrichten, — „bis die Umstände eine für uns günstige Gestalt gewinnen". Zwischen dem 10. und 13. März wurde eine lithographierte Adresse der Arbeiter in Umlauf gesetzt.

Am 13. März vollzog sich die „Wandlung aus dem Frieden in den Krieg": die Truppen hieben zum erstenmal ein. Am Dienstag, den 14., begannen an einzelnen Stellen der Stadt Versuche, Barrikaden zu bauen. Sie wurden vereitelt und wiederum hieb Kavallerie ein. In der Bürgerschaft wuchs der Ingrimm gegen das Militär. „Die Soldaten müssen fort!" wurde das Losungswort. Am 15. März wurden „Schutzkommissionen" gebildet, die, ohne Waffen, die Ruhe aufrecht erhalten sollten. Diese „Schutzleute" entbehrten aber der Autorität. Berlin hatte sich in zwei feindliche Heerlager geteilt, von Stunde zu Stunde rückte der Zusammenstoß näher. Die Exzesse mehrten sich. Die auf eine gewaltsame Erhebung drängenden Elemente gewöhnten sich an die Zusammenstöße mit den Truppen, und das Bürgertum wurde dadurch in steter Spannung gehalten, sein Haß gegen die Soldaten immer von neuem geschürt. Am Abend des 15. März fielen die ersten Schüsse bei der gewaltsamen Räumung einiger Barrikaden in der Nähe des Schlosses. An diesem und dem folgenden Tage gelangten auch die Nachrichten von der siegreichen Wiener Revolution nach Berlin und steigerten gewaltig die Erregung. Am Nachmittag des 16. März erneuerte sich das alte Spiel: ein Auflauf Unter den Linden, gehässige Reden

gegen die Truppe, Bedrohung der Hauptwache, Schüsse, einige Tote. Überall wurden am 17. März Volksversammlungen abgehalten, die gegen die „Militärexzesse" heftig protestierten. In einer dieser Versammlungen wurde der Beschluß gefaßt, am 18. mittags dem König eine Massenpetition zu überreichen, in welcher eine bewaffnete Bürgerwehr und die Bewilligung der üblichen Forderungen verlangt werden sollten. Alle Schutzkommissionen sollten sich auf dem Schloßplatz aufstellen und aus ihrer Mitte diese Deputation abschicken.

Inzwischen war das heimliche Ringen Preußens mit Österreich um die Führung durch die Wiener Revolution auf die Entscheidung gestellt. Es galt, schnell zuzugreifen, um die „Meinung Deutschlands" zu gewinnen. „In diesem alles gefährdenden Konflikt war es, daß Friedrich Wilhelm seine Antipathien gegen Konstitutionen überwand und den Entschluß faßte, ein konstitutioneller König zu sein" (Ranke). Die Nachrichten aus Wien bestimmten den König zur Unterzeichnung des Konstitutionspatentes vom 18. März. Das Patent wurde in der Nacht vom 17. auf den 18. März ausgearbeitet, also vor dem Aufstand in Berlin. Der König gab in Preußen nach um seiner deutschen Politik willen. Da brach in seiner Hauptstadt der Aufstand aus.

Der Ausbruch des Aufstandes ist nicht das Werk internationaler Verschwörer. Auch die Juden sind zum Sündenbock ungeeignet. Denn sie taten nichts mehr und nichts Schlimmeres als die anderen Berliner Bürger auch. Es steht fest, daß am 18. März das Berliner Bürgertum sich in weitestem Umfang am Aufstand beteiligte, daß der Barrikadenkampf populär war, daß die Kämpfer überall Unterstützung fanden, das Militär gar nicht. Die Berliner Behörden reklamierten die Gefallenen als „ihre Toten". Was hat den sonst ruhigen Berliner Bürger auf die Barrikaden getrieben? Es war der Haß gegen das Militär.

Die Tragik der Märztage für Volk und Fürst lag darin, daß der angesammelte Haß gegen die Militärmacht sich in dem Augenblick entlud, als König Friedrich Wilhelm IV. die Neuordnung Preußens und Deutschlands zu sichern sich

entschlossen hatte. Darum war der König so schwer getroffen und späterhin erbittert: er sah alle die Gespenster des „umstürzenden" Liberalismus nun leibhaftig vor sich. Es heftete sich aber auch an die Berliner Märzrevolution, und insbesondere an die Katastrophe im Schloßhof am 19. März, die Folge, daß Preußen die Führung in der deutschen Krisis verlor.

Der König von Preußen an die Königin Viktoria von England.

27. Februar 1848.

Gott hat Ereignisse [in Frankreich] zugelassen, die entschieden den Frieden Europas bedrohen. — Es ist ein Versuch, „die Grundsätze der Revolution mit allen Mitteln durch ganz Europa zu verbreiten." Die Folgen für den Weltfrieden sind klar und gewiß. Wenn die revolutionäre Partei ihr Programm durchführt, „die Souveränität des Volks", wird meine verhältnismäßig kleine Krone zerbrochen werden, ebenso aber auch die mächtigeren Kronen Euer Majestät, und eine furchtbare Geißel wird den Völkern auferlegt werden, ein Jahrhundert des Aufruhrs, der Gesetzlosigkeit und Gottlosigkeit wird folgen. Der verstorbene König wagte nicht, zu schreiben „von Gottes Gnaden". Wir indessen nennen uns König „von Gottes Gnaden", weil es wahr ist. Wohlan, gnädigste Königin, lassen Sie uns jetzt den Menschen, den mit Zerreißung und namenlosem Elend bedrohten Völkern zeigen, daß wir unsere heilige Pflicht kennen und wie wir sie verstehen. Gott hat in Euer Majestät Hände, in die Hände der beiden Kaiser, in die des Deutschen Bundes und in die meinigen eine Macht gelegt, die, falls sie jetzt in Einigkeit und Harmonie geübt wird, wenn der Himmel will, imstande ist, mit Gewißheit das Weiterbestehen des Weltfriedens zu erzwingen.

Friedrich Wilhelm IV. ruft „die Macht des gemeinsamen Worts" an, er wünscht eine Kundgebung, daß die großen Mächte einig seien gegen Frankreich. „Kniefällig beschwöre ich Sie, setzen Sie ein zum Wohle Europas ‚Engellands England'." Lord Pal-

merston versicherte aber die französische Republik der „herzlichsten Freundschaft" Englands.

Vor dem Sturm.

Die Berliner aller Stände suchen gern einen Genuß auf, der nichts kostet oder recht billig ist. Ein solcher Genuß ist, in der warmen Frühlingssonne vormittags etwa von 11 bis 1 Uhr „Unter den Linden" spazieren zu gehen. Da sieht man den zierlichen Stutzer neben dem Bettler, den Offizier und den Studenten, den arbeitslosen Handwerker und den pensionierten Rat, die vornehme Dame, die aufgeputzte Dirne und das Kindermädchen oder die Amme vom Lande mit der gleichen Beschäftigung, mit dem gleichen Ziele, nämlich um zu „bummeln", die Schaufenster der eleganten Geschäftslokale betrachtend oder sich an dem beginnenden Grün der prachtvollen alten Linden und Kastanien erfreuend oder endlich lauschend nach den halb verfliegenden Tönen eines Marsches oder Walzers, den eben die Militärmusik bei der Wachparade an der Königswache spielt. Dieser gemütliche Schlendrian hatte trotz des schönen Wetters am 28. Februar 1848 plötzlich aufgehört. Freilich waren heute, wie sonst, viele Menschen unter den Linden und auf dem Opernplatze, aber Spaziergänger waren es nicht. Überall sah man kleine Gruppen gebildet von Menschen, welche die Köpfe zusammensteckten und über ungeheuerliche Dinge sprachen. Ging ein Gensdarm vorüber, so stoben sie wohl etwas auseinander oder sprachen ganz — ganz leise; aber gleich darauf war eine neue Gesellschaft da, die dasselbe Gespräch fortführte und von Stunde zu Stunde mehrte sich die Zahl derjenigen, die Neues erfahren oder mitteilen wollten. Das Neue, alle Bewegende war: „In Paris ist die Republik proklamiert, Louis Philipp ist fortgejagt; wer weiß, was daraus wird!" ... Angerstein, Die Berliner Märzereignisse 1848.

Die „Zelte".

Die „Zelte" ... liegen unmittelbar an der Spree etwa auf dem halben Wege zwischen der Stadt und dem Schlosse Bellevue und bilden mit ihrer Umgebung von prachthohen

Bäumen auf der einen Seite und einer Fernsicht über das Wasser hinaus auf der andern Seite einen der wenigen romantischen Punkte in der nächsten Nähe der sandreichen Residenz. Ehemals waren es wirkliche Zelte, jetzt aber sind es schon seit anderthalb Jahrhunderten feste Häuser, und zwar ohne Ausnahme Bierhäuser mit Baumplätzen, in denen sich stets, mag Konzert daselbst sein oder nicht, zahlreiche Gesellschaft beim Bier oder Kaffee antreffen läßt; sie liegen in einer geraden Reihe nebeneinander an einem großen Platze, der im Halbkreise von den Bäumen des Tiergartens umstanden ist. In der Mitte dieses Platzes ist eine hohe, unkenntlich gewordene Sandsteinfigur aus der Zeit Friedrichs des Großen aufgestellt; nicht weit von dieser, den Bäumen näher, steht eine hölzerne Musikantenbühne. Hier fanden früher ... öffentliche Konzerte statt, veranstaltet von den Besitzern der Zelte. Dann fand sich an schönen Sommerabenden unzähliges Publikum auf dem freien Platze ein... In weiteren Kreisen bekannt waren die Zelte schon zwei Jahre vorher geworden, als die Berliner Lichtfreunde sich dort versammelt hatten und von der Polizei auseinandergetrieben waren. Seitdem herrscht für viele Berliner da eine Art revolutionärer Atmosphäre. Angerstein, Die Berliner Märzereignisse.

Ansprache Friedrich Wilhelms IV.

bei Verabschiedung des ständischen Ausschusses.

5. März 1848.

... Die Vorsehung hat Ereignisse eintreten lassen, welche die gesellschaftliche Ordnung in ihren Grundfesten zu erschüttern drohen. Deutsche Herzen, preußische Männer, Männer der Vaterlandsliebe, der Ehre, wissen, welche eigentümliche heilige Pflicht solche Zustände bedingen. Kein Volk auf Erden hat unter ähnlichen Verhältnissen [1789] jemals ein erhebenderes Beispiel gegeben als das unsrige. Das aber bedingt die Wiederholung derselben Erscheinung in diesem Augenblick um so unerläßlicher; denn wir wollen nicht weniger treu, nicht weniger mutig, nicht weniger ausdauernd sein, als

unsere Väter oder wir selbst als Jünglinge es waren. Was jeder klare Verstand begreift, was jedes edle Herz fühlt, das sprechen Sie, m. H., in Ihrer Heimat aus! Rufen Sie einem jeden die unwidersprechliche Wahrheit zu: Lasset alle Parteien ruhen, sehet nur auf das Eine, was not tut, wenn wir mit Ehren und Segen aus dem Sturm hervortreten wollen, den unsere Einmütigkeit, unsere Haltung, unser Beispiel unter Gottes gnädigem Beistand allerdings beschwichtigen kann. Schart euch, wie eine eherne Mauer, in lebendigem Vertrauen um euren König, um euren besten Freund! ... Sobald die Maßregeln, welche ich für Preußens und Deutschlands Sicherheit und Ehre ergreifen muß, den Beistand meiner getreuen Stände erfordern, spätestens dann, wenn (was Gott gnädigst verhüten wolle!) der allgemeine Ruf zu den Waffen erschallen müßte [man erwartete einen Einbruch Frankreichs], werde ich Sie, meine Herren, und Ihre Mitstände — den ganzen Vereinigten Landtag — wiederum berufen, um mir mit Rat und Tat beizustehen, wohl wissend, daß das Vertrauen meines Volkes meine festeste Stütze ist, und um der Welt zu zeigen, daß in Preußen der König, das Volk und das Heer dieselben sind von Geschlecht zu Geschlecht!

Das Polizeipräsidium an das Gouvernement.

Berlin, 13. März, nachmittags.

Da nichts eingetreten, was die Vermutung widerlegen könnte, daß es heute zu einer ernstlichen Reibung mit den Arbeitern kommen wird, da vielmehr die Haltung dieser Klasse eine entschieden freche und herausfordernde zu sein scheint, es endlich auch nicht unwahrscheinlich ist, daß Auftritte in den verschiedenen Teilen der Stadt beginnen, so wird es notwendig sein, sich für diese verschiedenen Fälle zu rüsten. Jedenfalls ist es notwendig, bei dem ersten Ausbruch einer Bewegung

1. das Königliche Schloß zu besetzen;
2. eine Kompagnie für die Stadtvoigtei;

3. eine Verstärkung für die Brandenburger Torwache;

4. einen Schutz für das Staatsgefängnis in Moabit zu kommandieren;

5. Kavallerie von 7 Uhr abends verfügbar zu halten und durch die Dorotheen- resp. Anhalt-Straße die Kommunikation nach dem Brandenburger Tor zu dirigieren, um mit diesen Truppen der beabsichtigten Volksversammlung zu imponieren oder solche auseinanderzujagen oder behufs von Verhaftungen zu umzingeln... v. Minutoli.

Vom Frieden in den Krieg.

Karl Frenzel erzählt: Am Abend des 13. März hatte sich diese Wandlung aus dem Frieden in den Krieg vollzogen. [Frenzel ging nach den Zelten.] .. Heute sollten besonders zündende Reden gehalten und energische Beschlüsse gefaßt werden. Der Abend war milde und windstill, am ruhigen Himmel stand der Mond. Die Straße Unter den Linden war von Menschen voll wie an einem Sonntagnachmittag. Alle strebten dem Tiergarten zu. .. Heute waren Garten und Platz [in den Zelten] schon von einem dichten Menschenknäuel erfüllt, alles drängte den erleuchteten Fenstern zu, aber nach jedem Schritt staute sich in dem Gewühl die Bewegung wieder. ... Der Vorschlag wurde gemacht, die Redner möchten herauskommen und von der Musikerestrade herabsprechen. Aber zu einer solchen Volksversammlung mit Sturmreden in der Mondscheinnacht blieb uns nicht mehr Zeit und Muße. Unter denen, die am weitesten zurück auf der Fahrstraße standen, erhob sich ein Geschrei: „Soldaten! Soldaten!" Und bald genug erklang Pferdegestampf und Hufschlag, einige Züge Gardekürassiere ritten, den gezogenen Palasch in der Faust, auf die Menge und die Zelten zu. Die Leute schimpften und schrien, aber an Widerstand dachten sie nicht. Die ganze Masse kehrte um und trat den Rückweg zu dem Brandenburger Tor an. Auch die Kürassiere schwenkten und begleiteten uns von der Seite und im Rücken. Gewalt wurde noch nicht gebraucht, es gab noch keine Verwundungen, allein die Stimmung verbitterte sich, als auf dem Pariser Platz und

Unter den Linden der Menschenstrom sich verdoppelte, die Kürassiere schärfer zuritten und bald hier, bald dort die Massen beiseite drängten, um sich freie Bahn zu schaffen. ... Wir wurden, halb durch die Soldaten, halb durch unsere eigene Schwere, die Linden hinunter ... dem Schloßplatz zugetrieben. Ein Austreten aus dem Menschenhaufen war nicht möglich, solange uns die Reiter zur Seite und auf den Fersen waren. Immer gefährlicher verwandelte sich das Bild, ohne daß von dem Volke eine tatsächliche Veranlassung gegeben worden wäre, weder durch Herausforderung noch durch Ungezogenheit, in das Kriegerische und Feindliche. Auf der Schloßfreiheit vermehrten sich die Zusammenstöße, nahm das Gedränge einen beängstigenden Charakter an. Die Enge der Straße war durch ein hohes, weit vorspringendes Gerüst vor dem Eosanderschen Schloßportal noch mehr eingeschränkt, wegen des Baues der hohen Kuppel über der Kapelle. „Wenn man da Feuer anlegen könnte!" rief es plötzlich in dem Haufen. Alle Blicke richteten sich auf das Gerüst, auf die Bretter, Stangen und Balken, die gigantisch in das Dunkel aufstiegen. Aber andere wiesen den Rufer zur Ruhe und mahnten von Gewalttätigkeiten ab. „Der König wird schon nachgeben," hieß es, „wir brauchen keine Revolution." „Aber die Soldaten müssen fort", schrien andere, „fort!" wiederholte die Menge mit einem drohenden Akzent, der nichts Gutes und einen starren Entschluß verhieß. Einmal auf dem Schloßplatz angekommen, hatte die tausendköpfige Menge Gelegenheit, sich nach der Brüderstraße und der Breiten Straße, über die Lange Brücke hin zu zerstreuen. Es war noch nicht zehn Uhr abends, als in der Stadt wieder die gewohnte Stille eingetreten war.

K. Frenzel, Die Berliner Märztage. Reclam.

Die städtische Deputation beim König

Die Adreßdeputation der Stadtverordneten und des Magistrats hatte für den 13. um Audienz nachgesucht. Diese wurde ihr erst für den 14. gewährt. Der Oberbürgermeister Krausnick hielt eine loyale Ansprache und durfte dann die Adresse vorlesen. Der König erwiderte u. a. folgendes:

... Wenn es ringsum koche, dürfe man freilich nicht er-

warten, daß hier allein die Stimmung unter dem Gefrierpunkt stehe, und erwäge man dies, so sei es anerkennenswert, daß in einer Stadt von solcher Größe, in der es an reichlichen Elementen der Unruhe nicht fehle, die Ordnung nicht erheblich gestört sei. ... Zunächst freue er sich, auf die Hauptbitte erwidern zu können, daß sie bereits gewährt sei. Die Einberufung des Vereinigten Landtags sei seit mehreren Tagen beschlossen, und das Berufungspatent bereits vollzogen. ... Seine, des Königs, Losung sei: „Freie Völker, freie Fürsten"; nur wenn beide frei wären, könne die wahre Wohlfahrt gedeihen!... Eines Ausdrucks der Adresse müsse er erwähnen, desjenigen nämlich, welcher gegen die allmähliche Entwicklung der Verfassung gerichtet sei; diesem könne er nicht unbedingt beitreten. Es gäbe gewisse Dinge, die sich nicht übereilen ließen, wenn man nicht Gefahr laufen wolle, sie auf den Kopf zu stellen.... „Kühn und bedächtig", das seien die Losungsworte jedes guten Feldherrn.... Das wolle auch er nicht vergessen. Die gute alte deutsche Ordnung dürfte nicht unbeachtet bleiben; auch die Gliederung der Stände sei deutsch; wer dagegen anstrebe, der setze sich Gefahren aus.... Adolf Wolff, Berliner Revolutions-Chronik. I.

Minister von Bodelschwingh an den König.

Berlin, 15. März 1848.

Schon am vorigen Sonntag erlaubte ich mir, Ew. Königliche Majestät alleruntertänigst darauf aufmerksam zu machen, daß es mir unerläßlich erschiene, die neue Bahn, die Preußen jetzt notwendig gehen muß, wenn es sich selbst erhalten und Deutschland zum Stützpunkt werden soll, mit frischen, auf anderen Wegen noch nicht abgenutzten Kräften zu betreten. [Also nicht mit den alten Ständen.] Ich habe seitdem diese Notwendigkeit dreifach erkannt!! Alle deutschen Fürsten, fast ohne Ausnahme, sind gezwungen, ihr Ministerium zu verändern, und sich dem Radikalismus oder Ultraradikalismus in die Arme zu werfen; Gott verhüte, daß bei uns nichts ähnliches geschehe! es kann und wird aber nur verhütet werden, wenn Ew. Königliche Majestät, solange es

noch Zeit ist, auch in dieser Beziehung die nötigen Reformen vornehmen. Preußische Jahrbücher, Bd. 63. Heft 6. 1889.

Bericht des Polizeipräsidiums
an das Gouvernement Berlin

Berlin, 15. März 1848.

1. Die Schloßbewachung, wenigstens ein Bataillon und eine Eskadron, mag vom Lustgarten ins Tor marschieren und im Innern der Höfe verdeckt stehen bleiben. — Den Angriff bitte ich dem Publikum zu überlassen; alle guten Bürger halten sich fern, das Gesindel wird weichen oder vernichtet.

2. Die Haltung der Masse ist nicht mehr zweifelhaft, es handelt sich nur noch um den Moment des Ausbruchs. — Alles geht aufs Schloß. — Es müssen die Höfe im Innern besetzt werden, auch die unvergitterten Fenster an der Rampe. Die Truppen müssen konsigniert werden. — Die Leipziger Eisenbahn soll Studenten mit dem nächsten Zuge erwarten. Eine Eskadron dürfte dort aufzustellen sein. v. Minutoli.

„Preußen schießen auf Preußen".

Karl Frenzel erzählt: Donnerstag, den 16. März, am späten Nachmittag, befand ich mich auf dem Platz vor dem Opernhause bei dem Erzbilde Blüchers. Ringsumher standen die Menschen in eifriger Unterhaltung. Wer des Weges kam, schloß sich unwillkürlich einer der Gruppen an. Die Versprechungen des Königs wurden eifrig besprochen. Die Kunde von der Revolution in Wien, der Flucht Metternichs ermutigte und erhitzte die Volksstimmung. Sollte Berlin mit den mageren Zugeständnissen der Regierung hinter Wien zurückbleiben? Einen verhaßten Minister, der das alte System so völlig in sich verkörpert hätte wie Metternich, hatten wir nicht, um durch seine Entlassung eine Genugtuung für die Freiheit zu verlangen. Die Bodelschwingh, Eichhorn und Savigny waren der Menge viel zu unbekannt und zu gleichgültig, um ihren Zorn zu reizen, dafür hatte sie nun etwas vor Augen, das sie unablässig beleidigte, verletzte, empörte — „Fort mit den Soldaten!" verdichtete sich immer mehr zur allgemeinen Forderung, zu

dem immer stürmischer werdenden Ruf. So auch an jenem Nachmittag. Die Neue Wache hatte damals noch kein Gitter, das sie vorn und an den Seiten abschloß. Kein Hindernis trennte die vordrängende Menge von den Soldaten. Der Schreier und Tober waren nicht viele, um so überwältigender die Masse der Gaffer und der Müßiggänger. Vorn gab es Streit. Man sah einen der Schutzleute mit der weißen Armbinde in die Wache flüchten. Wollten seine Bedroher ihm nach oder glaubte der Offizier sich in Gefahr — ein kurzer Trommelschlag, und da niemand vom Platze wich — Gewehrfeuer. Zwei Tote und mehrere Verwundete. Nun stoben die Menschen heulend, stöhnend, fluchend, alle entsetzt auseinander. Die Soldaten rückten nicht weiter vor. Ich war nach der Seite des Palais des Prinzen von Preußen verschlagen worden. Denn trotz der Flucht befand man sich im dichten Gewühl. Als wir jetzt zum Stehen kamen, warf ein alter, wohlgekleideter Mann an meiner Seite den Hut wie im Zorn oder in der Nachwirkung des Schreckens zur Erde und rang die Hände gen Himmel. „Preußen schießen auf Preußen!" rief er, und die Tränen liefen ihm über die Wangen. Der Anblick hat sich mir unverlöschlich eingeprägt.

K. Frenzel, Die Berliner Märztage. Reclam.

Radowitz an Friedrich Wilhelm IV.

Der Brief kam am Abend des 18. März in die Hände des Königs und hat die Entschließungen des Königs beeinflußt.

Wien, 16. März 1848.

Ich beschwöre Euere Majestät, den jetzigen Augenblick nach allen seinen Ausgängen fest ins Auge zu fassen. ... Nach aller menschlichen Voraussicht wird der Petitionssturm aufbrausen, Demonstrationen drohender Art sich anschließen, und der Aufruhr folgen; sein entscheidender Schauplatz in allen anderen Staaten ist die Hauptstadt. Werden Euere Majestät ihn mit den Waffen bekämpfen können und weiter bis zum Äußersten hin? Die Pflicht hierin reicht nicht weiter als die Möglichkeit. Ist eine vernünftige Möglichkeit eines wirklichen Sieges vorhanden, so werden Euere Majestät diese

schwerste aller Regentenpflichten erfüllen, bis zum letzten Ende hinaus. Dieses Ende läge in der Notwendigkeit, Berlin zu räumen, ehe die Truppen durch längere Straßengefechte leiblich und geistig ihre Haltung verloren haben. Erfahrungsmäßig führt jeder dauernde Kampf in großen Städten zur Demoralisation der Truppen und ihrer Führer. Daher baldigstes Abbrechen desselben. Zurückziehen nach Spandau, das für solche Anläufe unangreifbar ist; Verlegung der Regierung dorthin; Konzentrierung der von ferne heranziehenden Truppen um die Festung; höchste Sorge für Verpflegung. Die materielle Ordnung in Berlin allein bleibe den Bürgern überlassen; jeder politische Schritt, solange der Aufruhr dauert, bestimmt untersagt. Erst nach völlig hergestellter Ruhe trete hervor, was Euere Majestät für politisch dienlich achten, und zwar als freier Willensakt ... Nur das ganz Freiwillige rettet dann das Wesen der Monarchie und trägt vielleicht den Keim einer rechtlichen Entwicklung in sich. Dieselben Schritte, durch den Aufstand abgezwungen, werfen in den Abgrund der Revolution.

Am 2. April 1848 schreibt Radowitz aus Giewitz an den König: „Daher flehe ich Euere Majestät inständigst an, ziehen Sie sich jetzt in eine rein abwartende Stellung zurück, treten Sie nicht mit persönlichen Ansichten und Neigungen hervor, wie wohlbegründet diese auch seien." Und am 13. April 1848: „Wenn Euere Majestät die nächsten Monate hinter sich, und den wirklichen Landtag vor sich haben werden, so ist noch durch umsichtige Energie Großes zu gewinnen. Bis dahin aber beschwöre ich Eure Majestät, nirgends persönlich und handelnd hervorzutreten, sondern in den Sinn des jetzt bereits faktisch bestehenden konstitutionellen Regierungssystems durchweg eingehend, Ihren Ministern die alleinige Verantwortlichkeit für Wohl und Übel zu überlassen." — Gewiß haben diese Mahnungen von Radowitz den König mit bestimmt, nirgends einzugreifen. Die fatale Folge aber war, bei der geringen Energie der Minister, daß die Krone ganz in den Hintergrund geriet. Paul Hassel, Joseph Maria Radowitz.

Kabinetts-Ordre des Königs an das Gouvernement.

Berlin, 17. März 1848.

Ich trage Ihnen auf, den sämtlichen in diesen Tagen hier gegen die Tumultanten tätig gewesenen Truppen ohne

alle Ausnahme Meine volle Anerkennung für die von ihnen bewiesene musterhafte Haltung, Ausdauer und Disziplin auszusprechen.

Depesche des Ministers von Bodelschwingh an den Regierungspräsidenten in Köln.

17. März 1848, nachmittags 5 Uhr.

An drei Abenden zog der Pöbel in Trupps durch die Straßen. Die Bürgerschaft wirkte beruhigend. Seit gestern ist alles ruhig und kein Zeichen der Erneuerung vorhanden.

Am Abend traf eine Deputation von Köln ein, um dem König die Wünsche der Rheinprovinz vorzutragen. In der Stadt ging das aufregende Gerücht: „Die Rheinländer kommen mit bestimmten Forderungen und drohen mit dem Abfall der Rheinprovinz!"

Der 18. März in Berlin.

Die Nachricht von der geplanten Demonstration der Schutzkommissionen hatte bei dem herrlichen Märzwetter ein zahlreiches Publikum auf den Schloßplatz gelockt. Militär war nicht sichtbar. Um Mittag verbreitete sich die Nachricht von den Gewährungen des Königs. überall erhob sich begeisterter Jubel. Der König erschien auf dem Balkon. Die Menge drängte aber, je mehr sie wuchs, gegen die Schloßportale — und wurde des dort aufgestellten Militärs ansichtig. Sofort schlug die Stimmung um. Ein wüstes Geschrei erhob sich: „Fort mit dem Militär!" Die Zugeständnisse verloren alle Wirkung, solange die bewaffnete Macht sich zeigte. Im Schlosse erschien es ratsam, gegen das Getümmel auf dem Schloßplatz einzuschreiten. Der beliebte Gouverneur General v. Pfuel hatte für kurze Zeit das Schloß verlassen. Jetzt, da eingeschritten werden sollte, war er nicht zu finden. Das Kommando über die Truppen wurde dem kommandierenden General des Gardekorps, dem Generalleutnant von Prittwitz, übertragen. Dem neuen Befehlshaber standen in und unmittelbar bei Berlin im ganzen rund 15000 Mann zur Verfügung. General v. Möllendorff befehligte im Schloß, General v. Prittwitz mit sämtlichen Adjutanten aller Truppenteile in der Kommandantur.

Berlin hatte zu jener Zeit 204 Polizeibeamte, es zählte 400000 Einwohner.

Als sich General v. Prittwitz um 2 Uhr beim König meldete, befahl ihm dieser, mit der Kavallerie den Schloßplatz zu räumen und „dem dort herrschenden Skandal ein Ende zu machen". Die Schwadron sollte aber nur Schritt reiten und das Gewehr nicht

aufnehmen. Das Geschrei: „Fort mit den Soldaten, Militär zurück!" machte zum Teil die Pferde scheu. Der Rittmeister von Borstell suchte sich vergebens dem Volk verständlich zu machen. Da kein Kommando verstanden werden konnte, riß Borstell den Säbel aus der Scheide. Ein Teil der Dragoner verstand ihn und folgte seinem Beispiel. Daraufhin ritt die Schwadron auf die Menge ein. Zu gleicher Zeit rückte Major Vogel von Falkenstein (der spätere berühmte General) mit Trommelschlag und Gewehrüber gegen die Breitestraße vor, wo er haltmachte. Eine andere Kompagnie schwenkte nach der Langen Brücke ein, die Dragonereskadron avancierte von der Stechbahn aus. Der Schloßplatz leerte sich. Nur an den Häusern zwischen der Langen Brücke und der Breitenstraße waren noch Leute stehengeblieben. Um auch diese zu entfernen, ließ Vogel v. Falkenstein einen Schützenzug der 1. Kompagnie von der Ecke der Breitenstraße gegen die Lange Brücke vorrücken. Hierbei entluden sich zwei Gewehre. Die Kugeln gingen in die Luft, niemand war verwundet. Diese beiden Schüsse wurden von der Menge als das Signal zum Angriff auf die unbewaffneten Bürger aufgefaßt und fachten den Aufstand zu vollen Flammen an. Auf das vergrößerte Gerücht von den Vorgängen am Schloß erhoben sich in der Stadt Berlin an 1000 große und kleine Barrikaden. Unmittelbar nach den Vorgängen am Schlosse wurde der Doppelposten an der Bank attackiert. Der brave Grenadier Theißen, der seine Waffe nicht lassen wollte, wurde durch einen Schuß getötet, der Grenadier Czaika verwundet. Der offene Kampf war entbrannt und wurde von beiden Seiten mit Energie, Tapferkeit und wachsender Erbitterung durchgeführt, bis am Morgen des 19. der Befehl des Königs zum Einstellen des Feuers kam. Die Disziplin der Truppen war musterhaft, kein Mann ging zu den Volkskämpfern über. Hingegen geschah die Überwältigung der Gegner in den erstürmten Häusern oft mit unnötiger Roheit, wenn auch den Soldaten das Ungewohnte und Aufregende eines Straßenkampfes mildernd zugerechnet werden muß. Im einzelnen waren es besonders die in der Nähe des Schlosses an den Zufahrtsstraßen errichteten Barrikaden, welche für die Verteidigung des Schlosses die größte Besorgnis erregten. Die Arbeiter aus den Maschinenfabriken von Borsig, Egells, Rüdiger stellten ein großes Kontingent. Studenten hatten sie herbeigerufen. Die jüngeren, meist unverheirateten Arbeiter ergriffen die ersten besten Stücke Eisen, die zur Hand waren oder nahmen ihre Hämmer und stürzten davon. Daß diese Arbeiter vor dem 18. März planmäßig aufgehetzt worden wären, muß schon deshalb als ausgeschlossen gelten, weil sie sonst sicherlich bessere Vorbereitungen zum Kampfe getroffen und sich mit tüchtigeren Waffen versehen hätten. Unter der Führung eines Studenten grif-

fen sie die Kaserne der reitenden Artillerie an, wurden jedoch durch einen Kartätschenschuß zersprengt und zogen auf Umwegen in die Stadt. Vorher wurde in die nahegelegenen Wagenhäuser der Artillerie die Brandfackel geworfen. Der Bau war neu und barg ungeheure Vorräte von verarbeitetem Material: Lafetten, Kanonen, Pulverkasten u. s. f. im Werte von 1 Million Taler. Das Feuer ließ nur die nackten Mauern übrig. Auch die Königliche Eisengießerei in der Invalidenstraße brannte nieder. — Am frühen Nachmittag entstanden in der Königstraße ein Dutzend musterhaft gebauter Barrikaden, hinter denen sich die Kämpfenden verschanzten, unterstützt von den an den Fenstern und auf den Dächern verteilten Männern (und auch Frauen). Unter dem Schutze eines heftigen Granaten- und Kartätschenfeuers drang die Infanterie abends um 7 Uhr bis zur Königsbrücke vor. — Die bedeutendste unter allen damaligen Barrikaden war die Barrikade am Ausgang der Breitenstraße zwischen dem Köllnischen Rathause und den gegenüberliegenden Häusern. Diese acht Fuß hohe Barrikade sowie die beiden Eckhäuser der alten Roßstraße: das Haus des Konditors d'Heureuse und das Markesche Haus wurden von Schützen verteidigt, die zum Teil mit guten Büchsen versehen waren. Vom Schlosse aus konnte man den zuerst erfolglosen Kampf sehen, und es war dem General von Prittwitz besonders unangenehm, daß gerade diese Barrikade nicht beim ersten Anlauf zu nehmen war. Er befahl um 11 Uhr abends den entscheidenden Angriff. Die Tür zum Köllnischen Rathause wurde gesprengt und von der Besatzung jeder, der sich widersetzte, niedergemacht, die übrigen in rohester Weise bewältigt. Der Direktor des Köllnischen Gymnasiums, Dr. August, der nicht gekämpft hatte und aus dessen Fenstern nicht geschossen worden war, wurde mit Kolbenstößen und Bajonettstichen traktiert. Er riß sich die Kriegsmedaillen ab, die er sich in den Freiheitskriegen erkämpft hatte, und rief den Soldaten zu, daß ihre Grausamkeit ein Schandfleck für das preußische Heer sei. Erst die Generäle von Aschoff und v. Rauch befreiten ihn; aber sein Neffe, der stud. jur. Hermann v. Holtzendorff, der am Nachmittag seinem Oheim zu Hilfe geeilt war, wurde in der Roßstraße niedergeschossen, obwohl er unbewaffnet war und keinen Widerstand geleistet hatte. — In vielen anderen Stadtteilen kam es zu mehr oder minder harten Kämpfen. Das Schloß Monbijou mit seinen wertvollen Kunstschätzen und Altertümern wurde durch das entschlossene Auftreten des Leutnants von Reibnitz und des Prof. Hotho gerettet. Besonders heftig war der Kampf auf dem Alexanderplatz. Hier trat um Mitternacht eine zweistündige Pause ein; die Soldaten kampierten auf dem Straßenpflaster. Um 2 Uhr morgens begann das Feuer wiederum, nachdem das 1. Garderegiment seine Vorposten weiter vorgeschoben hatte. In der Hauptsache war der Kampf um Mitternacht be-

endet; hier und da fanden noch kleinere Scharmützel statt, und nur das Viertel vom Hausvogteiplatz bis zum Dönhoffsplatz wurde noch in der Nacht nach 3 Uhr genommen.

Minister von Bodelschwingh an den Oberbürgermeister Krausnick.

Berlin, 18. März 1848, morgens um 6 Uhr.

In der vergangenen Nacht hat mir ein Bezirksvorsteher (vom Gensdarmenmarkte) gemeldet, daß mehrere Schutzkommissionen, in die sich viele Juden eingedrängt (er glaubt von der neunten ausgehend), heute um 2 Uhr eine große Demonstration durch Adresse-Überreichung vorbereiten. Auch der Polizeipräsident v. Minutoli meldet dieses Vorhaben. Da nun gerade heut, wo sich vieles bei uns entwickeln dürfte, eine solche Demonstration höchst unangenehm wäre, ja Preußens Schicksal wenden könnte; so halte ich für meine Pflicht, ihr möglichst entgegen zu wirken, und bitte Ew..... mir dazu Beistand leihen zu wollen. Namentlich wäre es mir sehr erwünscht, wenn Sie heut Morgen um 8 Uhr — womöglich mit dem Syndikus Moewes — zu mir kommen könnten; Herr v. Minutoli kommt dann auch.

Die Vorgänge auf dem Schloßplatze bis zwei Uhr.

Bericht eines Augenzeugen.

Um 11 Uhr vormittags fand ich die Stadt durchaus ruhig, in heiterer Stimmung. .. Auf dem Schloßplatze waren etwa 2000 Bürger gruppenweise versammelt, lauter wohlgekleidete, sehr anständige Leute. .. Sie erzählten sich von den dringenden Vorstellungen, welche die rheinische Deputation gemacht; sie wollten von einem teilweisen Ministerwechsel unterrichtet sein usw. Ich fand die Stimmung des Publikums erregt, aber durchaus nicht feindselig. Umgekehrt: die Gruppen ließen den König leben und riefen ein Vivat über das andere. Ganz im Hintergrunde, an den Ecken der auf den Platz mündenden Straßen, sah ich die Proletarier und Arbeiter stehen, die nur einzeln in den Vordergrund traten, und die, als sie die vergnügten Gesichter ringsum sahen, sagten: das hilft uns armen Leuten noch alles nichts! Da traten die Bürger an

sie heran, beruhigten sie, ermahnten sie, nicht die Exzesse der vorigen Tage zu wiederholen; das führe zu nichts. Alle Läden auf dem Platze waren geöffnet, Damen hatten die Fenster besetzt. Auch die Gänge durch das Schloß waren frei; in den Gemächern des Königs war Ministerrat. Im Innern des Schlosses biwakierten die aus Potsdam herübergekommenen Truppen; sie rauchten, sie gingen im Hofe, untermischt mit Bürgern, spazieren. Unterdes hatte sich der Schloßplatz immer dichter gedrängt, und das Publikum fing an, darüber zu debattieren, wie es durchaus nötig sei, daß die fremden Soldaten Berlin verlassen, und daß auch die Truppen, welche um Berlin konsigniert seien, sich zurückzögen. Da war es denn unverkennbar, daß eine große Erbitterung gegen das Militär — eine ziemlich instinktartige Erbitterung ohne politische Beimischung .. — vorherrschte, eine Erbitterung, die das Schlimmste befürchten ließ. Ferner stellte sich schon gegen 1 Uhr mittags ein unverkennbares Drängen der Menge nach dem Portale heraus, welches zu den Gemächern des Königs führt, welches Truppen abwehrend besetzt hatten; es muß ferner darauf hingewiesen werden, daß nur ein leichter hölzerner Umbau die Treppe bekleidet, die in die königlichen Gemächer führt. Gegen halb 2 Uhr trat der König auf den Balkon, versuchte zu sprechen, und ein ihn begleitender Herr — irre ich nicht, Herr Bürgermeister Naunyn — sagte mit lauter Stimme ohngefähr:

Der König will, daß Preßfreiheit herrsche;

der König will, daß der Landtag sofort berufen werde;

der König will, daß eine Konstitution auf der freisinnigsten Grundlage alle deutschen Länder umfasse;

der König will, daß eine deutsche Nationalflagge wehe;

der König will, daß alle Zollschlagbäume in Deutschland fallen;

der König will, daß Preußen sich an die Spitze der Bewegung stelle. [Es war der Inhalt des Patentes vom 18. März.] Stürmischer, fast trunken zu nennender Jubel herrschte auf dem Platze. Leute aus den gebildetsten Ständen stellten sich auf Wagen, um die freudige Kunde zu verbreiten. Der König tritt

nochmals auf den Balkon, immer begrüßt von enthusiastischen Freudenbezeugungen; er wehte mit dem Tuche. — Ein Herr — den ich für den Herrn von Bodelschwingh hielt — sprach vom Balkon herab den Dank des Königs, aber auch zugleich seinen Wunsch verkündend, daß nunmehr die Demonstrationen aufhören möchten. Um diese Zeit ging ich vom Schloßplatze fort nach der Königsstraße, um dort zu Mittag zu speisen. Da sah ich, wie sich die Leute vor Freuden umarmten und wie sie weinten; die Frauen wehten von den Fenstern mit Taschentüchern; das Material zur Illumination für den Abend wurde durch die Straßen getragen, und die Bürger, die mir begegneten, riefen: Wir wollen auch auf den Schloßplatz, wir wollen auch unserem geliebten Könige ein Vivat bringen. Es war 2 Uhr, ich befand mich im „Kronprinzen", inmitten der Königsstraße zu Tische; man sammelte vor Freude für die Armen; Bürger aus der Stadt traten hinzu, um den Tag an der Table d'hôte festlich zu begehen; man gratulierte sich, daß der große Tag der Freiheit und der Wiedergeburt auch für Preußen hereingebrochen sei, glorreich hereingebrochen sei, ohne Blutvergießen. Angerstein, Berliner Märzereignisse.

Die zwei Schüsse an der Langen Brücke.

Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen (1827—1892), von der Gardeartillerie, nahm am Straßenkampf des 18. März teil. Später Flügeladjutant Friedrich Wilhelms IV. Kommandierte 1870 die Gardeartillerie und vor Paris die gesamte Belagerungsartillerie.

Prinz Hohenlohe-Ingelfingen erzählt: Der jetzige Kaiser [Wilhelm I.], damals Prinz von Preußen, hat aus einem Fenster des Königlichen Schlosses das Vorgehen der Infanterie beobachtet und gesehen, wie zwei Gewehre, mit der Mündung in die Höhe, sich entluden. Er rief noch: „Ach, da sind zwei Gewehre in die Höhe losgegangen, wenn nur nicht jemand drüben in den Häusern verwundet ist, da sind alle Fenster voll Menschen." Er hat mir dies einst [1881] selbst erzählt.

Hohenlohe-Ingelfingen, Aus meinem Leben. I.

Nach den Schüssen an der Langen Brücke.

Ein Augenzeuge erzählt: Soeben noch Jubel und Hurra und wenige Minuten darauf Wutgeheul und Racheschrei. In

einer Stunde war der Anblick der Stadt durchaus ein anderer, ihre Physiognomie ganz umgewandelt. „Auf die Türme," rief es, „an die Sturmglocken!" Und man erbrach mit Gewalt die Kirchtüren, denn man wartete nicht, bis der Küster mit dem Schlüsselbunde kam... Wie durch Zauberschlag stiegen die Barrikaden empor. An jeder Straßenecke sammelte sich alt und jung, vornehm und gering zum Bau der Barrikaden. Die Buden, die Wagen, die Omnibus, die Droschken, große Last-, Post- und Brauerwagen, Baugerüste wurden in allen Stadtteilen von Tausenden von Händen zusammengetragen. Selbst Weiber und Kinder waren tätig; die Einigkeit, welche beim Bau herrschte, war wunderbar. Alle waren gleich und so sah man u. a. zwei Männer einen Balken tragen, der eine ein Arbeitsmann mit zerrissener Bluse, der andere ein feingekleideter Herr. Als Grundelemente zu den Barrikaden diente fast überall das aufgerissene Straßenpflaster, breite Trottoirsteine, Balken und die vielen über den Rinnsteinen liegenden Bohlen und Bretter, oder Wagen, Karren oder dergl., die man umstürzte. Aus den Häusern holte man Betten, Mehlsäcke, Möbeln; jeder gab freiwillig, was er hatte, Torflügel, Türen, Zäune, Pfähle, Haken, Stangen usw. Alles das geschah in größter Ordnung, geschah überall mit derselben besonnenen Eile und Todesverachtung. Die Arbeiten geschahen durchaus gemeinsam.... Es gab im Augenblick nur zwei Parteien: Bürger und Soldat, Volk und Truppen. Die Frauen kochten Kaffee, zerschnitten Brote und reichten Lebensmittel nach der Straße hinaus, für die Arbeiter, für die Kämpfer. In den Straßen goß man Kugeln, schmiedete Lanzenspitzen; viele aus Werkstätten herbeigetragene Zinkstangen, Blei und dergleichen wurden in kleine Stücke geschnitten und damit die Büchsenläufe gefüllt.

F. Steinmann, Geschichte der preußischen Revolution. 1850.

„Man schießt auf uns!"

Fontane erzählt: Unter den Harmlosen, ja, ich darf wohl hinzusetzen, mehr als Harmlosen, die sofort davonstürzten, um ihre Person in Sicherheit zu bringen, befand

sich auch mein Prinzipal [ein Apotheker]. Er war ein guter Schütze, sogar Jagdgrundinhaber in der Nähe von Berlin, aber „selbst angeschossen werden" war nicht sein Wunsch. Ich sehe noch sein bis zum Komischen verzweifeltes Gesicht, mit dem er bei uns eintraf und nach Erzählung des Hergangs sich dahin resolvierte: „Ja, meine Herren, so was ist noch nicht dagewesen; das ist ja die reine Verhöhnung, alles versprechen und dann schießen lassen, und auf wen? auf uns, auf ganz reputierliche Leute, die Front machen und grüßen, wenn eine Prinzessin vorbeifährt, und die prompt ihre Steuern bezahlen!" Th. Fontane, Der 18. März. Cosmopolis IV.

Bekanntmachung des Berliner Magistrats.

Nach einer um 1/2 2 Uhr stattgehabten Audienz einer Deputation des Magistrats beim Könige als Plakat verbreitet.

Der Magistrat ist amtlich davon unterrichtet, daß ein auf die freisinnigsten Grundlagen sich stützendes Preßfreiheitsgesetz bereits unwiderruflich vollzogen ist, und bürgt der Magistrat mit seiner ganzen Wirksamkeit für die Bewahrheitung dieser Regierungsmaßregel. Gleichzeitig ist Se. Majestät der König gegenwärtig mit der Vollziehung von Entschließungen beschäftigt, welche das Wohl des Vaterlandes auf dauernde Weise sichern werden.

Der Landtag wird zum 2. April einberufen.

Oberbürgermeister, Bürgermeister und Rat hiesiger Königl. Residenzen.

„Ein Mißverständnis."

Eine Tochter des Malers Grawert, Anna Beck, schreibt im Jahre 1898 an Rudolph Genée, den Verfasser des Buches „Zeiten und Menschen", über die merkwürdige Fahne mit der Aufschrift: „Es ist ein Mißverständnis. Der König will das Beste", die im Laufe des 18. März in Berlin herumgetragen wurde.

Der Verfertiger dieses versuchten Friedenszeichens [der Fahne] war mein Vater, der Porträtmaler Grawert (späterer Hofkünstler) ... Mein Vater war am 18. im Mittelpunkt der Stadt, in der Burgstraße 14, ... als die Verwirrung ausbrach. Die bösen Folgen fürchtend, kam er als

sehr königstreuer Mann schnell auf den Gedanken, eine Fahne mit der besagten Aufschrift zu verfertigen; er ließ sich ein Laken geben, nahm Ruß und Öl, womit er schrieb, und nagelte die Fahne an zwei Kehrstangen aus der Bäckerei [seines Schwagers]. — Als er mit der Fahne vor die Tür kam, rief er laut: „Wer faßt mit an?" Da griff gleich ein anderer Bürger zu... Die erste Barrikade, welche sie passierten, war an der Burg- und Königstraße-Ecke; sowie das Volk die Fahne erblickte, riefen sie: „Wir glauben, daß der König das Beste will, und daß es ein Mißverständnis ist, aber das Militär soll zurück!" — Nun drängte sich mein Vater nach dem Schloß zu durch; im Hofe desselben angekommen, kam ihm schon der Prinz von Preußen entgegen mit der Frage: „Was soll das?" Mein Vater antwortete: „Womöglich Frieden schaffen, aber das Volk schreit: die Soldaten zurück!" — Da faßte der Prinz meinen Vater an beide Schultern und sagte: „Sagen Sie dem Volk, daß sie keine Patrioten wären, wenn mein Militär zurück soll!" — Natürlich ist letzteres nicht gesagt, der Kampf nahm seinen Fortgang, und band mein Vater die Fahne bei der Kurfürstenbrücke an, was daraus geworden, hat er nie erfahren. Handschrift. Stadtbibliothek Berlin.

Der Kampf in der Königstraße.

Ein Augenzeuge erzählt: Es war 2 Uhr; ich befand mich im Gasthofe zum Kronprinzen, inmitten der Königstraße zu Tische... Es wird 3/4 auf 3 Uhr. Da tönt wüstes Geschrei von der Kurfürstenbrücke herab. Haufen flüchten durch die Königstraße; Bürger kommen, aufgeregt bis zur rasenden Wut, knirschend, bleich, atemlos. Sie rufen: man hat auf dem Schloßplatze soeben auf uns geschossen. Wut- und Rachegeschrei erhebt sich durch die Königstraße, durch die ganze Stadt. Als ob sich die Erde öffnete, brauste es durch die Stadt; das Straßenpflaster wird aufgerissen, die Waffenläden werden geplündert, die Häuser sind erstürmt, Beile, Äxte werden herbeigeholt. 12 Barrikaden erheben sich im Nu in der Königstraße, aus Droschken, aus Omnibuswagen, aus Wollsäcken, aus Balken,

aus umgestürzten Brunnengehäusen bestehend, tüchtige, musterhaft gebaute Barrikaden. Haus an Haus werden die Dächer abgedeckt. Oben am schwindelnden Rande stehen die Menschen, mit Ziegeln in der Hand die Soldaten erwartend. Die bedrohten Schwertfeger werfen ihre Waffen zu den Türen hinaus; alles ist bewaffnet, mit Mistgabeln, mit Schwertern, mit Lanzen, mit Pistolen, mit Planken; die Knaben dringen in die Häuser, um große Körbe mit Steinen auf die Dächer zu tragen. Man will auch das Stadtgerichtsgebäude stürmen, um von den Fenstern aus eine Position zum Hineinwerfen zu gewinnen; da schreiben mehrere Herren aus dem „Kronprinzen" mit Kreide an die Läden des Stadtgerichts: „Bürgereigentum" — und man zieht sich zurück. Die Schuldgefangenen, die Einwohner des sogenannten „Ochsenkopfes" werden in Freiheit gesetzt, ein Versuch, der Wachen im Lagerhause und im Kadettenhause sich zu bemächtigen, mißlingt. Nun kommt ein merkwürdiger Zug vom Alexanderplatz herab. Vorn ein junger Ulan, augenscheinlich ein Pole mit polnischer Mütze und mit dem Degen in der Hand; er ruft: es lebe die Freiheit! Dann ein Trommler, dann mehrere Fahnenträger mit roten und gelben Fahnen, dann etwa 200 Leute mit Degen, Pallaschen, Schippen, Pistolen, Äxten, Mistgabeln. Die Fahnen, meistens rote, werden auf die Barrikaden gepflanzt, die Leute verschanzen sich hinter denselben, an den Fenstern, auf den Dächern sind Männer mit Steinen postiert. Da kommt die Nachricht, die ganze Stadt sei verbarrikadiert; sie habe sich wie ein Mann erhoben. Zwischen 4 und 5 Uhr prasselt die erste Kartätsche von der Kurfürstenbrücke aus die Königstraße hinab; sie vermag die Barrikade nicht zu zerstören. Kanonendonner folgt Schlag auf Schlag; die Barrikade erschüttert; zerrissene Leichen liegen an den Straßenecken. Zwischen 5 und 6 Uhr kommen Infanteriepikettes. Man schießt auf sie aus den Fenstern, man schleudert Steine auf sie von den Dächern. Ein furchtbares Gemetzel beginnt; die Soldaten nehmen die Häuser, aus welchen geschossen und geworfen wird, einzeln ein, viele Opfer fallen, von den Soldaten im ganzen wenige. Aus den Gaststuben namentlich wird geschossen, und

eine schwere Gegenwehr trifft sie. Die Soldaten dringen in die Zimmer und töten die Schießenden; sie postieren sich an die Fenster in den Stuben und richten das Gewehr auf die Dächer, von welchen geworfen wurde; ja, sie gehen auf die Dächer und holen sich die Leute herunter. — Gegen 7 Uhr ist die Königstraße eingenommen unter großem Blutvergießen ... Die Sturmglocke läutet... Gegen 9 Uhr versuche ich es, nach Hause zu gehen. In der Spandauer Straße sah ich riesige Barrikaden, selbst die kleinere Heilige Geistgasse fand ich so verbarrikadiert, daß ich hindurch kriechen mußte. Kaum betrat ich die Burgstraße, als sich das furchtbarste Schauspiel mir eröffnete. Auf der Friedrichsbrücke Leute mit Fahnen, darüber hinweg Kartätschen und Kanonendonner, flüchtige Verwundete kommen mir entgegen. Ich eile zurück; die Soldaten biwakieren in der Königstraße. A. Wolff, Berliner Revolutionschronik. I.

Der Premierleutnant v. Krämell hat Dienst!

Prinz Hohenlohe erzählt: Am originellsten erging es dem Premierleutnant v. Krämell. Er ging erst nach Hause am Schiffbauerdamm, unweit des Unterbaumes, bestieg sein Pferd und ritt nach der Kaserne. Unterwegs versperrte eine Barrikade die Straße. Gewehre starrten ihm entgegen und ein lautes: „Zurück!" ward ihm zugerufen. Er sagte ruhig: „Ihr seid wohl toll, seht ihr denn nicht, daß ich in den Dienst muß?" Darauf wurde bereitwilligst eine Lücke in die Barrikade gemacht, und als er noch gehörig gezankt hatte, die Lücke sei für sein Pferd zu schmal, und sie infolgedessen verbreitert war, passierte er die Barrikade, die hinter ihm wieder geschlossen und besetzt wurde. Sie ist übrigens unbesiegt geblieben, denn sie wurde nie angegriffen. Der Kampf zog sich in diese unwesentliche Gasse nicht hin. — —

Leutnant v. Krämell holte die Munitionswagen aus dem Laboratorium. Vor dem Kasernenportale fiel ihn die Rotte an, die Kanoniere aus der Kaserne stürzten zu Fuß heraus und kamen ihm zu Hilfe. Er erhielt einen Pflasterstein ins Gesicht, der ihm sechs Vorderzähne einschlug, so daß er hinten auf die Kruppe seines Pferdes sank. Ein Stu-

dent faßte sein Pferd mit der linken Hand am Zügel und wollte ihm mit dem Schläger den Garaus machen. Aber ein Kanonier schlug nach dem Studenten, der mit dem Kopfe dem Hieb auswich. In diesem Augenblick kam Kräwell zu sich, führte einen wuchtigen Hieb ins freie Genick des Studio, der zusammenstürzte. Der junge Mensch hat lange krank gelegen und ist dann an der Wunde gestorben. Er war ein Herr v. Bojanowsky. Sein Vater oder Großvater soll Flügeladjutant Friedrich Wilhelms III. gewesen sein.

Hohenlohe-Ingelfingen, Aus meinem Leben. I.

Theodor Fontane will Sturm läuten.

18. März 1848.

Fontane erzählt: In meinem Gemüt wurden plötzlich allerhand Balladen und Geschichtsreminiszenzen lebendig, dunkle Vorstellungen von der ungeheuren Macht des Sturmläutens; alles Große, so viel stand mir mit einem Male fest, war durch Sturmläuten eingeleitet worden. Ich lief also, ohne mich lange zu besinnen, auf die nur fünfzig Schritt von uns entfernte Georgenkirche zu, um da mit Sturmläuten zu beginnen. Natürlich war die Kirche zu (protestantische Kirchen sind immer zu), aber das steigerte nur meinen Eifer und ließ mich Umschau halten nach einem etwas, womit ich wohl die stark mit Eisen beschlagene, trotzdem aber etwas altersschwach aussehende Tür einrennen könnte. Richtig, da stand ein Holzpfahl, einer von der Art, wie man sie damals noch auf allen alten und abgelegenen Kirchplätzen fand, um eine Leine darum zu ziehen und Wäsche zu trocknen. Ich machte mich also an den Pfahl und nahm auch zu meiner Freude wahr, daß er schief stand und schon stark wackelte; trotzdem — wie manchmal ein Backzahn, den man, weil er wackelt, auch leicht unterschätzt — wollte der Pfahl nicht heraus, und nachdem ich mich ein paar Minuten lang wie wahnsinnig mit ihm abgequält und sozusagen mein bestes Pulver (denn ich kam nachher nicht mehr zu rechter Kraft) an ihm verschossen hatte, mußt' ich es aufgeben. Mit meinem Debüt als Sturmläuter

war ich gescheitert, so viel stand fest. Aber ach, es folgten noch viele weitere Scheiterungen.

Th. Fontane, Der 18. März. Cosmopolis IV.

Der Kampf in der Jäger- und Friedrichstraße.

Ein Augenzeuge erzählt: Die Barrikade an der Jägerstraße, als zu schwach und unhaltbar erkannt, wurde alsbald von ihrer Besatzung verlassen. Nur zwei junge Leute in Handwerkertracht erwarteten furchtlos, über die Brustwehr gelehnt, den herannahenden Feind. Der eine, größere und kräftigere, hielt ein altes Schußgewehr in Bereitschaft. Der zweite, ein Knabe von anscheinend 15 oder 16 Jahren, war mit einem krummen verrosteten Säbel bewaffnet. Das Bataillon rückte näher. Der ältere der beiden Schanzenverteidiger, der 19jährige Schlossergeselle Glasewald feuerte sofort seine Büchse auf die Andringenden los, erhielt aber fast unverzüglich einen Schuß, der ihm den linken Arm zerschmetterte und ihm die Fortsetzung des ungleichen Kampfes unmöglich machte. Die Barrikade hatte jetzt nur noch einen Verteidiger, den Schlosserlehrling Ernst Zinna, in Berlin am 8. September 1830 geboren. Bei dem Heranrücken des Militärs stürzt der Knabe plötzlich aus der Barrikade hervor und blindlings auf einen der voranmarschierenden Offiziere los, dem er, alle seine Kräfte zusammenraffend, mit seiner Waffe einen mächtigen Hieb in den Hals versetzt, so daß der unerwartet Angegriffene von so viel Kühnheit überrascht, anscheinend verwundet zurückstürzt. Sogleich aber entladen sich 6 oder 8 Gewehre auf den kühnen Knaben, welcher indessen, sich gewandt bückend, dem fast unvermeidlichen Tode wunderbar glücklich entgeht. Er rafft nun in in der Eile drei große Pflastersteine auf und schleudert sie, den einen nach dem andern, den nach der Taubenstraße vordringenden Soldaten in offener Front entgegen. Ein behendes Ausweichen, das er nun versuchte, mißlang, von den vielen Kugeln, die man auf ihn abfeuerte, hat ihn eine erreicht. Er bedeckte die heftig blutende Wunde des Unterleibs mit seinen beiden Händen und flüchtete sich in

eine geöffnete Haustüre, unerschrocken, kein Zeichen des physischen Schmerzes in seinen Zügen. Bald darauf verschied er. A. Wolff, Berliner Revolutionschronik. I.

Fräulein Viereck.

18. März 1848.

Prinz Hohenlohe-Ingelfingen erzählt: Ein erheblicher Widerstand fand in der Friedrichstraße statt. Es war namentlich ein großes Haus an einer mächtigen Barrikade, ich glaube an der Ecke der Mohrenstraße, das von vielen Aufrührern besetzt war. Dies Haus war uns allen sehr wohl bekannt. Denn an einem der Fenster stand immer, wenn wir zum Exerzieren mit Musik vorbeimarschierten, die damals sowohl wegen ihrer Schönheit als wegen ihrer unübertroffenen künstlerischen Leistungen berühmte Schauspielerin Fräulein Viereck. Die Aufrührer hatten sich auch in ihrer Wohnung festgesetzt, und weil sie Gründe hatten, ihr eine Vorliebe für uniformierte Aristokraten vorzuwerfen, wollten sie sie ermorden. Der erschreckten Künstlerin blieb nichts anderes übrig, als in sehr unvollständigem Anzug (Schlafrock) auf einer Hintertreppe zu entfliehen. Sie fand Rettung und Unterkommen für die Nacht in der Wohnung eines meiner Bekannten, der sie früher nie persönlich kennen gelernt hatte und seinerseits die Nacht kämpfend auf der Straße zubrachte. Hohenlohe-Ingelfingen, Aus meinem Leben. I.

Die Theatergarderobe als Arsenal.

18. März 1848.

Theodor Fontane erzählt: Auf der Neuen Königstraße rückte eben vom Tor her ein Arbeiterhaufen heran, lauter ordentliche Leute, nur um sie herum etliche verdächtige Gestalten. Es war halb wie eine militärische Kolonne, und ohne zu wissen, was sie vorhatte, rangierte ich mich mit ein und ließ mich mit fortreißen. Es ging über den Alexanderplatz weg auf das Königstädter Theater zu, das alsbald wie im Sturm genommen wurde. Man brach aber nicht von der Front, sondern von der Seite her ein, und besetzte hier,

während einige, die Bescheid wußten, bis in die Garderoben und Requisitenkammern vordrangen, einen Vorraum, wahrscheinlich eine Pförtnerstube, drin ein Bett stand. Über dem Bett hing eine altmodische silberne Uhr, eine sogenannte Pfund-Uhr, mit dicken Berlocques und großen römischen Zahlen. Einer griff danach. „Nicht anrühren", donnerte von hinten her eine Stimme rüber, und ich konnte leicht wahrnehmen, daß es ein Führer war, der da, von seinem Platz aus, nach dem Rechten sah und dafür sorgte, daß das mehr und mehr sich mit einmischende Gesindel nicht oben aufkomme. Mittlerweile hatten die weiter in den Innenraum Eingedrungenen all das gefunden, wonach sie suchten, und in derselben Weise, wie sich beim Hausbau die Steinträger die Steine zuwerfen, wurde nun, von hinten her, alles zu uns herübergereicht: Degen, Speere, Partisanen und vor allem kleine Gewehre, wohl mehrere Dutzend. Wahrscheinlich — denn es gibt nicht viele Stücke, drin moderne Schußwaffen massenhaft zur Verwendung kommen — waren es Karabiner, die man fünfzehn Jahre früher in dem beliebten Lustspiele: „Sieben Mädchen in Uniform" verwandt hatte, hübsche kleine Gewehre mit Bajonett und Lederriemen, die, nachdem sie den theaterfreundlichen guten alten König Friedrich Wilhelm III. manch liebes Mal erheitert hatten, jetzt, statt bei Lampenlicht bei Tageslicht wieder in der Welt erschienen, um nun gegen ein total unmodisch gewordenes, aus eben jenen Tagen sich herschreibendes und ganz wie ein „altes Stück" langweilig gewordenes Regiment ins Feld geführt zu werden. Ich war unter den ersten, denen eins dieser Gewehre zufiel und hatte momentan den Glauben, daß einer Heldenlaufbahn meinerseits nun nichts weiter im Wege stehe. Th. Fontane, Der 18. März. Cosmopolis IV.

Die Barrikade am Köllnischen Rathause.

Rellstab, Redakteur der Vossischen Zeitung, erzählt: Es dunkelte. An der Barrikade sah man Lichter funkeln, auch rote Biwaksflammen fingen an zu leuchten. Da fielen etwa um 7 Uhr die ersten Schüsse. Bald darauf rückte die In-

fanterie in breiten Zügen an, teilte sich und fiel zu beiden Seiten der Straße ab, auf dem Bürgersteige an den Häusern vorgehend. Alle Haustüren waren geschlossen, die Häuser der Straße nach dem Köllnischen Fischmarkte zu erleuchtet. Nun hörten wir Peletonfeuer, dann anhaltendes Schießen ... Nachdem das Schießen eine Viertelstunde angehalten, wurde es still, und bald darauf kehrten die Truppen vereinzelter, als sie vorgedrungen waren, zurück. Es wurden Verwundete geführt, Gefangene fortgeschleppt. Genommen war die Barrikade nicht; doch man hatte verschiedene Häuser, aus denen geschossen war, erstürmt und dort die Gefangenen gemacht. Nach geringer Frist wieder Schüsse von der Barrikade her. Sofort erneuerte sich auch der Angriff der Truppen. — Gegen 9 Uhr, nachdem der Kampf etwa dreimal begonnen und wieder aufgehört hatte, ertönten die Straßen plötzlich von rasselndem Dröhnen der Kanonen. Die Infanterie hatte sich nach beiden Seiten geöffnet und wir sahen Geschütze auffahren, die zwei Häuser von dem meinigen haltmachten und abprotzten. Die Geschütze krachten; die Fenster zitterten ... [Der Angriff wiederholte sich vier- bis fünfmal.] Von Zeit zu Zeit hörten wir das Brausen eines wilden Männergeschreis von der Barrikade her; doch es war weder das Zeichen eines Sieges noch das einer Niederlage ... Bis nach 1 Uhr in der Nacht dauerten diese Kämpfe in immer wiederkehrender gleicher Gestalt, doch zuletzt mit stärkerem Feuer des Geschützes und der Infanterie. Dann wurde es still. A. Wolff, Berliner Revolutionschronik. I.

Fontanes Heldenlaufbahn scheitert.

18. März 1848.

Fontane erzählt: Riesige Kulissen waren aus den Theaterbeständen herangeschleppt worden, und zwei große Berg- und Waldlandschaften, wahrscheinlich aus Adlershorst, haben denn auch den ganzen Kampf mit durchgemacht und sind mehrfach durchlöchert worden. Jedenfalls mehr als die Verteidiger, die klüglich nicht hinter der Barrikade, sondern im Schutz der Haustüren standen, aus denen sie, wenn

sie ihren Schuß abgeben wollten, hervortraten. Aber das hatte noch gute Wege. Vorläufig befand ich mich noch keinem Feinde gegenüber und schritt dazu, wohlgemut, wenn auch in begreiflicher Aufregung, meinen Karabiner zu laden. Ich klemmte zu diesem Behufe das Gewehr zwischen die Knie und befleißigte mich, aus meinem Handschuh sehr fleißig Pulver einzuschütten, vielleicht von dem Satze geleitet: „Viel hilft viel." Als ich so den Lauf halb voll haben mochte, sagte einer, der mir zugesehen hatte: „Na, hören Sie..." Worte, die gut gemeint und ohne Spott gesprochen waren, aber doch mit einem Male meiner Heldenlaufbahn ein Ende machten. Ich war bis dahin in einer fieberhaften Erregung gewesen, die mich aller Wirklichkeit, jeder nüchtern verständigen Erwägung entrückt hatte, plötzlich aber — und um so mehr, als ich als gewesener Franz-Grenadier doch wenigstens einen Schimmer vom Soldatenwesen, von Schießen und Bewaffnung hatte — stand alles, was ich bis dahin getan, im Lichte einer traurigen Kinderei vor mir, und der ganze Winkelriedunsinn fiel mir schwer auf die Seele. Dieser Karabiner war verrostet; ob das Feuersteinschloß noch funktionierte, war die Frage, und wenn es funktionierte, so platzte vielleicht der Lauf, auch wenn ich eine richtige Patrone gehabt hätte. Statt dessen schüttete ich das Pulver ein, als ob eine Felswand abgesprengt werden sollte. Lächerlich! Und mit solchem Spielzeug ausgerüstet, nur gefährlich für mich selbst und für meine Umgebung, wollte ich gegen ein Garde-Bataillon anrücken! Ich war unglücklich, daß ich mir das sagen mußte, aber war doch zugleich auch wie erlöst, endlich zu voller Erkenntnis meiner Verkehrtheit gekommen zu sein. Das Hochgefühl, bloß zu fallen, um zu fallen, war mir fremd, und ich gratuliere mir noch nachträglich dazu. Heldentum ist eine wundervolle Sache, so ziemlich das schönste, was es gibt, aber es muß echt sein. Und zur Echtheit, auch in diesen Dingen, gehört Sinn und Verstand. Fehlt das, so habe ich dem Heldentume gegenüber sehr gemischte Gefühle. Th. Fontane, Der 18. März. Cosmopolis IV.

In Potsdam am 18. März.

Roon, der spätere Feldmarschall, erzählt: Mittags kamen einzelne Nachrichten von einem Kampf in Berlin nach Potsdam, aber man machte sich nichts daraus. Zum Abend war die Prinzessin Karl angesagt; Roon und Prinz Friedrich Karl gingen deshalb an den Bahnhof und sahen im Ankommen des Zuges schon einen Wagen voll heulender Hofdamen, die im wirrsten Durcheinander erzählten. Spät gegen Mitternacht kam der Befehl, soviel Brote wie möglich nach Berlin zu schaffen. Roon und Prinz Friedrich Karl liefen selbst umher, nahmen alle Postpferde und Königliche Pferde in Beschlag, sowie das Brot bei den Bäckern; 5 Uhr morgens setzten sich die Wagen in Bewegung, begleitet von einer Schwadron Ulanen und zwei Kompagnien Jäger auf Wagen.

Preußische Jahrbücher, Bd. 63. Heft 6. 1889.

Der Charakter des Straßenkampfes in Berlin.

Prinz Hohenlohe-Ingelfingen erzählt: Der Lärm war an diesem Abend entsetzlich. Das heisere Geschrei der Kämpfenden, das ununterbrochene Rollen des Infanteriefeuers, dazu der Baß, den die Kanonen brummten, deren Erschütterung die Fenster der benachbarten Häuser zu Staub zertrümmerte, so daß der herunterstürzende Glasregen auf die Köpfe der Kanoniere fiel und sie wie mit Mehl bestreute, das fortwährende Sturmläuten mit allen Glocken der im Bereich der Aufständischen befindlichen Kirchen, die Dunkelheit und die daraus sich abhebenden großen Feuersbrünste machten den Abend zu einem grauenerregenden. Der Lärm der Schlachten ist zwar weit größer, die Dorf- und Stadtgefechte in den Schlachten sind gerade solche Straßenkämpfe in ihrem Lärm und ihren Feuersbrünsten, die Lebensgefahr ist weit größer, — aber der Straßenkampf im eigenen Lande, mitten im Frieden, hat etwas unbeschreiblich Unheimliches, etwa wie das Toben eines Erdbebens. Man weiß nicht, wer und wo der Feind ist. Die Tücken, das Mordähnliche des Verfahrens der Aufrührer ist entsetzlich widerlich und reizt zur Wut und Grausamkeit. Es wäre gut gewesen, wenn

das weiche und eindrucksvolle Gemüt des Königs diesem Lärm und den unmittelbaren Eindrücken entrückt gewesen wäre. Aus seiner Wohnung an der Ecke des Schloßplatzes und der Spree hatte er aber den grauenvollen Lärm aus erster Hand; und dazu der Gedanke, daß er gegen seine Untertanen kämpfe, deren Glück sein Lebenszweck war! Solche Nacht mußte ihn tief erschüttern.

Hohenlohe-Ingelfingen, Aus meinem Leben. I.

Disziplin der Truppen am 18. März.

Prinz Hohenlohe-Ingelfingen erzählt: Die Barrikade in der Breitestraße mußte nun doch beschossen und gestürmt werden. Dahinter war das dichtbesetzte Rathaus. Die Aufrührer schossen mit allen Arten von Gewehren, aus Kellerfenstern und Dachfenstern, mit Projektilen der verschiedensten und grausamsten Art. Ein unglücklicher Soldat ward schwer verwundet durch einen Schuß Stahlfedern in den Unterleib. Unsere Leute wurden dadurch wütend... Lange genug hatten sie mit Geduld die Beleidigungen des Pöbels ertragen müssen. Öfter hatten sie, ruhig dastehend, einen Hagel von Steinen ausgehalten. Die Disziplin war stark genug, um jede Vergeltung zu verhindern, solange der Gebrauch der Waffen nicht erlaubt wurde. War es doch in den letzten Tagen wiederholt vorgekommen, daß, wenn die Frechheiten des Pöbels unerträglich geworden waren, der kommandierende Offizier bei geladenen Gewehren schon „Legt — an!" kommandiert hatte. Wenn dann der Pöbelhaufe fortlief, war statt des Kommandos „Feuer" das Kommando „Setzt — ab" erfolgt, und es war dann kein Schuß gefallen, eine Probe von Exerzierdisziplin, die selbst auf dem Exerzierplatz nicht immer gelingt.

Hohenlohe-Ingelfingen, Aus meinem Leben. I.

Die Gefangenen am Lustgarten.

Prinz Hohenlohe-Ingelfingen erzählt: Unsere Soldaten langweilten sich sehr. Man konnte sie nicht immerzu stille stehen lassen in der ganzen Zeit, sondern sie standen bequem.

Als es kühl wurde, trippelten sie hin und her, und als es dunkelte, konnte man nicht jeden einzelnen beaufsichtigen, ob er auf seinem Posten stände. Nun gab es aber auch für sie des Unterhaltenden genug, denn alle Gefangenen, die man im Barrikaden- und Häuserkampf gemacht hatte, wurden — unbegreiflicherweise! — auf Befehl nach dem Königlichen Schloß geschleppt und dort gesammelt. Im Anfange belustigte unsere Leute der Anblick dieses liederlichen, ganz betrunkenen Lumpengesindels, von denen mancher noch unter den Soldaten lallend Reden hielt, in der Meinung, er sei in einer Volksversammlung. Aber es wurden auch die verwundeten Soldaten nach dem Schloß gebracht. Der Anblick derselben erfüllte unsere Kanoniere mit um so mehr Zorn, je weniger Aussicht sie hatten, durch eigene Tätigkeit das Blut der Kameraden zu rächen. Als aber ein Soldat vorbeigetragen war, dem das ganze Gesicht mit siedendem Öl verbrüht war, ein anderer, der einen Schuß Stahlfedern erhalten, als man erfuhr, daß der Posten vor der Bank überwältigt und von Hunderten gegen diesen einen getötet worden sei, da kannte ihre Wut keine Grenzen, und sie begriffen nicht, daß man überhaupt Gefangenen mache. Die Fahrer mit Kantschu oder Peitsche, die Kanoniere mit Säbel oder Seitengewehr umkreisten jeden Transport Gefangener und lauerten der Begleitungsmannschaft jeden Augenblick ab, um durch einen geschickten Hieb den Gebundenen ihren Haß fühlbar zu machen. Es mag wohl auch hier und da einem Transporteur der Gefangene entrissen sein, um ihn mit Schlägen zuzudecken. Vergeblich bemühten wir Offiziere uns, diesem Unfug zu steuern. In der Dunkelheit erkannten wir unsere Leute nicht.

Hohenlohe-Ingelfingen, Aus meinem Leben. I.

Die Vorgänge im Schloß
während des Straßenkampfes.

Die Berichte über die Vorgänge im Schloß widersprechen sich vielfach. Berufene und unberufene Ratgeber drängten sich an den König heran, Deputationen folgten sich, Konferenzen fanden statt, wilde Gerüchte wurden hinterbracht.

Dazu kam das Getöse des Kampfes, zum Teil in allernächster Nähe des Schlosses, durch das Stürmen der Glocken grausig gesteigert. Der König hatte Eindrücken standzuhalten, die selbst ein stärkeres Nervensystem als das seine schwer erschüttern mußten. Sein Verhalten wird nur verständlich, wenn man stets im Auge hat, daß der König der Tragweite des Aufstandes in bezug auf seine deutschen Pläne sich voll bewußt war, denn den Verfassungsweg hatte er ja vor dem Straßenkampf selbst beschritten. Daß es schließlich zur Katastrophe, zur tiefsten Demütigung seiner Person und der Krone selbst kam, ist nur zum geringsten Teil seine eigene Schuld. Die Schwäche des Königs lag in seiner politischen Stellung Deutschland gegenüber. Der Kampf bis aufs Messer mußte ihn aller deutschen Sympathien berauben. Daß die weiche Natur des Königs unter den Kämpfen namenlos gelitten hat, ist außer Frage. Aber es ist kein ganz richtiges Bild, das die Legendenbildung von seinem Verhalten in jener verhängnisvollen Nacht entworfen hat. Wirkliche Augenzeugen zeichnen das Bild des Königs durchaus nicht so halt- und würdelos wie besonders fast alle Soldaten in seiner Umgebung. Und wenn der König schließlich selbst die Hand zur Versöhnung bot, so kann darin ein Zeichen von Würdelosigkeit nur für jemanden liegen, der den Kampf vom 18. März als einen Kampf zweier Faktionen ansieht. Am 18. März kämpften aber nicht zwei Parteien miteinander. Den Frieden zu suchen war nicht nur menschlich, es war auch klug. Die Art und Weise aber wie der Friede zustande kam, wurde verhängnisvoll. Es ging am Nachmittag des 18. März sehr lebhaft im Schlosse zu. Deputationen drängten sich: der Polizeipräsident von Minutoli; Rektor und Senat der Universität; zwei Deputationen der städtischen Behörden; Abgeordnete der Bürgerschützen; eine vom Bischof Neander geführte Bürgerdeputation. Allen trat der König ruhig gegenüber. Nachts war der Landrat Georg von Vincke beim König gewesen und hatte ihm zum Nachgeben geraten. Vinckes Worte machten tiefen Eindruck. — Schon vor Mitternacht hörte man im Schloß nicht mehr schießen. Kurz vor Mit-

ternacht beschied der König den General von Prittwitz zu sich, um den Stand der Dinge von ihm zu vernehmen. Prittwitz gab ein pessimistisches Gutachten ab, obwohl alle militärischen und auch ein Teil der bürgerlichen Berichterstatter darin übereinstimmen, daß die Sachen für die Aufständischen im ganzen schlecht standen. Prittwitz und die Militärpartei hatten, in geheimer Opposition gegen den König, den Wunsch, den König aus Berlin zu schaffen, die Stadt zu zernieren, zu bewerfen und so vollkommen zur Unterwerfung zu bringen. Vom Standpunkte der Politik des Königs aus war dies aber eine gefährliche Maßregel. Nach dem Vortrag von Prittwitz gab der König den Befehl, daß nur der innere Rayon der Stadt, der in den Händen der Truppen war, gehalten, Eroberungen darüber hinaus jedoch nicht gemacht werden sollten. Nachdem der König den General entlassen, schrieb er die Proklamation „An meine lieben Berliner". Während er bei der Arbeit war, trat der Fürst Radziwill bei ihm ein und fragte ihn: „Werden aber Ew. Majestät auch nicht nachgeben?" Er erhielt die Antwort: „Wie kannst du so etwas von mir denken?", worauf Radziwill den König umarmte. Die Proklamation an die Berliner ist vom König ganz selbständig verfaßt. Nicht diese Kundgebung etwa, auch nicht das Zurückziehen der Truppen von den Barrikaden, sondern der vollständige Rückzug aller Truppen vom Schloß und seiner Umgebung und ihr Abmarsch aus Berlin hat die Katastrophe vom 19. März verschuldet.

Der General von Prittwitz.

Graf von der Goltz erzählt bei Cl. Th. Perthes: General Prittwitz war in der Nacht vom 18. auf den 19. stets immer im Schlosse oder in der nächsten Umgebung desselben. Er war wie immer ruhig, kalt, fest, besonnen; jeden Adjutanten instruierte er selbst auf das genaueste über das, was von dessen Truppenteil zu tun sei; er kannte die Lokalverhältnisse Berlins sehr genau, war auf das genaueste, auch in der Nacht, über die Stellung jeden Truppenteils orientiert. Es

war kein General, zu welchem die Truppen so großes Vertrauen hatten, wie zu ihm. Als Graf Goltz vom Schlosse nach dem Gendarmenplatz, wo mehrere Regimentskommandeure standen, kam, ward er gefragt: nun, wie steht es im Schlosse? „Gut", antwortete er, „Prittwitz hat die Sache in der Hand und ist der Alte." Preußische Jahrbücher, Bd. 63. Heft 6. 1889.

Der Prinz von Preußen und Leopold von Gerlach.

Leopold von Gerlach erzählt: Wir standen auf dem Schloßplatz bis $8^{3}/_{4}$ Uhr. An dem Kandelaber sprach ich zuletzt den Prinzen von Preußen. Ich sagte ihm, daß es mich freute, daß es wieder zum Kampfe gekommen wäre, die Feinde hätten wir wieder gegenüber und nicht wie heute vormittag unter uns. Er meinte, der König hätte das Recht, jetzt alle seine Konzessionen zurückzunehmen.

Leopold von Gerlach, Denkwürdigkeiten. I.

Der König in der Nacht vom 18. auf den 19. März.

Nach den Aufzeichnungen von Clemens Theodor Perthes.

Ein regelmäßiger Plan irgendwelcher Art zur Bezwingung der Stadt konnte am 18. nicht entworfen werden, weil der König auf nichts einging. [Unrichtig. Prittwitz hatte einen festen Plan, in dessen Ausführung der König ihn auch nicht störte.] Nur mit Mühe ließ er sich bewegen, die Erlaubnis zur Wegnahme eines notwendigen Punktes zu erteilen und bei jedem mußte diese Erlaubnis von neuem eingeholt werden. Dabei rief er jedesmal: „Nun ja! nur nicht schießen!" und wich nur auf die Erklärung, daß ohne zu schießen die Truppen nichts ausrichten könnten. Am Tage vorher hatte der König oftmals mit starker Stimme gesagt: „Die Straßen sind mein, ich will sie halten!" — (Roon.)

*

Minutoli [der Polizeipräsident] trug dem König fortwährend schreckliche Geschichten zu und setzte ihn dadurch in einen fieberhaften Zustand. Zwölf Männer, erzählte er, seien im Wirtshause .... versammelt und hätten sich das Wort gegeben, den König zu ermorden. — (Pourtalès.)

*

In der Nacht vom 18. auf den 19. war der König nicht dazu zu bringen, einen Befehl zu geben; er lag mit dem Gesicht in den Händen, fuhr bei jedem Schuß auf: „Nein, es kann nicht sein, mein Volk liebt mich!“ Die Königin flehte ihn fußfällig an, dem Kampf ein Ende zu machen.

*

Bodelschwingh äußerte, am Abend des 18. und am Morgen des 19. sei der König auf dem Punkt gewesen, den Verstand zu verlieren. — (Roon.)

Diesen Äußerungen über die vollkommene Haltlosigkeit des Königs stehen andere gegenüber. Roon war nicht Augenzeuge und nur vom Hörensagen unterrichtet. Auf Leopold von Gerlach, der Augenzeuge ist, geht der Bericht zurück: „Ungeachtet der großen Anstrengungen der vorhergehenden Tage, ungeachtet der so unerwartet ausbrechenden Leidenschaft der Gegner der Regierung“ habe der König „keinen Augenblick seine ruhige, königliche Haltung verloren“. — Derselbe Gerlach erzählt, der König habe am Nachmittag des 18. März einer Deputation der Stadtverordneten „trefflich und mit Würde“ erwidert, er habe die Prinzen, die mit hineinreden wollten, mit den Worten zurückgewiesen: „Wenn ich spreche, hat niemand weiter zu reden.“ — Diest, ein Neffe Bodelschwinghs, berichtet in seinen Erinnerungen, gegen Mitternacht sei sein Onkel, der Minister, vom Schloß nach Hause gekommen und habe ihn ganz erstaunt gefragt, als sie am Fenster stehend dem furchtbaren Schießen zuhörten: „Wie lange dauert das Schießen schon? Auf dem Schlosse konnten wir nichts hören.“ [Am Alexanderplatz wurde zwischen 12 und 2 Uhr nachts nicht gekämpft, und die Barrikade am Köllnischen Rathause war schon genommen.] Als Diest an seinen Oheim die Frage richtete: „Sag' mir, ist der König auch fest?“, da packte Bodelschwingh seinen Neffen mit beiden Händen oben am Rock, schüttelte ihn mit seiner ganzen Kraft und rief ihm leidenschaftlich entgegen: „Wie kannst du nur so etwas fragen; wir haben A gesagt, wir werden auch B sagen!“ —

Gerlachs Bericht widerspricht auch dem anonymen Bericht bei Perthes in bezug auf die Königin. Gerlach sagt: „Dem Könige war furchtbar zugesetzt worden durch Deputationen und schlechte Ratschläge. Die Königin war ganz fest und sagte: Wenn nur der König nicht nachgibt!“ Preußische Jahrbücher, Bd. 63. Heft 6. 1889.

Georg von Vincke beim König.

18. März 1848.

Leopold von Gerlach erzählt: Den Abend, als alles vorbei war, ging ich nach der Halle [im Schloß], wo ich den bekannten

Landtagsdeputierten Vincke in Reisekleidern auf den König wartend fand. Der General Thile hatte ihn eingeführt und geäußert, es müsse gut stehen, da man Redner schicke, statt weiter zu fechten. Ich sah Vincke hier zum ersten Male. Als der König kam, hielt er ihm eine wohlgesetzte Rede. Die Zustände in der Stadt wären schrecklich, die Truppen erschöpft, entmutigt usw.; das Schießen hätte auf ihn einen unangenehmen Eindruck gemacht. Ich und einige Offiziere lachten über diese Rede. Darüber empört, wandte sich Vincke zu uns und sagte, den anderen Tag würden wir nicht lachen. Er behielt leider recht, weil man sich nach seinen schlechten Ratschlägen richtete. Der König nahm ihn beiseite und hat ihm gesagt, was denn aber werden sollte, wenn die Truppen zurückgezogen würden? worauf Vincke mit seiner elenden Klopffechterdialektik, vom Vereinigten Landtage her bekannt, geantwortet: was soll dann aber werden, wenn das Volk siegt? Der König weist den Einfluß Vinckes auf die Proklamation „an meine lieben Berliner" ab.

Leopold von Gerlach, Denkwürdigkeiten. I.

Der König an Bodelschwingh.

Mit diesem Handschreiben schickte der König die Proklamation „An meine lieben Berliner" dem Minister Bodelschwingh.

Früher Morgen des 19. März 1848.

Teuerster Bodelschwingh, finden Sie die umstehende Anrede an die Berliner gut und erwarten Sie sich keinen Nachteil von derselben, so lassen Sie sie sogleich drucken und in vielen Tausenden Exemplaren verteilen. Gott mit Ihnen und mit uns allen! Jede Korrektur meines Machwerks nehmen Sie nach Gutdünken vor.

Cl. Th. Perthes berichtet in seinen „Politischen Aufzeichnungen": „Bodelschwingh brachte (ohne irgendwelche Änderung an dem Manuskript vorzunehmen und) ohne es Prittwitz zu zeigen, dasselbe sofort in die Deckersche Druckerei. Da Setzer fehlten, setzten Decker selbst und dessen Schwager, der Hauptmann Schaetzler, den ersten Teil, bis Setzer herbeigeschafft waren." — Prittwitz, ein auffahrender und leidenschaftlicher Mann, rief, als er den Aufruf sah: „Wenn ich in der Defensive nicht offensiv verfahren darf, so mag der König allein die Stadt verteidigen; ich kann es nicht!" (General von Griesheim.) Preußische Jahrbücher, Bd. 63. Heft 6. 1889.

Proklamation des Königs Friedrich Wilhelms IV.: An meine lieben Berliner.

Durch mein Einberufungs-Patent vom heutigen Tage habt Ihr das Pfand der treuen Gesinnung Eures Königs zu Euch und zum gesamten deutschen Vaterlande empfangen. Noch war der Jubel mit dem unzählige treue Herzen mich begrüßt hatten nicht verhallt, so mischte ein Haufe Ruhestörer aufrührische und freche Forderungen ein und vergrößerte sich in dem Maaße als die Wohlgesinnten sich entfernten. Da ihr ungestühmes Vordringen bis in's Portal des Schlosses mit Recht arge Absichten befürchten ließ und Beleidigungen wider meine tapfern und treuen Soldaten ausgestoßen wurden, mußte der Platz durch Cavallerie im Schritt und mit eingesteckter Waffe gesäubert werden und 2 Gewehre der Infanterie entluden sich von selbst, Gottlob! ohne irgend Jemand zu treffen. Eine Rotte von Bösewichtern, meist aus Fremden bestehend, die sich seit einer Woche, obgleich aufgesucht, doch zu verbergen gewußt hatten, haben diesen Umstand im Sinne ihrer argen Pläne, durch augenscheinliche Lüge verdreht und die erhitzten Gemüther von Vielen meiner treuen und lieben Berliner mit Rache-Gedanken um vermeintlich vergossenes Blut! erfüllt und sind so die gräulichen Urheber von Blutvergießen geworden. Meine Truppen, Eure Brüder und Landsleute haben erst dann von der Waffe Gebrauch gemacht, als sie durch viele Schüsse aus der Königsstraße dazu gezwungen wurden. Das siegreiche Vordringen der Truppen war die nothwendige Folge davon.

An Euch, Einwohner meiner geliebten Vaterstadt ist es jetzt, größerem Unheil vorzubeugen. Erkennt, Euer König und treuster Freund beschwört Euch darum, bei Allem was Euch heilig ist, den unseeligen Irrthum! kehrt zum Frieden zurück, räumt die Barricaden, die noch stehen hinweg, und entsendet an mich Männer, voll des ächten alten Berliner Geistes mit Worten, wie sie sich Eurem Könige gegenüber geziemen, und ich gebe Euch mein Königliches Wort, daß alle Straßen und Plätze sogleich von den Truppen geräumt

werden sollen und die militairische Besetzung nur auf die nothwendigen Gebäude, des Schlosses, des Zeughauses und weniger anderer, und auch da nur auf kurze Zeit beschränkt werden wird. Hört die väterliche Stimme Eures Königs, Bewohner meines treuen und schönen Berlins und vergesset das Geschehene, wie ich es vergessen will und werde in meinem Herzen, um der großen Zukunft Willen, die unter dem Friedens-Seegen Gottes, für Preußen und durch Preußen für Teutschland anbrechen wird.

Eure liebreiche Königinn und wahrhaft treue Mutter und Freundinn, die sehr leidend darniederliegt, vereint ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den Meinigen. — Geschrieben in der Nacht vom 18.—19. März 1848.

Friedrich Wilhelm.

Hebbel über die Opfer der Revolution.

Es ist eine tragische, eine unausweichbare Notwendigkeit, daß Opfer fallen müssen, wenn Prinzipien zusammenstoßen, und das Individuum, durch welches sie fallen, trägt eben dieser in der Natur der Dinge liegenden Notwendigkeit wegen immer nur eine relative Schuld. Das fühlt, sobald die Leidenschaftlichkeit, die der Augenblick nun einmal mit sich bringt, vorüber ist, ein Volk so gut, wie es der einzelne fühlt, und es ist groß genug, eine Schuld, die am Ende das eine Individuum so gut auf sich geladen hätte, wie das andere, zu vergessen und zu vergeben, aber freilich nur um den unerläßlichen Preis, daß sie anerkannt, daß sie nicht abgeleugnet, nicht dem armen gemeinen Mann, dem willenlosen Instrumente aufgebürdet werde.

Für eine Meinung sterben ist auch etwas.

Berends, Exkandidat der Theologie, brachte in der preußischen Nationalversammlung den Antrag ein auf formelle Anerkennung der Revolution. Dieser Antrag hat „der Versammlung schöne Zeit gekostet und sie in zwei Hälften gespalten, ohne irgendeinen Erfolg". Rudolf Gneist, der berühmte Jurist, gibt denen recht, die die Anerkennung der Revolution so meinen, „daß der 18. März wie mit einem Zauberschlage dem Volk seine lange und schmählich vorent-

haltene Freiheit, das Bewußtsein seiner Selbständigkeit und seiner Rechte gegeben und die Ebenbürtigkeit des Volkes der Krone gegenüber zur unbezweifelten Anerkennung gebracht hatte."

Gneist schreibt: In diesem Sinne ist die Revolution vom 18. März allerdings vollständig, und das Bewunderungswürdige daran ist eben jene Umwälzung in Köpfen und Herzen, in Gedanken und Empfindungen, welche bei uns bewirkt hat, daß auch der verstockteste Bureaukrat und Kammerherr auf einmal Grundsätze bekannte und predigte, welche er ein Jahr früher nur mit Schaudern angehört hätte. Eine Revolution in diesem Sinne, in welchem das Element der Fäuste nur eine untergeordnete Rolle spielt, ist nur in Deutschland möglich, in dem vorherrschend idealen Geist der Nation, und ihre Gefahr liegt weniger in der Erneuerung von Barrikaden, als in der Unbestimmtheit und Zerfahrenheit jener Ideen selbst. Ich will das persönliche Verdienst jener Kämpfer nicht zurücksetzen. Es ist recht verdienstlich, seine patriotische Begeisterung in einer Adresse, einer Beifall klatschenden Versammlung oder bei einem Festmahl zu betätigen, — aber für eine Meinung zu sterben, ist auch etwas. Man hat häufig behauptet, daß unter den Gefallenen mehrere Dutzend bestrafte Diebe gewesen seien. Geheimräte waren freilich nicht darunter! Wäre jene Behauptung wirklich wahr, so hat der Tod jene Männer ehrlich gemacht. R. Gneist, Berliner Zustände. 1849.

Der 19. März.

Gegen 7 Uhr morgens bekam das Volk die Proklamation des Königs zu Gesicht. Die Stelle von den fremden Agitatoren erregte heftigen Widerspruch. Die Blätter wurden stellenweise zerrissen mit den Worten: „Das sind Lügen!" Die Straßen der inneren Stadt füllten sich mit unbewaffneten, verdächtig aussehenden Menschenmassen. Prittwitz stand im Begriff, das Quartier zu säubern. Die Proklamation entriß ihm das Wort von der Offensive in der Defension. Im Schlosse selbst herrschten geradezu anarchische Zustände. Personen und Gruppen, militärische und zivilistische Vertraute, die neuen und die alten Minister drängten sich. Schon um 6 Uhr kam der erste Friedestifter, der Redakteur Rellstab, ins Schloß. Ihm folgte eine Anzahl Deputationen. Im wesentlichen drehten sich die Verhandlungen um die Frage der Zurückziehung der Truppen

und um die Errichtung einer bewaffneten Bürgerwehr. Eine Deputation unter dem Bürgermeister Naunyn flehte den König an, ferneres Blutvergießen zu verhüten und verpfändete ihr heiligstes Wort, daß — nach dem Abzug der Truppen — Ruhe und Ordnung sofort zurückkehren würden. Das Resultat einer Beratung, an der mehrere hohe Militärs, der Prinz von Preußen, Bodelschwingh und später Graf Arnim teilnahmen, war der Beschluß: im Vertrauen auf die Versicherungen Naunyns und Genossen mit dem Rückzug der Truppen von den Straßen und Plätzen den Anfang zu machen und sich damit nach der Erfüllung der Versprechungen von der anderen Seite zu richten. Ausdrücklich aber wurde die Bedingung festgehalten: daß das Schloß, das Zeughaus und andere öffentliche Gebäude mit starker Hand militärisch besetzt werden sollten. Der König zog sich mit Bodelschwingh und dem Grafen Arnim in sein Arbeitskabinett neben dem Sternensaal zu einer Konferenz zurück. Diese Konferenz ist der Ausgangspunkt des Verhängnisses. Nach einer Weile nämlich trat Bodelschwingh in höchster Erregung in den Sternensaal hinaus und verkündigte die dem früheren Beschluß widersprechende unbedingte Gewährung des vollständigen Abzugs der Truppen von den Straßen und Plätzen, ohne die Bedingung an die Aufständischen. Was war in der Viertelstunde, die der König mit seinen zwei Ministern in seinem Arbeitskabinett zubrachte, vorgefallen, so daß Bodelschwingh „mit rotem Kopf" heraustrat, die Türe zuschlug, den Prinzen von Preußen „andonnerte"? Es steht fest, daß Arnim in der verhängnisvollen kurzen Beratung im Kabinett des Königs die Ministerliste aufstellte. Bodelschwingh scheint dringend geworden zu sein, und der König muß in einem kurzen, heftigen Wortwechsel in momentaner Aufregung oder Verwirrung den Befehl zur unbedingten Räumung der Straßen und Plätze gegeben haben. Kurz: ordre, contreordre, désordre. Bodelschwingh ließ sich den Befehl wiederholen — und brachte ihn, wie erzählt, in den Sternensaal. Auch dem Grafen Arnim wird die Schuld an dem Befehl zugemessen. Jedenfalls war niemand da, der die Verantwortung auf sich nahm, unter keinen Umständen eine mechanische Vollziehung des königlichen Befehls zu dulden. An der gefährlichsten Stelle, am Alexanderplatz, war trotz Einstellung der Feindseligkeiten der General von Möllendorf verräterisch überfallen, mißhandelt und gefangen worden. Die Truppen in der Königstraße und in deren Nachbarschaft wurden beschimpft, belästigt und mußten zurückgezogen werden, ohne die Niederlegung der Barrikade am Alexanderplatz abzuwarten. Prittwitz und der Prinz von Preußen beschlossen nun, sämtliche Truppen einstweilen zwischen Schloß und Zeughaus zu versammeln. Der Prinz von Preußen hatte mit seinem Bruder, dem König, eine

kurze, aber lebhafte Auseinandersetzung über den Befehl zum Rückzug der Truppen. Währenddessen zogen die Truppen aus der Königstadt über die Kurfürstenbrücke, ihnen nach stürzte eine große Menschenmenge. Zur Besetzung und Sperrung der Brücke war es zu spät. Die Konzentration der Truppen auf dem Schloß- und Domplatz fand nach 11 Uhr statt. Die Menge suchte mit den Soldaten zu fraternisieren oder verhöhnte sie. Prittwitz erhielt keinen Befehl mehr aus dem Schloß. Wenn er jetzt den Befehl gab zum Abrücken der Truppen, dann war es klar, daß das Schloß und der Monarch darin schutzlos den nachdringenden Massen preisgegeben war. Dennoch gab Prittwitz den Befehl zum Abmarsch mit Rühren des Spiels. Das abrückende Militär wurde aufs schändlichste insultiert, bespien, mit Kot beworfen. Es hatte soeben den Aufruhr besiegt, es hatte die Monarchie gerettet — nun trug es knirschend die Schmach. Der Abzug der Truppen gab dem Aufstand das Gepräge einer siegreichen Revolution. Denn es trat nun die Katastrophe ein. Der Pöbel schleppte bekränzte Leichen ins Schloß und brachte den Monarchen in eine Lage, die durch das Absingen eines Chorals nicht schöner wurde. Das Verlangen nach einer bewaffneten Bürgerwehr mußte nun befriedigt werden. Zweihundert bewaffnete Bürger säuberten das Schloß von den zweifelhaften Elementen. Noch am Abend des 19. März und an den beiden folgenden Tagen verließ alles in Berlin garnisonierende Militär die Stadt. Berlin war also in der Hand der „Revolution". Dennoch war die Person des Königs sicher, wie überhaupt die Berliner ihren Sieg nicht durch blutige Exzesse wie in Paris entehrten. Eine revolutionierte Hauptstadt von 400000 Einwohnern, die ein halbes Jahr lang sich selbst überlassen ist, und dabei im großen ganzen doch so geringe Neigung zum Revolutionmachen zeigt, wie Berlin in der Zeit vom März bis zum November 1848, ist in der Geschichte aller Revolutionen ein Unikum. Denn schließlich sind Katzenmusiken, Gassenflegeleien, Tätlichkeiten gegen mißliebige Politiker, ein wesentlich durch Ohrfeigen gedämpfter Putsch wie der Zeughaussturm, ein exaltierter und rüder Ton der Presse zwar Symptome von Unruhe und von Verwahrlosung politischer Sitten, aber es fehlt allen den Berliner Vorkommnissen bis zum Belagerungszustand der gefährliche Elan, die Liebe zum Handwerk, die Tausende von Kämpfern anziehende dämonische Generalidee der Revolution par excellence.

Fontane über Volkskämpfer und Soldaten.

19. März 1848.

Während wir noch hin und her stritten, sahen wir über den Alexanderplatz einen Haufen lebhaft gestikulierender

Menschen herankommen, an deren Spitze, freudigen Ausdrucks, ein stattlicher Herr einherschritt: „Er bringt eine Botschaft", hieß es alsbald und wirklich, als er bis dicht an unsere Kulissenbarrikade heran war, auf deren Wald- und Felsenlandschaft ich mich postiert hatte, hielt er an, um mit deutlicher Stimme der sofort rasch anwachsenden Volksmenge die Mitteilung zu machen: „daß alles bewilligt sei (bewilligt war damals Lieblingswort), und daß Se. Majestät Befehl gegeben habe, die Truppen zurückzuziehen. Die Truppen würden die Stadt verlassen." Der distinguierte Herr, der diese Botschaft brachte, war, wenn ich nicht irre, der Geheimrat Holleufer. Alles jubelte. Man hatte gesiegt und die spießbürgerlichen Elemente (natürlich gab es auch glänzende Ausnahmen), die sich am Tage vorher zurückgehalten oder geradezu verkrochen hatten, kamen jetzt wieder zum Vorschein, um Umarmungen untereinander und mit uns auszutauschen, ja sogar Bruderküsse. Das Ganze eine in den Epilog gelegte Rütliszene, bei der man nachträglich die Freiheit beschwor, für die (wenn sie überhaupt da war) ganz andere gesorgt hatten. Viele bezeigten sich dabei ganz ernsthaft; mir persönlich aber war nur elend zumute. Ich hatte, von mir und meinen Hausgenossen gar nicht zu reden, in den Stunden von Mittag bis Mitternacht nur ein paar beherzte Leute gesehen — natürlich alles Männer aus dem Volk — die die ganze Sache gemacht hatten; speziell an unserer Ecke war ein älterer Mann, in Schlapphut und Spitzbart, den ich nach seinem ganzen Hantieren für einen Büchsenmacher halten mußte, dann und wann aus der ihm Deckung gebenden Seitenstraße bis an die Barrikade vorgetreten und hatte da seinen mutmaßlich gut gezielten Schuß abgegeben. Sonst aber war alles in bloßem Radau geblieben, viel Geschrei und wenig Wolle. Wenn die Truppen jetzt zurückgingen, so war das kein von seiten des Volkes errungener und dadurch gefestigter Sieg, sondern ein bloßes königliches Gnadengeschenk, das jeden Augenblick zurückgenommen werden konnte, wenn's dem, der das Geschenk gemacht hatte, so gefiel, und während ich noch dastand und kopf-

schüttelnd dem Jubel meiner Genossen zusah, sah ich schon im Geiste den in natürlicher Konsequenz sich einstellenden Tag vor mir, wo denn auch wirklich, sieben Monate später, dieselben Gardebataillone wieder einrückten und der Bürgerwehr die zehntausend Flinten abnahmen, mit denen sie den Sommer über weder die Freiheit aufzubauen, noch die Ordnung herzustellen vermocht hatte. Mich verließ das Gefühl nicht, daß alles, was sich da Sieg nannte, nichts war, als ein mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung zustande gekommenes Etwas, dem man, ganz ohne Not, diesen volkstriumphlichen Ausgang gegeben, und lebte meinerseits mehr denn je der Überzeugung von der absolutesten Unbesiegbarkeit einer wohldisziplinierten Truppe jedem Volkshaufen, auch dem mutigsten gegenüber. Th. Fontane, Der 18. März. Cosmopolis IV.

Fontane hat später seine Anschauung von der Niederlage der Volkskämpfer geändert, insbesondere auf Grund der in den Memoiren Leopold v. Gerlachs vorgefundenen Bemerkung, daß Prittwitz erklärt habe, er könne die Stadt nicht mehr halten.

Das erste Produkt der freien Presse in Berlin.

Flugblatt. Mit einer Vignette: zwei verschlungene, von der Sonne beschienene Hände über Wolken.

Heil Euch im Siegerkranz,
Söhne des Vaterlands,
Heil fortan Euch!
Ja, in der Waffen Kraft
Liegt, was uns Freiheit schafft,
Die uns zum Glücke führt!
Heil, ewig, Euch!

Nicht Roß, nicht Reisige
Sichern die steile Höh',
Wo Fürsten stehn;
Liebe des Vaterlands,
Liebe des freien Manns
Gründet das Fürsten-Recht
Wie Fels im Meer.

Heilige Flamme glüh',
Glüh' und verlösche nie
Für's Vaterland!
Wir Alle stehen dann
Muthig für einen Mann,
Kämpfen und bluten gern
Für Volk und Land.

Arbeit und Wissenschaft
Heben mit Muth und Kraft
Ihr Haupt empor.
Bürger- und Heldenthat
Finden ihr Lorbeerblatt
Treu aufgehoben dort
In Volkes Brust.

Schließe, o Preußenland,
Dich fest mit Herz und Hand
Ans Deutsche Volk!
Fühl' in des Ruhmes Glanz
Die hohe Wonne ganz:
Ein Deutsches Volk zu sein!
Heil, Deutschland, dir!

Flugblatt. Friedländersche Sammlung. Stadtbibliothek Berlin.

H. V. von Unruh über die Haltung der Truppen.

Unruh (1806—1886) war Techniker; er ist um die Gasbeleuchtung und das Eisenbahnwesen verdient. Mitglied und später Präsident der preußischen Nationalversammlung. Mitgründer des Nationalvereins und der Fortschrittspartei.

Die Truppen waren in keiner Weise demoralisiert, die Disziplin vollkommen erhalten. Nirgends war der Gehorsam verweigert, kein einziger Soldat war zu den Verteidigern der Barrikaden übergegangen. v. Unruh, Erinnerungen.

Rellstab über den König
am Morgen des 19. März 1848.

Ich wurde durch mehrere kleine halbdunkle Gemächer geführt, und stand dann in einem Turmzimmer mit einem

Erker; es ist zunächst der Langen Brücke nach dem Schloßplatz hinaus gelegen ... Nach wenigen Augenblicken trat der König ein. Sein Anblick nach der furchtbaren, weltgeschichtlichen Nacht hätte jeden erschüttern müssen, selbst den, welchem es tägliche Gewohnheit gewesen wäre, mit ihm zu verkehren. — Ich war ganz allein mit dem Könige. Er sah angegriffen, doch ruhig, gefaßt aus, sein Blick war wohlwollend.

Rellstab, Zwei Gespräche mit Friedrich Wilhelm IV.

Möllendorffs Befehl zum Einstellen des Feuers.

Der Papierbogen, auf den der Befehl geschrieben ist, ist vierfach gefaltet, so daß ihn der Überbringer in der geballten Hand hat halten können. Nur die erste Seite ist mit den energischen, schnell hingeworfenen Schriftzügen des Generals beschrieben.

Die Besatzung der Kaserne des Kaiser Alexander Grenadier-Regiments hat das Feuer sogleich einzustellen und sich in die Kaserne zurückzuziehen.

Berlin, d. 19. März 1848. v. Möllendorff, General-Major.

Dieser Befehl gilt auch für das Kaiser Franz Grenadier-Regiment. v. Möllendorff.

Aus der „Vossischen Zeitung". Feuilleton. März 1898.

Der Prinz von Preußen an die Zarin.

Die Zarin Charlotte war eine Schwester des Prinzen.

London, 28. März 1848.

.... Endlich blieb man bei dem Entschluß stehen, daß die Proclamation des Königs von der Nacht in Ausführung kommen sollte, daß nämlich da, wo eine Barricade von den Bürgern eingeebnet würde, man dies als einen Beweis des Friedens Antrags betrachten werde, und vis à vis derselben die Truppen zurückziehen würde. Mit dieser Antwort, die unter den vielen Deputationen völligen Anklang zu finden schien, entfernten sich die Mitglieder derselben, die Proclamation in vielen Exemplaren mit sich nehmend, nach allen Stadtteilen sie verbreiten wollend. Es herrschte Ruhe, kein Schuß fiel mehr um diese Zeit. Desto unruhiger war es im Schloß, unberufene Leute kamen und gingen, um Rat

zu erteilen ... Es mochte 11 Uhr sein. Minister Graf Arnim kam, dem der König schon am 18ten das Praesidium des Conseils angetragen hatte. — Da kam eine Deputation unbekannter Leute (Bürgermeister Naunyn war zugegen), um anzuzeigen, daß jenseits der Königstraße drei Barricaden vom Volke eingeebnet würden. (Es ergab sich späterhin, daß diese Anzeige eine vollständige Lüge war.) Ich schlug vor, durch Offiziere die Sache constatieren zu lassen; es entstand aber sofort eine Art Siegestaumel, daß die Befehle des Königs durch die Bürger sofort respectirt würden, so daß man mich nicht hörte, obgleich ich noch sagte, daß, wenn das Factum sich bestätigte, natürlich die Truppen von der Stelle, nach dem Wortlaut der Proclamation des Königs zurückgehen müßten. Mit einemmahle kam der M. v. Bodelschwingh ins Zimmer (Speise-Zimmer), wo die Deputationen vertreten und wir Alle versammelt waren, und rief mit lauter Stimme und rothem Kopfe: „Da die Barricaden verschwinden, so befehlen S. M., daß die Truppen von allen Straßen und Plätzen zurückgezogen werden sollen." Ich nahm sofort das Wort und sagte, das stehe ja im Widerspruch mit den Worten der Königlichen Proclamation, wo es nur heißt, daß da, wo eine Barricade verschwinde, die vis à vis stehenden Truppen zurückgezogen werden sollen. Der Minister donnerte mir aber entgegen: „An den Worten des Königs darf nichts geändert noch gedeutet werden." Ich fuhr fort, fragte, ob unter allen Plätzen auch die Schloßplätze zu verstehen seien, da dies doch die einzigen seien, wo die rückkehrenden Truppen sich aufstellen konnten. Der Minister B. donnerte mir aber nochmals dieselben Worte entgegen und befahl dann: „Und nun laufen und reiten Sie, m. H., um die Befehle des Königs zu überbringen, die Truppen sollen mit klingendem Spiel abziehen."

Seit dem Moment sah ich den M. v. B. nicht wieder; es waren die letzten Worte, welche er als Minister sprach. Ich suchte den König im ehemaligen ersten Zimmer der Gräfin Reden, fand ihn aber nicht, fand aber Gr. Arnim schreibend, ich fragte ihn, wo ist der König, was machen Sie

denn? Er erwiderte: „Ich formiere das neue Ministerium!" und ich las die Namen Auerswald, Schwerin. — Ich sagte aber: „Das ist ja ganz wie in Paris, wie Guizot, Thiers, warten Sie doch damit noch." „Nein," war die Antwort, „es ist die höchste Zeit."

Als ich ins Hallen Cabinet des Königs trat, fand ich ihn auch dort nicht, zurückkehrend ins Speisezimmer trat er auch eben ein; er sah die allgemeine Consternation, und wir erzählten ihm den Bodelschwinghschen Auftritt. Er versicherte, keinen anderen Auftrag und keinen anderen Befehl gegeben zu haben, als den, der in der Proclamation enthalten sei, und es müßte das sofort noch geändert werden. In demselben Moment kam aber schon das Füs. Bat. 1t. Garde Rgts. tambour battant über die Kurfürstenbrücke, darauf das vom Regiment Alexander und die Menschenmasse stürzte nach. Der König befahl, die Brücke sollte besetzt und gesperrt bleiben; — es war zu spät und unmöglich. Die Truppen rückten auf die Schloßhöfe und auf den Dom Platz. Als die Brücke unbesetzt blieb, sagte ich zu Arnim: „Nun sind wir verloren!" denn ich sah Alles vorher, was nun folgen würde.

Ich ging hinunter zu den Truppen usw. — Als ich zurückkehrte in die Zimmer der Königin, beruhigte ich die desolirten Anwesenden damit, daß alle Truppen noch da seien und vom besten Sinn beseelt. Mit einem mal höre ich trommeln; ich stürze an das Fenster, und sehe — das 1te Garde Regt. aus dem Portal No. 1 abmarschiren über den Schloßplatz unter dem Zujauchzen des Volks! Zugleich kommt von allen Seiten der Ruf: die Truppen verlassen die Plätze; ich frage den Kriegsminister v. Rohr, ob er es befohlen; er sagt: „Im Gegenteil, ich hatte befohlen, daß die Truppen um das Schloß bivouaquiren sollten." Da tritt jemand ein und sagt: Gr. Arnim soll es befohlen haben, indem er erklärte, halbe Maßregeln taugen nichts, also es müssen die Truppen in die Kasernen rücken. Der p. v. Rohr nahm seinen Hut, warf ihn auf den Tisch und rief: „Das mag der Graf Arnim verantworten!" und ich rief ihm zu: Nun ist alles verloren! — Daß Graf Arnim jenen Befehl und jene

Äußerungen nicht getan, hat er mir bald nach meiner Rückkehr angezeigt. v. Petersdorff, König Friedrich Wilhelm IV.

Abzug des Garde-Art.-Regts. in die Kaserne.

Prinz Hohenlohe-Ingelfingen erzählt: Se. Exzellenz der General v. Jenichen, Inspekteur der 2. Artillerieinspektion, damals der berühmteste Artillerist, ein Held von 1813, setzte sich an die Spitze und ritt mit uns, als ob er von einer Inspizierung zurückkehrte. Der alte Herr war verwachsen, schief, ich glaube von einer im Kriege erhaltenen Verwundung her, und ebenso hoch geachtet als gefürchtet. Er ritt bis an das Kasernentor und ließ die Truppe in die Kaserne hinein an sich vorbei. Hier erwartete uns die härteste Prüfung des Tages. Eine Pöbelmasse aus der untersten Hefe der Arbeiter umgab schreiend und brüllend den General, während wir einmarschierten. Ein zerlumpter Kerl hatte auf einer Düngergabel ein in Blut getränktes Taschentuch befestigt und schwenkte es, und zwar jedem vorbeimarschierenden Offizier und gelegentlich auch einmal dem General um die Nase. Dieser saß stumm, wie ein steinerner Gast, auf seinem Pferde. Sein Beispiel bewog auch uns, alles zu dulden, und lähmte die Fäuste der Soldaten, die am liebsten eingehauen hätten. Als der letzte Mann unter Toben, Schimpfen und Fluchen der Volksmenge in die Kaserne eingerückt war, ritt der General v. Jenichen ganz ruhig allein nach Hause und achtete des Höllenlärms um ihn herum nicht.

Wir marschierten im Kasernenhofe auf, spannten ab und zogen die Pferde in die Ställe; die Stuben waren vom souveränen Volk angefüllt, das uns trotzig umstand, schlechte Zigarren rauchend, alles begaffte und betastete. Unser hatte sich eine Art von Stumpfsinn bemächtigt. Um dieses Gesindel los zu werden, hatte einer einen glücklichen Gedanken. Er ging zu der eben gebildeten Bürgerwehr, welche sich der Kasernenwache bemächtigt hatte, und sagte ihrem Führer, wir hielten es für unsere Pflicht, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß in den Protzen unserer Kanonen Pulver sei, das Volk stände da umher und rauchte. Jeden Augenblick könne

die Kaserne in die Luft fliegen. Uns könne das sehr recht sein, denn wir verlangten nichts besseres nach dem Schimpf, der uns soeben angetan sei. Aber es sei doch schade um so viel brave Männer aus dem Volke. Sofort fiel mit gesträubtem Haar die Bürgerwehr über den Pöbel her und trieb ihn mit Kolbenstößen zur Kaserne hinaus. Nun waren wir wieder in der verschlossenen Kaserne. Wir Offiziere umarmten uns heulend. Wir wußten nichts anderes zu tun. Es war der Ausdruck der ohnmächtigen Verzweiflung. In den Kasernenstuben sah es bunt aus. Die Türen waren eingetreten. Die Offiziersquartiere waren besonders zerstört, die Möbel verdorben. Es wohnten drei Offiziere in der Kaserne. Wir anderen wurden, nachdem die Pferde versorgt waren, in unsere Wohnungen entlassen. Die Kameraden der Kaserne boten uns Zivilkleider an. Ich dankte dafür, denn ich hoffte, unterwegs vom Pöbel erschlagen zu werden, und dies dünkte mich das beste, was mir noch widerfahren könne. Leutnant Groschke dachte wie ich, und wir gingen zusammen. Er wohnte in der Georgenstraße, ich in der Dorotheenstraße, Charlottenstraße-Ecke. Als wir die mit Menschen dicht angefüllten Straßen entlang gingen, hatten wir das Gefühl, durch ein Narrenhaus zu gehen. Bald umarmte uns einer und küßte uns, bald schimpfte uns ein anderer und warf Steine nach uns. Einer vertrat mir den Weg und sagte höhnisch: „Na, ist es Euer Durchlaucht einmal weidlich schlecht gegangen?" Wir gingen stumm weiter, als ob uns das alles nichts anginge. Auf der Brücke ging an der anderen Seite, uns begegnend, Hauptmann v. Gerschow aus der Kaserne am Kupfergraben in seine Wohnung in der Karlstraße. Ein Kerl schrie ihn an: „Hund! da hast du deinen Lohn," und schoß à bout portant [aus allernächster Nähe] sein Gewehr auf ihn ab. Er fehlte ihn aber und tötete eine arme alte Frau hinter ihm. Wir setzten unsern Weg fort, denn uns rührte nichts mehr aus unserem Stumpfsinn.

Hohenlohe-Ingelfingen, Aus meinem Leben. I.

Gefangene Berliner auf dem Transport
nach Spandau am Morgen des 19. März 1848.

Am Morgen des 19. März wurden 570 Gefangene, die teils im Kgl. Schloß zu Berlin, teils im Kriegsministerium oder in der Nähe desselben die Nacht über in Gewahrsam gehalten waren, von Berlin nach Spandau transportiert. Einer der Gefangenen, Hans Adalbert Roerdansz aus Königsberg i. Pr., berief einige Zeit nach dem Märzaufruhr „seine Leidensgefährten durch eine öffentliche Aufforderung zu einer Versammlung, in welcher er sie unter Mitteilung seines Zweckes ersuchte, ihre persönlichen Erlebnisse kurz vor und während des Transportes möglichst speziell ihm schriftlich mitzuteilen, ihre Berichte aber so wahrheitsgetreu zu halten, daß sie dieselben erforderlichenfalls beeidigen könnten. Wer die eigene Anfertigung eines solchen Schriftstückes aus irgendwelchem Grunde ablehnte, wurde zu Protokoll vernommen, unterschrieb dasselbe eigenhändig und erklärte sich ebenfalls bereit, seine Aussage auf Erfordern zu beschwören". Roerdansz veröffentlichte 91 Aussagen von Gefangenen, die einander fremd waren und gesondert Bericht erstattet hatten. In den wesentlichen Punkten der Gefangennehmung und des Transportes stimmen die Aussagen alle überein. Sie erweisen, daß die Truppen sich schwere Übergriffe zu schulden kommen ließen, ja oft empörend roh benahmen.

Ludwig Pietsch gibt im folgenden eine kurze Geschichte seiner Leiden auf dem Transport. Pietsch ist geboren am 25. Dezember 1824 in Danzig und bildete sich in Berlin als Maler aus. Später wurde er Schriftsteller und Zeichner für illustrierte Blätter. Er schrieb zuerst für die „Spenersche", dann für die „Vossische Zeitung" Kunstberichte und machte viele Reisen; im Feldzug von 1870 weilte er als Zeichner und Berichterstatter im Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen.

Aussage des Ludwig Pietsch aus Danzig, Maler.
Gertrautenstr. 24, 3 Treppen.

Am 18. März, um 11 Uhr abends ohngefähr, wurde ich mit vier Männern nach heftigem Kampfe vom Dach hinab auf den Boden eines erstürmten Hauses in der Gertrautenstraße verhaftet, von den Grenadieren fast erwürgt, unter Kolbenstößen die Treppe hinunter nach der Gertrautenbrücke geschleppt, von wo man uns im Verein mit vielen dort schon eingebrachten Gefangenen nach dem Schlosse führte. Von den Mißhandlungen auf diesem Wege will ich schweigen. Die Wut der Soldaten, denen wir mit allen Kräften von den

Dächern herab zugesetzt hatten, rechtfertigen sie allenfalls. Im Schlosse selbst wurden wir von den dort aufgestellten Musketieren mit gemeinen Schmähungen jeder Art, Faustschlägen und Kolbenhieben empfangen. Ein verwundeter Soldat in der Feldmütze, den linken Arm in der Binde, drängte sich an jeden Neueingebrachten heran, mit den Worten: „Du Hund, hast von mir noch nichts gekriegt!" ihm einen Faustschlag versetzend. So human sich der uns verhaftende Offizier gegen uns gezeigt hatte, indem er, soweit es irgend möglich war, seine Soldaten durch Wort und Tat an ihren Mißhandlungen zu hindern suchte, so brutal zeigte sich hier ein anderer. Ein junger Leutnant, auf einem Stuhl stehend, rief den Leuten zu: „Grenadiere, wie könnt ihr solche Hunde nur noch einbringen? Auf der Stelle totstechen!" worauf der Grenadier, der mich hielt, ganz traurig erwiderte: „Ja, wenn wir das gewußt hätten, Herr Leutnant!" Nachdem der Kriminalkommissarius uns visitiert, unsere Namen, Stand pp. aufgeschrieben, wurden wir durch die Reihe von Soldaten in den Schloßkeller geschleppt und gestoßen, dort noch einmal visitiert und dann im hintersten Raume zu mehreren Hunderten zusammengeschichtet. Eine wunderliche Gesellschaft! Studenten, Bürger, Kaufleute, Arbeiter, Lehrburschen, Künstler, teils mit fürchterlichen Kopfwunden und das Gesicht mit Blut bedeckt, stehend oder zusammengekauert auf dem modrigen Steinboden und doch durchschnittlich in heitrer Unterhaltung über die verschiedenen Erlebnisse des schönen Nachmittags. Einmal feuerte ein draußen stehender Posten durchs Kellerfenster mitten unter uns hinein, sei es, daß sich jemand dem Kellerfenster zu sehr genähert haben mochte, oder aus bloßem Belieben. Um 4 Uhr wurden wir in den Schloßhof hinausgebracht, und von den pommerschen Grenadieren und Ulanen eskortiert, setzte sich der Zug die Linden hinunter in Bewegung, wie wir glaubten, nach dem Moabiter Zellengefängnis. Vor dem Brandenburger Tor stieß ein neuer Trupp Gefangener zu uns, die meisten zu zweien aneinander gebunden. Sie hatten während der Nacht in dem Kriegsministerium kampiert. Wir

wurden nun in Reihen zu vier Mann dicht hintereinander aufgestellt, so dicht, daß jeder sich die Zehen an den Hacken seines Vordermannes fast zerbrechen und zugleich die eigenen Hacken von seinem Hintermanne wund treten lassen mußte. Auf jeder Seite des Zuges marschierten die Grenadiere zu zweien. Ungefähr beim großen Stern angelangt, hörten wir zuerst Spandau als das Ziel unserer entsetzlichen Reise nennen und das raubte uns die letzte tröstliche Hoffnung. Wir hatten von jetzt an die raffiniertesten Martern zu erdulden. Das Wort ist hart aber wahr: eine überlegte Bosheit und Grausamkeit, wie sie in der neueren Geschichte zivilisierter Staaten einzig dasteht, wurde gegen uns angewandt. Mit Kolbenstößen trieb man die Vordersten zum Trab an, mit Kolbenstößen und Hieben mit den Flinten über den Kopf, Faustschlägen ins Gesicht unsre hintern Reihen, jenen zu folgen. „Will der Hund ran!“ „Haut den Hund tot!“ war der ewige Refrain dazu. Wer bitten oder sich entschuldigen wollte, bekam sicher einen Schlag auf Mund und Nase. Besonders hatte man es auf die Verwundeten abgesehn. Meinem Nebenmanne, der im Köllnischen Rathause einen Bajonettstich durch den Oberschenkel und einige Kolbenhiebe über den Schädel erhalten hatte, dessen Haar, Gesicht und Rockkragen von Blut getränkt war, versetzte ein Soldat einen wohlgeführten, fürchterlichen Schlag mit dem Flintenlauf auf die frischen Wunden, daß der kräftige junge Mann schreiend zusammensank und ein neuer Blutstrom über sein Gesicht rann. Mit Mühe schleppte ich ihn weiter. Neben ihm wurde ein kleiner Tischlerlehrling mit dem sanftesten Gesicht auf noch empörendere Weise gequält. Fast alle fünf Minuten ein neuer Faustschlag, mit Redensarten begleitet, wie: „Du Hund, hast vielleicht so rechtschaffene Eltern — konntest du nicht zu Bett gehen?“ usw. Nach einer kleinen Weile trank der Soldat aus seiner Flasche (jeder trug eine im Brotbeutel): „Willst auch was trinken, mein Söhnchen?“ fragte er lachend, und als der arme Junge den Kopf in die Höhe hob, schlug er ihm von unten herauf in die Nase, daß sie blutete. Ein Student aus München, dessen hohe Gestalt, edle Haltung und

freier Kopf die Herren besonders zu ärgern schien, erhielt unaufhörlich Nackenstöße mit den Kolben und Fäusten, die ihn jedoch nicht einen Augenblick aus seiner imposanten Ruhe brachten. Der mir zunächst schreitende Grenadier war im ganzen ziemlich gnädig; er beschränkte sich auf einige Stöße gegen den Schenkel, in den Rücken und einen Bajonetthieb in den Schlaf. Dafür aber suchte er mich durch die geistvollsten Anreden zu entschädigen; hier nur einige, für deren Wortlaut ich bürge: „Ihr Hunde dachtet wohl, wir sind Pariser? Ne, wir sind Pommern! — So'n Hund muß doch gar keinen Verstand in seinem Koppe haben, so'n Landsverräter, das Bajonett in die Kaldaunen, 'ne Kugel ist zu schad'. — Preßfreiheit wollt ihr Hunde? Da habt ihr was!" — Einmal fiel ein Schuß hinter uns; man sagte, es sei einer erschossen, der nicht weiter gekonnt hätte und niedergestürzt sei. Die vor mir Stürzenden wurden durch Fußtritte und Bajonettstiche wieder zum Bewußtsein gebracht. Die Offiziere ließen teils alles ruhig geschehen, teils hatten ihre lauen Aufforderungen, die Mißhandlungen einzustellen, keine wirkende Kraft. Ich könnte noch entsetzliche Einzelheiten erzählen, doch genug der furchtbaren Erinnerungen. In Spandau wurden wir im Trabe eingetrieben, wie eine Hammelherde zur Schlachtbank. Wir dachten auch nicht anders als erschossen zu werden, als man uns auf dem freien Platz der Zitadelle aufstellte; wir glaubten, das Volk sei besiegt, und die militärische Diktatur herrsche in Berlin. In jenen schrecklichen Augenblicken hätten wir den Tod den kalten, engen Kasematten vorgezogen, in die man uns, 570 an der Zahl, hineinwarf.

Adalbert Roerdansz, Ein Freiheits-Martyrium. Gefangene Berliner auf dem Transport nach Spandau am Morgen des 19. März.

Major Graf Lüttichau über den Abzug des 8. Regiments aus Berlin am 19. März.

Als ich das Schloß verließ, befand sich auf dem Schloßplatz eine ungeheure Masse Menschen, Kopf an Kopf in höchster Aufregung. Die Musik, die die wildesten Tiere bändigt, glaubte ich auch hier in Anwendung bringen zu müssen,

und ließ daher die Hörner lustig erschallen. Kaum hatte die Musik begonnen, als alle gegen die heitere Musik ergrimmten, sie als einen Hohn für die gefallenen Brüder erklärend. Allgemein wurde eine Trauermusik unter den gefährlichsten Bedrohungen verlangt. In der Bestürzung bliesen die Hornisten einen Choral, der allgemeinen Beifall fand, aber meinerseits trotz aller drohenden Protestationen des Publikums sofort untersagt, dagegen aber die „Heimatsklänge" und andere wehmütige Melodien geblasen wurden, die die aufgeregte Masse beruhigten.

A. Wolff, Berliner Revolutionschronik. I.

Die Leichen der Märzgefallenen im Schloß.

Karl Frenzel (geb. 1827) erzählt aus seinen Erinnerungen:

Ich bin an jenem Tage während der Mittagsstunden in den beiden Schloßhöfen gewesen mit vielen hundert anderen, welche die Menschenflut von der Breiten Straße und der Langen Brücke her über den Schloßplatz in das Schloß schob und drängte; hohe Gitter wie jetzt verwehrten noch nicht den Eingang. Ungehindert kamen und gingen die Leute von dem Lustgarten wie von dem Schloßplatz über diese Höfe, bis in die späten Abendstunden, zur Abkürzung des Weges von den Linden nach der Königstraße. Nur das Eosandersche Portal war damals geschlossen durch einen häßlichen Bretterzaun. Friedrich Wilhelm IV. bewohnte den Teil des Schlosses nach der Spreeseite zu. Die Eckfenster, die auf die Lange Brücke und das Denkmal des Großen Kurfürsten gehen, waren sein Lieblingsplatz. Am Fuß der Treppe, die in dem Portalbogen zu seinen Zimmern hinaufführte und oben durch eine schlichte Glastür abgeschlossen war, hatte eine alte Frau, die mit Kuchen, Äpfeln und Apfelsinen handelte, ihren Stand. Zahlreichere Schildwachen wurden nur bei feierlichen Gelegenheiten aufgestellt. Ab und zu erschien im Hofe oder Portal ein Lakai oder ein Wagen. Sonst war nichts von fürstlichem Prunk zu gewahren. Am 19. März tobte und lärmte das Volk in den Höfen... Fortwährend wurden Tote auf Brettern, Tragbahren, Handwagen

in das Schloß geschafft. Bald von wildaussehenden, bald von bleichen und schluchzenden Männern umgeben. Alle nahmen dann Hüte und Mützen ab, eine Gasse bildete sich, die Ergriffensten stimmten einen Choral an. In dem Hof, wo sich die Schloßwache befindet, ihr gegenüber, bettete man die Leichen, ein Wagen aber mit sechs oder sieben furchtbar entstellten Leichen war in den innern Schloßplatz gelangt. Die Wut und der Schmerz des Volkes waren bei diesem Anblick unermeßlich, unbeschreiblich. Alle schrien nach dem König. Er erschien in der innern Galerie über der Wendeltreppe. Unter dem Anstimmen des Liedes: „Jesus meine Zuversicht!" wurden ihm und der Königin an seinem Arm die Leichen entgegengehalten. Dunkel ist mir in der Erinnerung, als hätte er einen grauen Mantel über dem Generalsrock getragen. Deutlicher ist mir das Gefühl geblieben, dem ein Mann in meiner unmittelbaren Nähe mit den Worten Ausdruck gab: „Herr Gott, wenn jetzt einer auf ihn schießt!" Und diese Angst war bei der leidenschaftlichen Erregung der Massen wohl berechtigt. Manche hatten noch die Waffen in den Händen, die sie im Kampf gebraucht, und ihre Kleider und Gesichter trugen seine Spuren, Schmutz und Blut, Beulen und Risse. Wer hätte ihnen im Schlosse Widerstand leisten wollen? Von der Schützengilde, der einzigen bewaffneten Macht, der eine gewisse Autorität der Menge gegenüber innewohnte, waren kaum ein Dutzend in den Höfen. Eine Kompagnie wurde erwartet.... Jetzt sollten sie den Schutz des Schlosses und des Königs übernehmen. Aber es dauerte lange, ehe sie kamen. Zum Glück tauchten immer neue Redner und Schauspiele auf, um die Menge zu beschäftigen. Der gutmütige Charakter des Berliners tat das Seine, keinem fiel es ein, die Wendeltreppe hinaufzustürmen oder die Glastür vor den königlichen Gemächern zu zerschlagen. In jenen Stunden war der Prinz von Preußen der verhaßteste von allen Männern. Ihm wurde alle Schuld an dem „Bruderkampfe" zugeschoben. Mit Flüchen und Verwünschungen nannten manche seinen Namen. Als aber jetzt, etwa gegen 2 Uhr, eine Dame

in schwarzer Kleidung, einen jungen Menschen zwischen Knaben und Jüngling fest an der Hand, in einen Wagen stieg — Kutscher und Diener ohne Abzeichen — und durch das Portal, das sich dem Dom gegenüber öffnet, langsam, schrittweise durch die Massen davonfuhr, erhob sich keine Hand, keine Drohung, keine Beleidigung wurde ihr entgegengeschleudert: es war die Prinzeß von Preußen mit unserm Kronprinzen, unserm Fritz, unvergeßlichen Gedenkens. Bald darauf zog die Kompagnie der Schützengilde mit militärischem Schritt und Takt in das Schloß. Brausende Hochrufe empfingen sie. Offenbar war hiermit jede Gefahr vor Gewalttätigkeit und Plünderung beseitigt. Als ob man dem Könige zeigen wollte, wie sicher er in der Hut seiner Bürger ruhen könne, wurde den Anordnungen, welche die Führer der Schützen trafen, ohne Widerrede gehorcht. Und da jetzt auch einzelne Bürger mit den ersten Gewehren aus dem Zeughause, zum Beweise, daß die Volksbewaffnung zur Wahrheit werde, zurückkehrten, war eitel Jubel und Freude — „alle Menschen werden Brüder, wo dein sanfter Flügel weilt." Abends waren viele Häuser der Stadt erleuchtet.

K. Frenzel, Die Berliner Märztage.

„Det Roochen!"

Der berühmte Erfinder Werner Siemens, der die folgende Episode erzählt, war damals Offizier der Artilleriewerkstatt. Er ging in Zivil mit der Menge am 19. März ins Schloß und berichtet als Augenzeuge:

Es ereignete sich die schreckliche Szene auf dem Balkon des Schlosses... Da kam ein Retter in der Not in der Person des jungen Fürsten Lichnowsky. Von einem in der Mitte des Schloßplatzes aufgestellten Tische aus redete er die Menge mit lauter, vernehmlicher Stimme an. Er sagte, Se. Majestät der König habe in seiner großen Güte und Gnade dem Kampfe ein Ende gemacht, indem er alles Militär zurückgezogen und sich ganz dem Schutze der Bürger anvertraut habe. Alle Forderungen seien bewilligt, und man möge nun ruhig nach Hause gehen! Die Rede machte offenbar Eindruck. Auf die Frage aus dem Volke, ob auch wirklich

alles bewilligt sei, antwortete er: „Ja, alles, meine Herren!" „Ooch det Roochen?" — erscholl eine andere Stimme. „Ja, auch das Rauchen", war die Antwort. „Ooch im Dierjarten?" wurde weiter gefragt. „Ja, auch im Tiergarten darf geraucht werden, meine Herren." Das war durchschlagend. „Na, denn können wa ja zu Hause jehen", hieß es überall, und in kurzer Zeit räumte die heiter gestimmte Menge den Platz. Die Geistesgegenwart, mit welcher der junge Fürst — wahrscheinlich auf eigene Verantwortung hin — die Konzession des freien Rauchens auf den Straßen der Stadt und im Tiergarten erteilte, hat vielleicht weiteres schweres Unheil verhütet.

Werner v. Siemens, Lebenserinnerungen.

Im Palais des Prinzen von Preußen
am 19. März nachmittags.

Friedrich Wilhelm, der spätere Kaiser Friedrich III., erzählt bei Perthes: In der Wohnung des Prinzen von Preußen war es am Nachmittag des 19. März wie in einem Wirtshause gewesen; alle möglichen Leute kamen und gingen. Gegen Abend kam jemand und sagte, es würde eine Deputation kommen, welche vom Prinzen die Entsagung auf die Thronfolge begehren werde. Nun schrieb der Prinz an den König: „Kann ich Dir mit meinem Hierbleiben und mit meinem Verzicht auf die Thronfolge helfen, so sage es mir; ich tue es; kann ich Dir aber nicht damit helfen, so gehe ich fort." Der König begehrte das Fortgehen und Prinz und Prinzessin von Preußen fuhren nun abends heimlich nach Spandau; ihre Kinder nach Potsdam, wo sie mit Curtius und von Unruh blieben. Preußische Jahrbücher, Bd. 63, Heft 6. 1889.

Die letzte Märzwoche.

Am 20. März erläßt der König eine Amnestie für politische Verbrechen. Die gefangenen Polen werden begnadigt und im Triumph von den Berlinern vor das Schloß geführt. Gegen den Prinzen von Preußen sammelt sich der Volkshaß, weil ihm (ohne Ursache) die Schuld an dem Blutvergießen beigemessen wird. Er flieht nach England. Am 21. März unternimmt der König auf den Rat des Ministers des Äußern, Freiherrn Heinrich von Arnim (des „roten" Arnim) einen Umzug durch die Stadt; er trägt die deutschen Farben

und hält Ansprachen in deutschem Sinn. Es erscheint die Proklamation: „An mein Volk und an die deutsche Nation", ein verhängnisvoller Akt, der überall in Deutschland Widerspruch erregt. Am 22. März werden die Märzgefallenen unter Beteiligung der ganzen Stadt im Friedrichshain begraben, am 24. die gefallenen Offiziere und Soldaten auf dem Invalidenfriedhof. Am 24. März empfängt der König eine Deputation der Polen und verspricht die „Reorganisation des Großherzogtums Posen". Am 30. wird Ludolf Camphausen Ministerpräsident. Am 31. ziehen die ersten Truppen wieder in Berlin ein. Die nun folgenden Zustände, die mehr oder weniger „gemütliche Anarchie", sind ebensosehr eine Folge der Lähmung der ausübenden Gewalt wie der fortdauernden Erregung, welche durch die frisch gewonnene Preß- und Versammlungsfreiheit und durch das tief gewurzelte Mißtrauen lebendig erhalten wird.

Die Stimmung in Berlin am 20. und 21. März 1848.

Hans Viktor von Unruh erzählt: Ich reiste dorthin [nach Berlin], um die Zustände kennen zu lernen, suchte einen alten Ingenieur auf, der in den Maschinenfabriken und Gießereien noch bekannter war als ich, besuchte die Werkstätten und verschiedene Kneiplokale, wohnte der Waffenverteilung an die improvisierte Bürgerwehr bei und sprach viel mit Arbeitern, war auch zugegen, als die freigelassenen Polen vor das Schloß zogen, Pistolen, blind geladen, abfeuerten, Vivats ausbrachten und Schwerin eine Rede vom Balkon des Schlosses hielt. Solche Vorgänge sahen sehr revolutionär aus, die Aufregung war auch groß, man schimpfte tüchtig auf die früheren Minister; aber eine Erbitterung gegen die Dynastie konnte ich nirgends wahrnehmen, ebensowenig mein Begleiter. Man hielt den König für schlecht beraten, aber doch von gutem Willen beseelt, und zweifelte nicht, daß jetzt alles sehr gut gehen würde. Unter den Arbeitern, von denen manche selbst mitgefochten hatten, gaben sich keine egoistischen Motive, kein Neid gegen die besitzende Klasse zu erkennen. Bekanntlich wurde in jener Zeit weniger gestohlen als sonst. Das Eigentum war vollkommen sicher, Frauen und Kinder zirkulierten auf den Straßen, alle Läden waren geöffnet. Ganz denselben Eindruck machten Mitglieder der Magdeburger Schützengilde und andere Bürger, die von dem großen Begräbnis der Gefallenen zurückkehrten. Viele bedauerten

„den guten König". „Er hat uns recht leid getan, er sah doch sehr niedergeschlagen aus", hörte man äußern. Sogar der Berliner Humor zeigte sich. Man hatte unmittelbar unter eine Kartätsche oder Granate, die in einem Pumpengehäuse der Breitenstraße steckte, die königliche Proklamation geklebt, deren Überschrift lautete: „An meine lieben Berliner". Einen Gendarm, dem man mit Kreide auf den Rücken geschrieben hatte: „Nationaleigentum", ließ man lachend passieren. v. Unruh, Erinnerungen.

Amnestie-Erlaß des Königs vom 20. März 1848.

Gestern habe Ich bereits ausgesprochen, daß Ich in Meinem Herzen vergeben und vergessen habe. Damit aber kein Zweifel darüber bleibe, daß Ich Mein ganzes Volk mit diesem Vergeben umfaßt, und weil Ich die neu anbrechende Zukunft Unseres Vaterlandes nicht durch schmerzliche Rückblicke getrübt wissen will, verkündige Ich hiermit:

Vergebung allen denen, die wegen politischer oder durch die Presse verübten Vergehen und Verbrechen angeklagt oder verurteilt worden sind.

Mein Justizminister Uhden ist beauftragt, diese Meine Amnestie sofort in Ausführung zu bringen.

Friedrich Wilhelm.

Die Befreiung der Polen am 20. März 1848.

Gegen 1 Uhr erschien der Staatsanwalt im Staatsgefängnisse und zeigte den polnischen Gefangenen in einer feierlichen Anrede ihre Befreiung an. Ein bereit gehaltener Wagen nahm hierauf die beiden bedeutendsten Gefangenen, Ludwig von Mieroslawski, der zum Tode, und Dr. Libelt, der zu vieljähriger Festungsstrafe verurteilt war, auf... Der Jubel der stark angeschwollenen Menge empfing die Befreiten. Die Pferde wurden vom Wagen gespannt, und Menschenhände zogen denselben. Ihm folgten die sämtlichen entlassenen Polen zu Fuß und mit entblößtem Haupte. von Mieroslawski hielt die deutsche Fahne. Eine polnische Flagge, im Augenblicke der Befreiung von Damen im Gefängnisse gefertigt, wehte von dem Wagen. Auf dem ganzen Wege flatter-

ten aus allen Fenstern Tücher und Fahnen, flogen Blumenkränze den Befreiten zu. Eine unermeßliche Volksmenge folgte dem Zuge. An der Universität wurde zuerst haltgemacht. Die Studenten empfingen bewaffnet, vor der Universität aufgestellt, die Polen. Die an der Hauptwache diensttuende Bürgerwehr trat salutierend ins Gewehr. Mieroslawski und Libelt sprachen, ersterer in französischer Sprache, ihren Dank aus und beteuerten im Namen der freigesinnten polnischen Nation Friede und Freundschaft den Deutschen und Schutz gegen die russische Macht. „Das polnische Banner", sagte Mieroslawski, „wird nun in Eintracht neben dem deutschen wehen!" [Nach ein paar Tagen machte Mieroslawski in Posen Revolution.] Stürmischer Beifall der Versammelten antwortete. Die Gefeierten wurden von der jauchzenden Menge fast erdrückt... Auf dem Schloßplatze wurde vor den Fenstern des Königs angehalten. Nach langem Jubelruf erschien der König auf dem Balkon, umgeben von den Ministern Grafen Arnim, Schwerin und Bornemann. Der Monarch, berichtet die Spenersche Zeitung, grüßte sichtlich erfreut, dankte wiederholt und nahm die Feldmütze dreimal vom Haupte, worauf ihm endloser Jubel entgegenschallte. Graf Schwerin sprach alsdann zuerst vom Balkon herab etwa folgendes: „Se. Majestät haben sich gefreut, daß Sie gekommen sind, für den großherzigen Akt der königlichen Gnade zu danken und waren hier anwesend, um diesen Dank entgegenzunehmen!" Neuer Jubel und durcheinanderschallender Ruf aus der Mitte der Polen antwortete. Graf Schwerin fuhr fort: „Se. Majestät vertrauen, daß die Polen, nachdem sie gesehen, wie man in Preußen die politischen Gefangenen behandelt, sich auch an Preußen und dessen Königshaus anschließen werden." Die kräftigsten Versicherungen der Befreiten erfolgten.

Nach A. Wolff, Berliner Revolutionschronik. I.

Bismarck über die Befreiung der Polen.

Aus der Magdeburgischen Zeitung, 20. April 1848.

Die Befreiung der wegen Landesverrats verurteilten Polen ist eine der Errungenschaften des Berliner März-

kampfes, und zwar eine der wesentlichsten. Die Berliner haben mit ihrem Blute die Polen befreit und sie dann eigenhändig im Triumph durch die Straßen gezogen. Zum Dank dafür sind die Befreiten bald darauf an der Spitze von Banden, welche die deutschen Einwohner einer preußischen Provinz mit Plünderung und Mord, mit Niedermetzelung und barbarischer Verstümmelung von Weibern und Kindern heimsuchen. So hat deutscher Enthusiasmus wieder einmal zum eigenen Schaden fremde Kastanien aus dem Feuer geholt. Ich hätte es erklärlich gefunden, wenn der erste Aufschwung deutscher Kraft und Einheit sich damit Luft gemacht hätte, Frankreich das Elsaß abzufordern und die deutsche Fahne auf den Turm von Straßburg zu pflanzen. Aber es ist mehr als deutsche Gutmütigkeit, wenn wir uns mit der Ritterlichkeit von Romanhelden vor allem dafür begeistern wollen, daß deutschen Staaten das beste von dem entzogen werde, was deutsche Waffen im Laufe der Jahrhunderte in Polen gewonnen hatten.

Herwegh schrieb am 11. Dezember 1847 an seine Frau nach Berlin, sie solle alles in Bewegung setzen, um die Todesstrafe von den Polen abzuwenden, um „einen Schluß wie beim Tschechschen Attentat — ich meine das Attentat des Königs auf Tschech — ..unmöglich zu machen." Um den Geschmack dieser Phrase ganz genießen zu können, muß man wissen, daß Tschech, ein wegen grober Vernachlässigung seines Amts entlassener Bürgermeister, am 27. Juli 1847 einen Mordanfall auf den König gemacht hatte. Ein Schuß von mehreren traf den König nur deswegen nicht tödlich, weil die Falten seines Mantels sich zufällig über der Brust zusammengeschoben hatten. Tschech wurde hingerichtet, nachdem alle Stimmen des Kronrats gegen seine Begnadigung gesprochen, — nur der König suchte bis zur letzten Entscheidung noch Entlastungsgründe, bis er, nach langem Zaudern, sich endlich entschloß. Eine Tochter Tschechs lebte später in der Schweiz. Bakunin und andere nahmen sich ihrer an. Sie hat ein starkes Buch über den Fall Tschech geschrieben — „lügenhaft to vertellen".

Fort aus Berlin!

Roon bei Perthes: Prittwitz kommt zum König mit der Erklärung, daß er auch ohne frische Hilfe die Stadt in dem Zustande, in welchem sie wäre, noch 24—36 Stunden

halten könne. General Neumann erklärte dem König, daß für den schlimmsten Fall der König in der Mitte seiner Truppen mit klingendem Spiel aus der Stadt ziehen könne. Der König antwortete, für den schlimmsten Fall werde er das tun.

*

Pourtalès bei Perthes: Am 19. März abends oder vielmehr nachts elf Uhr sollte der König Berlin verlassen und nach Potsdam fahren; Graf Pourtalès, der Vater, hatte den Plan der heimlichen Entfernung gefaßt; Albert Pourtalès sollte ihn ausführen helfen; der König hatte eingewilligt. Albert Pourtalès [der Sohn] hielt mit seinem Wagen vor dem Brandenburger Tore; Pourtalès Vater führte die Königin im Schlosse, mit ihnen sollte der König zu Fuß bis zum Brandenburger Tor gehen. Durch mehrere Zimmer wankte wie bewußtlos der König, um fortzugehen, dann kehrte er ebenso wie bewußtlos um und ging nicht.

*

General Dobeneck bei Perthes: Nach einem anderen Zeugen trat dem Könige, als er bereits an der Treppe war, Graf Arnim-Boitzenburg mit den Worten entgegen: „Noch nie ist ein Hohenzoller vor der Gefahr gewichen!" — worauf der König seinen Mantel dem Kammerdiener gab und umkehrte.

*

Perthes: Nach anderer nicht namhaft gemachter Quelle lauteten Arnims Worte: „Ew. Majestät würden der erste Hohenzoller sein, der vor seinem Volke flöhe!"

*

Graf Oriola: Zwei Nächte schliefen Oriola und Major [Edwin] von Manteuffel [der spätere Statthalter im Elsaß] vor der Türe des Königs, um sich nötigenfalls für ihn zusammenhauen zu lassen.

*

Roon: Die Stimmung unter dem Potsdamer Offizierkorps war entsetzlich; auf der einen Seite Wut, auf der andern Seite aber auch der entschlossene Wille, den König,

koste es, was es wolle, aus Berlin herauszuholen. Es waren Plane entworfen, ihn auch wider seinen Willen zu entführen. Die Leute dazu waren bis auf die Unteroffiziere bestimmt. Roon sagte am 23. März zu Harry Arnim, Neffe des Ministers [später Botschafter in Paris], er möge seinem Onkel erklären, der König müsse nach Potsdam kommen, es möge kosten, was es wolle; es stünden Schritte in Aussicht, deren Folgen unberechenbar seien.

Preußische Jahrbücher, Bd. 63, Heft 6. 1889.

Graf Arnim gegen die Abreise des Königs.

Leopold von Gerlach erzählt: Am Montag abend machte ich den Grafen Arnim darauf aufmerksam, daß am andern Tage keine Truppen mehr in Berlin sein würden. „Ich weiß es," antwortete er mir, „ich danke Ihnen." Der Abreise des Königs widersetzte er sich auf alle Weise. Schon am Sonntag abend wollten König und Königin nach Potsdam fahren. „Arnim will nicht, daß wir fortgehen," sagte die Königin. Die Herrschaften waren schon auf dem Wege nach dem Wagen, der, glaube ich, an dem Ausgange bei der Hofapotheke hielt. Der König bekam unterwegs Skrupel, welche die Königin auch anerkannte: „wenn du es für unrecht hältst, mußt du es nicht tun." Am Montage, erzählt Uhden, wäre der König ganz entschlossen gewesen abzureisen. Alles war vorbereitet, er und Massow bei ihm. Der König sagte ihm: „Man zwingt mich hier zu einer Konzession nach der andern, ich muß fort nach Potsdam; soeben habe ich die Polen freilassen müssen. Kommen Sie auch hin, sagen Sie Bodelschwingh, er solle hinkommen, und alles, was mir noch treu ist, soll sich dort versammeln."

Leopold von Gerlach, Denkwürdigkeiten. I.

Gräfin Oriola über die Flucht des Prinzen von Preußen, des späteren Kaisers Wilhelm I.

Die Gräfin Maxe Oriola war die Tochter der Bettina von Arnim-Brentano; später Palastdame der Kaiserin Augusta.

Die Menge forderte die Auslieferung des Prinzen von Preußen, des Bluthundes, der auf das Volk hätte schießen

lassen wollen. Die anderen Brüder des Königs (Karl und Albrecht) hatten sich bereits mit ihren Familien nach Potsdam begeben. So waren auch schon dorthin abgefahren die Kinder des Prinzen von Preußen mit dem Erziehungspersonal. Der Prinz und die Prinzessin waren noch im Vorzimmer des Königs mit einer Anzahl Getreuer, zu welchen auch die Prinzen Adalbert und Waldemar gehörten, die Dinge erwartend, die da kommen würden. Gedanken an die französische Revolution und Volksinvasionen in Versailles und die Tuilerien mochten wohl einem jeden naheliegen. Da wurde der Prinz von Preußen zum Könige gerufen. Eine schwüle Stille herrschte unter uns. Als der Prinz wieder zurückkam, wandte er sich sogleich wieder an die Prinzeß: Der König wünsche, daß sie das Schloß verließen. Zum Schutze des Königs konnte der Prinz nicht beitragen, da sich der Volkshaß unter den obwaltenden Umständen jetzt besonders gegen ihn gerichtet hatte, und seine Anwesenheit die Lage des Königs nur erschweren konnte, anstatt ihm nützlich zu sein. Ein Wagen wurde herbeigeschafft, ein viersitziger Mietswagen. Wem er gehörte, weiß ich nicht... Durch eine Seitentreppe verließen wir das Schloß. Auf den Stufen lagen einige Soldaten umher mit matten Gesichtern, welche ihr Offizier anzufeuern versuchte. In den viersitzigen Wagen stiegen ein die Prinzessin, der Prinz, die Gräfin Hacke und ich. Der Wagen fuhr die Linden hinunter nach dem Brandenburger Tor ohne irgendeine Störung. Die Straße war leer und still. Vor dem Brandenburger Tor wurde dem Kutscher die Richtung gegeben zum Geheimrat v. Schleinitz nach dem Karlsbad... Mit großer Bewegung wurden die Herrschaften hier empfangen und die Ereignisse des Tages besprochen, dann als nächster weiterer Schritt beschlossen, den Wagen, der uns vom Schlosse hierhergebracht, zu entlassen, einen anderen herbeizuschaffen, welcher die Herrschaften inkognito nach der Zitadelle in Spandau fahren sollte...

Von einer Verkleidung des Prinzen ist mir nichts erinnerlich. Als wir [der Prinz, die Prinzessin und Gräfin Oriola] Spandau erreichten, ließ der Prinz vor einem kleinen Gasthof

halten, sagte, er hielte es für besser, daß er erst allein auf die Zitadelle hinauffahre und die Prinzessin und ich in diesem Wirtshaus abwarteten, daß er uns den Wagen zu unserer Abholung zurücksende. [Es war um die Zeit des Sonnenaufgangs.] . . . Vor der Zidatelle empfingen uns natürlich der Prinz und die Offiziere. Der eine war der nachmals berühmte Generalfeldmarschall v. Steinmetz und ein Stabsoffizier v. Düring, und wir wurden, so gut es anging, verpflegt mit militärischer Gastfreundlichkeit.

Unvergeßlich ist mir der Augenblick, als die aus Berlin ausgewiesenen Truppen in Auflösung und ohne Waffen eintrafen und der Prinz seine Garderegimenter also ankommen sah, von dem Hauptzimmer der Zitadelle aus, von wo aus er sich den Soldaten nicht zeigen durfte. Er zog sich vom Fenster zurück, und Tränen rannen über sein Antlitz. Im Laufe des Tages trafen Freiherr v. Schleinitz zur ersten Beratung, Fräulein v. Neindorff mit den gewünschten Toilettengegenständen und aus Berlin die Nachrichten ein, daß das Schloß und die Majestäten in demselben dem Schutze der Bürgergarde anvertraut wären und man nur mit einer Einlaßkarte mit dem Stadtwappen Berlins Zutritt erhalten könne. Das Palais des Prinzen sei nur dadurch vor Plünderung und Zerstörung gerettet, daß die Studentenschaft in großen Lettern die Aufschrift darauf gesetzt: „Nationaleigentum!" Inzwischen hatte sich unter den Aufrührern die Nachricht verbreitet, daß der Prinz von Preußen in Spandau seine Zuflucht gefunden, und dies habe genügt, eine Volksversammlung dahin anzuordnen mit dem Volksredner Jung an der Spitze, um die Auslieferung des Prinzen zu fordern. Was nun tun? Zur Beruhigung der Gemüter sowie zur Sicherheit der Lage des Königs war jede neue Aufregung zu meiden. Der Prinz mußte also auf eine Zeitlang in das Ausland sich begeben. Es mußte demnächst eine Veranlassung dazu gefunden werden. Ein Auftrag des Königs mußte ihn entfernen. Der Legationsrat v. Schleinitz mußte das Nähere mit dem König vereinbaren und die nötigen Instruktionen wieder mitbringen unter dem Siegel des Geheimnisses. Da des Prinzen Anwesen-

heit in der Zitadelle in Spandau entdeckt war, konnte er nicht mehr daselbst bleiben. Die nächste Nacht sollten die Herrschaften unbemerkt entkommen. Zwei Offiziere der Garnison besaßen einen Kahn; dieser wurde auf den Schultern zuverlässiger Artilleristen an das der Pfaueninsel gegenüberliegende Ufer getragen, während der Leutnant v. Tietze als Kutscher verkleidet einen geschlossenen viersitzigen Wagen, in welchen der Prinz, die Prinzeß, meine Wenigkeit und die Kammerfrau in der Zitadelle einstiegen und durch die Stadt Spandau hindurch bis zu dem Punkte fuhren, wo das Boot uns erwartete. Während wir die Straßen durchkreuzten, konnten wir den Lärm der Volksversammlung vom Marktplatz her vernehmen, wo der Demokrat Jung eine Rede hielt. Unbemerkt fuhren wir vorüber und aus der Stadt. Die Landstraße lag etwas höher als das Wasser. Wir mußten die Böschung zum Landungsplatz unseres Bootes hinabsteigen.... Eine milde Nacht bei wundervollem Mondschein begünstigte uns. So war auch die sehr kurze Überfahrt leicht abgetan. Das Haus des Hofgärtners Fintelmann lag auf der Pfaueninsel nahe am Ufer. Einer der Offiziere, welche uns gerudert hatten, sprang ans Land, um den Hofgärtner zu rufen und ihn zu benachrichtigen. Da auf mehrmaliges Klopfen keine Antwort erfolgte, hörten wir das Klirren einer Fensterscheibe, und bald darauf erschien ein Mann im Schlafrock, zitternd vor Angst, was ihm bei allen Nachrichten, die ihm auf der stillen Insel von Berlin aus zugekommen waren, gar nicht so sehr zu verübeln war. Er nahm sich beim Anblick der hohen Gäste, die seine Aufnahme begehrten, wieder zusammen, begleitete uns in sein Gärtnerhaus...

Es währte nicht lange, so kam als Abgesandter aus Berlin Schleinitz mit der erwarteten Ordre des Königs, wodurch der Prinz beauftragt wurde, der Königin Viktoria einen Bericht über die letzten Vorgänge in Berlin zu machen und sogleich nach London zu reisen. Herr v. Oelrichs vom Großen Generalstab war zur Begleitung des Prinzen ernannt und sollte am folgenden Tage (22. März) sich auf der Pfaueninsel einfinden und mit höchstdemselben abreisen. Es er-

schien auch der Prinz Karl aus dem Potsdamer Schloß, sowie die Kinder des Prinzen mit dem Militärgouverneur des Prinzen Friedrich Wilhelm, General von Unruh. Nun wurde über das Nähere der Reise des Prinzen beratschlagt. Prinzeß wünschte mitzureisen. Es wurde auch in Vorschlag gebracht, die Kinder mitzunehmen. Der alte General v. Unruh sprach sich ganz entschieden dagegen aus, daß auf diese Weise die ganze Familie des Thronfolgers außer Lande ginge. Der Prinz gab ihm recht, und es wurde beschlossen, daß der Prinz allein mit dem Herrn v. Oelrichs morgen abreisen würde, dagegen die Prinzessin mit mir in das Schloß nach Potsdam sich begebe, wo bereits ein großer Teil der Königsfamilie sich beisammen fand. Dieser folgende Tag war der Geburtstag des Prinzen. Wie freudig ist später dieser Tag als ein Volksfest gefeiert worden! Dieses Mal war nichts gleich einem Feste zu spüren. Um wenigstens einen minder trüben Eindruck hervorzurufen, ließ ich mir aus dem Garten einen Strauß der ersten Frühlingsblumen bringen, die freundliche Gärtnerin borgte mir ein buntes Kleid (denn ich hatte immer noch das Hoftrauerkleid von Berlin hier an), das auf volle rundliche Formen berechnet war, und in dieser Verkleidung trat ich vor den Prinzen, ihm meinen Glückwunsch und mein Sträußchen darzubringen, das einzige, glaube ich, an diesem Tage. Nachmittags nahm der Prinz Abschied in Zivilkleidung mit seinem Begleiter in einem einfachen Mietswagen. Auf einer Station, wo die Pferde gewechselt wurden, glaubten sie sich erkannt durch die Aufmerksamkeit, mit welcher sie von den Umstehenden betrachtet wurden, wobei die Erinnerung an Varennes sich unwillkürlich aufdrängte. Die Herren sagten den Leuten, daß sie zu Fuß vorausgehen wollten, bis die Anspannung fertig und der Wagen ihnen nachkommen werde. Sie nahmen aber bald querfeldein auf ein Gehöft zu ihren Weg, was sie bald als Pastorhaus des Dorfes erkannten. Dem Pastor entdeckten sie sich, und dieser beruhigte ihre Befürchtungen und war ihnen behilflich, das Inkognito zu behaupten. Im übrigen erreichte der Prinz ohne andere Zwischenfälle die Küste und England. Von

der Königin Viktoria wurde der Prinz auf das herzlichste empfangen. Aus v. Petersdorff, König Friedrich Wilhelm IV.

Erlaß des Königs über die deutsche Kokarde.

Berlin, 21. März 1848.

Da ich mich ganz der deutschen Sache widme und in der Teilnahme Preußens eine entschiedene Förderung derselben erblicke, so bestimme ich, daß die Armee sogleich neben der preußischen die deutsche Kokarde anzustecken hat.

An mein Volk und die deutsche Nation.

Erlaß König Friedrich Wilhelms IV. vom 21. März 1848.

Mit Vertrauen sprach der König vor fünfunddreißig Jahren in den Tagen hoher Gefahr zu seinem Volke und sein Vertrauen ward nicht zu schanden; der König mit seinem Volke vereint, rettete Preußen und Deutschland von Schmach und Erniedrigung. Mit Vertrauen spreche Ich heute, im Augenblicke, wo das Vaterland in höchster Gefahr schwebt, zu der deutschen Nation, unter dessen edelste Stämme Mein Volk sich mit Stolz rechnen darf. Deutschland ist von innerer Gärung ergriffen und kann durch äußere Gefahr von mehr als einer Seite bedroht werden. Rettung aus dieser doppelten dringenden Gefahr kann nur aus der innigsten Vereinigung der deutschen Fürsten und Völker unter einer Leitung hervorgehen. Ich übernehme heute diese Leitung für die Tage der Gefahr. Mein Volk, das die Gefahr nicht scheut, wird Mich nicht verlassen und Deutschland wird sich Mir mit Vertrauen anschließen. Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und Mich und Mein Volk unter das ehrwürdige Banner des Deutschen Reiches gestellt. Preußen geht fortan in Deutschland auf....

Reden, Proklamationen, Botschaften, Erlasse und Ordres Sr. M. des Königs Friedrich Wilhelm IV vom 6. März 1848 bis 31. Mai 1851. Berlin 1851.

Heinrich v. Arnim über die Proklamation „An mein Volk und die deutsche Nation".

Nach Heinrich von Arnims mündlicher Erzählung bei Perthes:

Die Proklamation vom 21. März hatte Heinrich v. Arnim entworfen, und zwar schnell, kurz ehe er sie dem Staats-

ministerium vorlegte. Der Entwurf ist von Arnims eigener Hand; an der Stelle, wo es in der publizierten Proklamation heißt: „Preußen geht fortan in Deutschland auf", ist in Arnims Entwurf sehr viel korrigiert. Arnim erzählt, bei dieser Stelle habe ihm der Hegelsche Gedanke immer in Gedanken gelegen, daß eine Sache an sich aufgehoben werden solle, um als Kern einer neuen größeren Sache fortzuleben. Deshalb habe er gesagt: Preußen wird in Deutschland aufgehoben. Die anderen Minister hätten das nicht verstanden. Er habe es im Hegelschen Sinne erklärt; darauf sei ihm geantwortet, der eine oder andere von Hegels Schülern werde es verstehen, aber das Volk nicht; nun habe man geändert und geändert; endlich habe Graf Arnim-Boitzenburg ausgerufen: „Wir können ja setzen: Preußen geht in Deutschland auf." Die übrigen hätten beigestimmt, so sei gerade Boitzenburg es gewesen, der den berüchtigten Ausdruck in die Proklamation hineingebracht.

Preußische Jahrbücher, Bd. 60. Heft 6. 1889.

Graf Pourtalès sagt bei Perthes über Heinrich von Arnim: „Um H. von Arnim ganz zu verstehn, muß man wissen, daß er aus vier Vierteln besteht. Er ist erstens: ein braver Mann; zweitens: ein frommer Mann; drittens: ein verständiger Mann; viertens: ein Narr! Wer dieses vierte Viertel nicht an ihm kennt, der kennt ihn überhaupt nicht."

An die Deutsche Nation!

Anonymes, aber ohne Zweifel amtliches Plakat, das in der Frühe des 21. März an den Straßenecken Berlins angeschlagen wurde.

Berlin, 21. März 1848.

Eine neue glorreiche Geschichte hebt mit dem heutigen Tage für Euch an! Ihr seid fortan wieder eine einige große Nation, stark, frei und mächtig im Herzen von Europa!

Preußens Friedrich Wilhelm IV. hat Sich, im Vertrauen auf Euren heldenmütigen Beistand und Eure geistige Wiedergeburt, zur Rettung Deutschlands an die Spitze des Gesamtvaterlandes gestellt. Ihr werdet Ihn mit den alten, ehrwürdigen Farben Deutscher Nation noch heute zu Pferde in Eurer Mitte erblicken. Heil und Segen dem konstitutionel-

len Fürsten, dem Führer des gesamten Deutschen Volkes, dem neuen Könige der freien wiedergeborenen Deutschen Nation!

Wolfgang Menzel über das Manifest „An die deutsche Nation".

Menzel, der bekannte Gegner des „jungen Deutschland", war in diplomatischer Mission beim König gewesen.

Dieser kolossale Unsinn erfüllte mich mit um so tieferer Indignation, als der König mir kaum zugesagt hatte, er würde nichts, was an die deutsche Nation gerichtet wäre, drucken lassen, ohne es mich vorher wissen zu lassen ... Das ministerielle Manifest, welches den neuen König der Deutschen proklamierte, war die Usurpation in der gröbsten Form und mußte alle Nichtpreußen vor den Kopf stoßen. Das hätte vielleicht weniger zu sagen gehabt, wenn der Usurpator im Siegesglanz und Vollbewußtsein der Macht aufgetreten wäre und Furcht eingeflößt hätte. Aber nach einer jämmerlichen Niederlage, nach demütiger Beugung der Krone unter die „Zeitungshalle" und unter den Pöbel konnte die Usurpation nur noch lächerlich erscheinen. Ich war ein wenig wütend, denn die Sache war doch zu arg. [Menzel wurde zum Minister des Äußern, Freiherrn Heinrich v. Arnim, dem „Pariser" oder „roten" Arnim, gerufen.]

Arnim war Feuer und Flamme, bildete sich, wie es schien, wirklich ein, der Mann des Tages zu sein und eine ungeheuer große welthistorische Tat vollbracht zu haben. Ich war indes nicht in der Laune, ihn im geringsten zu schonen. Ich sagte ihm, man hätte im Namen des Königs von Preußen nicht ungeschickter und taktloser zu Deutschland sprechen können... Mit umgehender Post werden von allen Seiten Proteste gegen die neue preußische Politik und offene Verhöhnungen des unglücklichen Königs in Berlin anlangen... Die Sympathien aber zwischen dem südwestlichen Deutschland und Preußen, die zu nähren und zu befestigen ich vor acht Tagen hierhergekommen sei, bestünden jetzt nicht mehr und seien durch das usurpatorische Gebahren Preußens auf lange hin zerrissen. **Wolfgang Menzel, Denkwürdigkeiten.**

In Stuttgart geschah es, daß die Demokraten kurz nach der Proklamation des Königs eine Puppe, die den König von Preußen darstellen sollte, erst mit Kugeln beschossen und dann in den Feuersee warfen. Ähnliche Scherze kamen in München vor.

Der Umritt des Königs am 21. März 1848.

Eine große Anzahl von Menschen war auf dem Schloßplatze versammelt, als um 10 Uhr der König auf den Balkon trat und der Menge zurief, er werde sofort zu Pferde unter ihnen erscheinen. Zugleich sprach er den Wunsch aus, es möge ihm jemand eine dreifarbige deutsche Fahne bringen, damit er sie als sein Panier trage... Der König zeigte sich bald darauf gegen 11 Uhr auf dem Schloßhofe am Eingang der Wendeltreppe. Er war zu Pferde, trug die Uniform des 1. Garderegiments und den Helm, ein breites Band mit den deutschen Farben um den Arm; ihn umgaben die anwesenden Prinzen und die Minister, letztere in Zivil. Alle hatten die deutschen Farben angelegt. Der König, jubelnd begrüßt, richtete zuerst folgende Worte an die Umstehenden: „Was Ihr hier seht, ist keine Usurpation, — ich will keine Fürsten vom Throne stürzen — alles richtet sich nur auf die Wiederherstellung der Einheit Deutschlands — diese Einheit ist an einzelnen Orten gefährdet, man spricht in Breslau namentlich von Verrat, und Verrat und Deutsch, das geht nicht zusammen — ich will Einigkeit und Ordnung!" [So lautet der ursprüngliche Bericht der Spenerschen Zeitung.]

Unter dem jubelnden Beifallsruf, der diesen Worten folgte, setzte sich nun ein Zug voll seltsam kontrastierender Bestandteile zusammen. Die Minister Grafen Arnim, Schwerin und v. Rohr, der Generalleutnant v. Neumann und der Graf Oriola, als Vertreter des Justizministers der Assessor Friedberg, sämtlich zu Pferde und mit den deutschen Farben um den Arm, bildeten den nicht eben gleiche Ordnung einhaltenden Vortrab; ein Bürgerschütze, zu Fuße folgend, trug die dreifarbige Fahne, die der König sich hatte reichen lassen. Diesem vorauf, zu Seiten des Königs, ritten zwei Bürger. Ein Fuhrherr und Bezirksvorsteher aus der Mit=

telstraße bereitete dem Pferde des Königs die Bahn. Auch der Tierarzt Urban, der als tapferer Mitverteidiger der Barrikade am Alexanderplatze, als Volksredner und durch seine Unterhandlungen mit dem General v. Möllendorff viel von sich hatte reden machen, eine stattliche Figur mit langem schwarzen Barte und unbedecktem Haupthaar, bewegte sich anfangs zu Fuße in unmittelbarer Nähe des Königs, eine [auf Pappe] gemalte Kaiserkrone in der Hand haltend. Später sah man ihn zu Pferde neben dem Könige und dem General von Neumann in das Schloß einreiten. — Der Zug hielt zunächst an dem Schloßplatze, wo der König wiederum eine der vorherigen ähnliche Anrede an die versammelte Menge unter dem gleichen Beifallsruf derselben hielt. Von hier passierte der Zug die Schloßfreiheit — aus allen Fenstern wehten, wie am Tage vorher bei dem Triumphzuge der Polen Tücher — bis zur neuen Königswache. Die Bürgerwehrbesatzung trat ins Gewehr; der König ritt salutierend heran und sagte: „Ich sehe euch hier auf der Wache, ich kann es nicht genugsam in Worte kleiden, was ich euch danke — glaubt mir's!" Als nun eine Stimme ausrief: „Es lebe der Kaiser von Deutschland!" erwiderte der König, anscheinend unwillig: „Nicht doch, das will, das mag ich nicht!" — Nachdem hierauf die Richtung nach der Behrenstraße eingeschlagen, diese passiert und der Rückweg durch die Straße Unter den Linden beendet war, wurde wiederum am Universitätsgebäude angehalten. Den Zug eröffnete hier der Polizeipräsident v. Minutoli, der sich am Opernplatze angeschlossen hatte. Drei Studenten trugen dem Könige das Reichsbanner voraus. Vor der Universität befanden sich der Rektor und der Prorektor an der Spitze der Studenten, die in Reih und Glied aufgestellt waren. Der König reichte den beiden Professoren die Hand und hielt dann in geringer Entfernung von dem Raume, in dem der Grundstein zum Denkmal Friedrichs des Großen gelegt war, folgende Anrede: „Mein Herz schlägt hoch, daß es meine Hauptstadt ist, in der sich eine so kräftige Gesinnung bewährt hat. Der heutige Tag ist ein großer, unvergeßlicher, entscheidender. In Ihnen,

meine Herren, steckt eine große Zukunft, und wenn Sie in der Mitte oder am Ziele Ihres Lebens zurückblicken auf dasselbe, so bleiben Sie doch ja des heutigen Tages eingedenk. Die Studierenden machen den größten Eindruck auf das Volk und das Volk auf die Studierenden. Ich trage die Farben, die nicht mein sind, aber ich will damit nicht usurpieren, ich will keine Krone, keine Herrschaft, ich will Deutschlands Freiheit, Deutschlands Einigkeit, ich will Ordnung, das schwöre ich zu Gott! [Hier erhob der König seine Rechte zum Himmel.] Ich habe nur getan, was in der deutschen Geschichte schon so oft geschehen ist, daß mächtige Fürsten und Herzoge, wenn die Ordnung niedergetreten war, das Banner ergriffen und sich an die Spitze des ganzen Volks gestellt haben, und ich glaube, daß die Herzen der Fürsten mir entgegenschlagen, und der Wille des Volkes mich unterstützen werden. Merken Sie sich das, meine Herren, schreiben Sie es auf, daß ich nichts usurpieren, nichts will als deutsche Freiheit und Einheit. Sagen Sie es der abwesenden studierenden Jugend; es tut mir unendlich leid, daß Sie nicht alle da sind. Sagen Sie es allen!" Die Studenten brachten dem Könige ein stürmisches Hoch und schlugen die Waffen aneinander. Unter dem Jubel der allmählich zu einer ungeheuren Menge angewachsenen Begleitung setzte der Zug seinen Weg über den Schloßplatz durch die Königstraße bis zum Alexanderplatz fort, um bei der Rückkehr durch die Breite Straße am Köllnischen Rathause noch einmal haltzumachen. Auch hier fühlte sich der König veranlaßt, zu den dort versammelten Stadtverordneten und Bürgerwehrmännern zu sprechen. Der Schluß seiner Rede lautete: „... Bürger, ich weiß es wohl, daß ich nicht stark bin durch die Waffen meines gewiß starken und tapferen Heeres, daß ich nicht stark bin durch meinen gefüllten Schatz, sondern nur durch die Herzen und die Treue meines Volkes. Und nicht wahr, diese Herzen, diese Treue werdet Ihr mir schenken! Ich schwöre es euch, ich will nur das Gute für euch und Deutschland!" Der Umzug erreichte bald darauf mit der Rückkehr in das Schloß sein Ende.

Im Juli 1848 wurde durch ein Plakat eine Äußerung des Königs über seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, veröffentlicht. Das Plakat trug die Überschrift: „Ein Charakterzug der Tante Voß geb. Lessing" (Extraabdruck aus der „Lokomotive" von Held). Ein Augenzeuge und Teilnehmer an dem Umzug vom 21. teilt darin die vom König über seinen Bruder gesprochenen Worte dem Sinne nach folgendermaßen mit: „Und nun, meine Herren, tut was an euch ist, mit dazu, ein Gerücht niederzuschlagen, das mit seinen schweren Folgen auf meinem königlichen Bruder lastet. Mein Bruder ist Soldat durch und durch. Mit dem biedersten und offensten Charakter begabt, versteht er es nicht, der großen Masse zu schmeicheln, sich beliebt zu machen. Ich kann Ihnen aber auf das heiligste versichern, daß gerade er es war, der uns seine volle Zustimmung zu der neu betretenen Bahn, die wir im Interesse des Glücks unseres Volks einzuschlagen für recht fanden, gegeben hat.... Ich gebe Ihnen das Höchste, was ein König geben kann.... [Diese Worte soll der König mit bewegter und von Tränen fast erstickter Stimme gesprochen haben.] Ich gebe Ihnen mein königliches Ehrenwort: Mein Bruder ist unschuldig an allen den Handlungen, deren er von einigen Böswilligen bezichtigt wird. Ich erkläre diese Angaben für die niedrigsten Verleumdungen, ausgestreut von Übelgesinnten, Konflikte zwischen meinem lieben Volke und meinem Hause hervorzurufen." A. Wolff, Berliner Revolutionschronik. I.

Die Schauspielerin Genée an ihren Sohn Rudolph.

Die Briefschreiberin ist die Mutter von Richard und Rudolph Genée und der berühmten Schauspielerin Ottilie Genée.

Danzig, 21. März 1848.

Hier ist bis jetzt noch alles ruhig, aber in Elbing ist sehr viel Lärm gewesen; der arme Riesen [ein Onkel Genées] hat am meisten büßen müssen. Man hat nämlich dem Volk eingeredet, der Riesen wolle König werden und halte deshalb die Zusammenkünfte im „Deutschen Michel". Nun zog also ein großer Haufen Volkes dort hin und zerstörte den ganzen Michel, dann zogen sie nach dem Doppelten Hirsch und warfen mit Steinen in die Fenstern ... Die hiesigen Kaufleute wagen es nicht, einen Arbeiter zu entlassen, damit sie nicht auch hier anfangen. Was diese Geschichte für Einfluß auf den Theaterbesuch übt, kannst Du denken, ich wollte, wir wären erst sechs Wochen weiter.

Handschrift. Stadtbibliothek Berlin.

Tierarzt Urban darf die Truppen zurückführen.

Niemand dachte an Rückberufung und Rückkehr der Truppen in die Stadt, als bereits kaum eine halbe Stunde nach dem feierlichen Zuge des Königs durch die Stadt der Tierarzt Urban in Begleitung des Schneideramtsverwandten Eckert im Polizeipräsidiallokale erschien und dem überraschten Polizeipräsidenten von Minutoli ein eigenhändiges Schreiben des Königs vorzeigte, folgenden Inhalts: „Auf den Wunsch des Tierarztes Urban genehmige ich sehr gern, daß derselbe die in Potsdam und Umgegend liegenden Truppen, namentlich das Kaiser Alexander-Grenadierregiment sofort nach Berlin zurückführe.

Selbstgeschrieben am 21. März 1848.

Friedrich Wilhelm."

Steinmann, Die Revolution in Preußen.

Die Bestattung der Märzgefallenen.

Berlin bot am Morgen des 22. März den Anblick einer sich zu ungewöhnlich ernster Feierlichkeit vorbereitenden Stadt. Die öffentlichen Bureaus blieben geschlossen. Nur sehr wenige Läden waren geöffnet. Von den Häusern und aus den Fenstern wehten neben der deutschen Flagge große Trauerflore. Schwarze Fahnen waren auf den Toren aufgezogen und wehten von den Zinnen des Schlosses. Die Männer hatten den Trauerflor um den Arm oder um den Hut, die Frauen erschienen in schwarzen Kleidern auf den Balkonen, an den Fenstern und auf den Straßen. Zu beiden Seiten der Straßen, auf den Bürgersteigen, stellten sich die Zuschauer auf, den Schloßplatz bedeckte eine unabsehbare Menge, vom Gendarmenmarkte ab bis an die Gruft vor dem Landsberger Tore. Vor der neuen Kirche erhob sich eine mit Trauerfloren und Blumen geschmückte Estrade, worauf die [183] Särge aufgestellt waren. Um Mittag zogen die verschiedenen Abteilungen der Bürgergarde, der Studenten, der Handwerker und Korporationen von ihren Sammelplätzen heran und stellten sich auf den ihnen bezeichneten Plätzen auf. Die Schützengilde, welche damit beauftragt war, über der

Gruft die Ehrensalven abzufeuern, der Magistrat und die Stadtverordneten mit ihren goldenen Ketten geschmückt, die Geistlichen aller Konfessionen stellten sich zu dem Zuge ein. In der neuen Kirche standen am Altar die evangelischen Geistlichen, unter der Führung des Bischofs Neander, um die Leidtragenden zu empfangen. Unter dem Choral „Jesus meine Zuversicht" verließ man darauf die Kirche und näherte sich den Särgen [auf dem Gendarmenmarkt]. Das Hofmarschallamt hatte einen Obergärtner mit Arbeitern gesendet, um den Blumenschmuck zu ordnen, der aus den Königlichen Gärten mit der größten Bereitwilligkeit verabfolgt worden war. Den Leidtragenden reichte man frische Blumensträuße. Ehe der Zug vorrückte, wurden die Weihereden der Geistlichen auf dem Platze vor der neuen Kirche gesprochen. Die Redner der Weihe, der evangelische Prediger Sydow, der katholische Kaplan Ruhland der jüdische Rabbiner Sachs traten der Reihe nach auf. Sydow sprach vor dem Altar des Katafalks: „Traget sie hinaus die Brüder, welche gefallen sind in dem Kampfe, welcher so segensreiche Folgen für das Vaterland gehabt hat und der bestimmt ist, jetzt das Band der Liebe und Einigkeit um das ganze deutsche Vaterland zu schlingen. Laßt in der Ehrfurcht vor den Toten alle Gefühle, welche in der einzelnen Brust verschieden wogen, untergehen. Denket an den Willen Gottes, welcher die Geschicke der Menschen regiert und alles zum besten führt, der die Kugeln in der Schlacht leitet und Leben gibt und nimmt..." — Der Kaplan von St. Hedwig, Ruhland, sprach: „Auch der katholische Geistliche grüßt im Namen seiner Kirche die sterblichen Überreste derer, die von nun an ruhen sollen in gemeinschaftlicher Erde... Wird dieses Grab das Zeichen der Vereinigung für alle, wird diese Einheit aus diesem einen Grabe heraus gepredigt werden für immer an unser gesamtes liebes, deutsches Vaterland, ist dieses eine Grab der Durchgang zur Auferstehung für uns alle, — dann seid gegrüßet, die Ihr hier als Leichen um mich stehet" [!] ... Der Rabbiner Sachs schloß den geistlichen Akt mit folgenden Worten... „Es war nicht der Tod, der sie alle gleich gemacht, die hier ruhen, sondern die Kraft des

Lebens, die Macht einer Idee, die Glut der Begeisterung, die alle Dämme und Scheidewände niederriß, welche sonst den Menschen von sich selbst, den Menschen vom Menschen scheiden. Es war die Macht einer Überzeugung, eine Erhebung der edelsten Gefühle und Gedanken, die jene Hingeschiedenen hinaustrieb in den Todeskampf; es waren die würdigsten Ziele, für die sie gerungen, und denen sie mit Einsetzung ihres Lebens entgegengingen, das freie Selbstbewußtsein, die in ihrem Gebrauche ungehinderte, unbegrenzte Kraft des Mannes, die sie dem Vaterlande erstreiten halfen..." — Die Särge wurden nun aufgenommen, der Zug setzte sich in Bewegung. Als die Spitze des Zuges das 2. Portal des Schlosses erreichte, trat der König, umgeben von Ministern und Adjutanten, heraus auf den Balkon; zwei Trauerfahnen wurden von dort herabgesenkt, und die dreifarbige in der Mitte beider gleichfalls grüßend geneigt. Der König begrüßte die Toten, indem er den Helm abnahm, und blieb entblößten Hauptes, bis die Särge vorüber waren — die Spitze des Zuges hatte bereits das Ziel erreicht, den Friedrichshain, als das Ende desselben kaum begonnen, sich in Bewegung zu setzen. Es währte gegen drei Stunden, bis die einzelnen Bestandteile des Zuges im Friedrichshain beisammen waren... Als die Särge hinabgesenkt waren, hielt der Prediger Sydow die Gedächtnisrede, indem er sich auf die neutestamentlichen Worte bezog: „Wahrlich ich sage euch, es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, sonst bleibt es allein; wo es aber erstirbt, bringt es viele Früchte"... Nach der Predigt Sydows sprach der Bischof Neander den Segen. Die Fahnen wurden in üblicher militärischer Weise gesenkt und das Schützenkorps gab die Ehrensalve. Damit war die offizielle Feier beendet.

Nach A. Wolff, Berliner Revolutionschronik. I.

Der König über die Bestattung.

23. März 1848.

Sr. Majestät der König hat in bezug auf die gestern stattgehabte Trauerfeierlichkeit seine vollste Bewunderung zu

erkennen gegeben und geäußert; eine so großartige Haltung der Einwohnerschaft von Berlin habe nicht allein alle und jede seiner Erwartungen übertroffen, sondern sei auch der beste Maßstab für den Wert der hohen geistigen Erhebung des Volkes als die Frucht des Kampfes in den denkwürdigen Tagen der vorigen Woche. Vossische Zeitung vom 23. März 1848.

Generaladjutant von Natzmer an seine Frau
über das Begräbnis der Offiziere und Soldaten.

24. März 1848.

Am 24. März wurden die im Straßenkampf gefallenen Militärs auf dem Invalidenkirchhof beerdigt. Der Leichenzug setzte sich um 5 Uhr morgens von dem Garnisonlazarett am Brandenburger Tor aus in Bewegung. Die Leichen, 18 an der Zahl, waren in einzelnen Särgen auf mehrere Leichenwagen gestellt. Da man Störungen und Beschimpfungen bei dieser Feierlichkeit befürchtete, so hatte man deshalb mehrere Vorsichtsmaßregeln getroffen. Schutzmannschaften waren in den zu passierenden Straßen und auf dem Kirchhofe aufgestellt. Die Garnison hatte schon seit mehreren Tagen die Stadt verlassen... Der Zug ging durch die Luisenstraße, durch das Neue Tor nach dem Invalidenhause. — In den Straßen und besonders in den Fenstern sah man viele Menschen; größere Haufen des Volkes waren aber auf dem Kirchhofe selbst versammelt und glaubte man, daß dort böswillige Demonstrationen von den Barrikadenhelden ausgeführt werden würden. In den Straßen blieb das Volk in schicklicher Haltung, und von den Fenstern aus wurde dem Leichenzug die lauteste Sympathie kundgegeben. Am Invalidenhause stand der Generalleutnant v. Held und General v. Jaski an der Spitze sämtlicher Invaliden, die en parade aufgestellt waren und den Leichen die Honneurs machten. In einer großen Grube wurden die 18 Särge niedergesetzt, welche noch im letzten Augenblick von allen Seiten mit Blumen und Kränzen bedeckt wurden.

Der Garnisonprediger Ziehe hielt eine Rede und segnete die Toten ein. Das Volk blieb dabei ruhig aber teilnahmslos. Als die geistliche Handlung beendigt war, trat der General

der Infanterie v. Natzmer auf die Erhöhung an der Gruft und sprach in einer kurzen Rede den gefallenen Helden den Dank des Königs und des Vaterlandes aus — den Helden, die mit ihrem Blut und ihrem Leben dem Könige ihren Eid der Treue besiegelt hätten usw. Diese Rede wurde trotz ihrer sehr entschiedenen Tendenz auch von dem anwesenden Volk mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen, von dem Volk, welches in dieser Zeit nicht einer Militäruniform begegnete, ohne dieselbe zu insultieren, weshalb es den Militärs förmlich angesagt war, sich des Tragens der Uniform zu enthalten. Bei dieser Begräbnisfeier erschienen natürlich alle Offiziere in Uniform, der General der Infanterie v. Natzmer, um den gefallenen Kriegern recht sichtbar die höchste Achtung auszusprechen, in der großen Generalsuniform mit dem Band des Schwarzen Adlerordens über dem Rock. — Dies war der erste öffentliche Akt nach der Revolution, bei welchem man sich nicht scheute, seine wahre Überzeugung mutig auszusprechen. Wäre man von diesem Augenblicke an mit Konsequenz darin fortgefahren, so wäre gewiß vieles unterblieben und vieles besser geworden. Aber leider traten viele, die nach dem glücklichen Umschwung der Dinge sehr brav und herausfordernd sprachen — in jenen Tagen nicht mit demselben Mut hervor! v. Natzmer, Unter den Hohenzollern.

Gottfried Keller an Eduard Dößekel.

Hottingen, 25. März 1848.

Es gehen jetzt in der Welt Dinge vor, welche man gehörig und kuhwarm studieren muß, auf daß man dereinst, wenn man ein alter Mann wird und Kinder hat, denselbigen etwas erzählen kann. Selbst der Unbedeutendste muß jetzt fest auf der Wache stehen und die Nase hoch in die wehende Frühlingswitterung hinausrecken und nicht allein ein Winteresel bleiben im allgemeinen Rosensturm. Schönes Wort, Rosensturm! Man sollte meinen, ich wäre ein sentimental revolutionierender Leipziger. Ungeheuer ist, was vorgeht: Wien, Berlin, Paris hinten und vorn; fehlt nur noch Petersburg.

J. Baechtold, Gottfried Kellers Leben. I.

Rede des Königs an das Offizierkorps zu Potsdam am 25. März 1848.

Aufzeichnung eines Offiziers unmittelbar nach der Rede, in Leopold von Gerlachs Denkwürdigkeiten, Bd. I.

Ich freue mich, wieder in Ihrer Mitte zu sein. Es sind Gerüchte im Umlauf, als ob ich nicht ganz frei in meinen Entschlüssen wäre. Ich bin deshalb herübergekommen und werde in der nächsten Woche mehrere Tage hier in Potsdam verweilen. Mein Erscheinen ist der beste Beweis des Gegenteils. Außerdem bin ich herübergekommen, um mit Ihnen mich über etwas anderes auszusprechen. Es sind in Berlin ebenfalls Gerüchte verbreitet, als ob unter den Truppen, namentlich unter den Offizieren, eine Diversion beabsichtigt würde. Ich bitte Sie, sich aller Äußerungen zu enthalten, erstens aus Liebe zu mir, zweitens aus Liebe zum Vaterlande, drittens, um die Kraft nicht zu zerteilen, die wir gegen äußere Feinde nötig haben möchten, wodurch leicht ganz Europa in Gefahr kommen könnte. Alle meine Kräfte sind für das deutsche Vaterland jetzt in Anspruch genommen, in diesem entscheidenden Augenblicke, wo Deutschland in der höchsten Gefahr ist, sich zu zersplittern. Um diesen Zweck zu erreichen, werde ich kein Opfer scheuen, schon den 17. und 18. war alles vorbereitet, ja schon früher, und keine Macht der Welt würde mich gezwungen haben, anders zu handeln, wenn ich es nicht für das Glück des deutschen Volkes notwendig hielte. Das Benehmen der Truppen ist über alles Lob erhaben, in meiner Sterbestunde werde ich es Ihnen noch gedenken. Truppen, die das geleistet haben, werden Unübertreffliches gegen einen äußeren Feind leisten. Ich weiß nicht, ob das Verhältnis von Berlin Ihnen jetzt bekannt ist, es ist ein ganz abnormes Verhältnis. Es gibt keine Obrigkeit, keinen Magistrat, keine Stadtverordneten, und dennoch ist durch den Willen der Bürger das Eigentum und die Person geschützt. Meine Person ist niemals sicherer gewesen, und ich habe nicht geglaubt, daß die Berliner solche Anhänglichkeit an mich gehabt haben. Einzelne Redner, 30—40, selbst bis 50, die versucht haben, Reden

zu halten und aufzuregen, sind durch Bürger, Jungen von 15 Jahren an bis zu Alten von 60 Jahren verhaftet worden. Ich habe eine ziemlich bedeutende Truppenmasse versammelt und die Armee so aufgestellt längs den Eisenbahnen, damit sie auf meinen Wink gleich bereit sein kann, in dem Falle nämlich, wenn der Pöbel einen Aufstand gegen die Bürger machte und diese desselben nicht Herr werden könnten. Dann sollen sie die Bürger unterstützen, um diesen Aufstand niederzuhalten. So wie es aber jetzt steht, glaube ich nicht, daß es notwendig sein wird. Nur wenn die Bürger es wünschen, würde ich noch näher erwägen, ob die Truppen zurückkehren.

Leopold von Gerlach fügt hinzu: „Nach einer Pause, in welcher General von Rohr dem König etwas zuflüsterte, sagte derselbe: ‚Aber das kann ja nicht mißverstanden werden. Mißverstehen Sie mich nicht. Ich habe gemeint, daß Meine Person seit dem Augenblick, wo die Truppen Berlin verlassen haben, nie sicherer gewesen ist als jetzt.'" — Nach dem Bericht der „Vossischen Zeitung" lauteten die vielberufenen Worte des Königs über seine persönliche Sicherheit: „Ich bin niemals freier und sicherer gewesen als unter dem Schutze meiner Bürger." — Bismarck, der Zeuge der Rede war, zitiert in den „Gedanken und Erinnerungen" die Worte in der letzteren Fassung und bemerkt dazu: „Bei den Worten: ‚Ich bin niemals freier und sicherer gewesen als unter dem Schutze meiner Bürger', erhob sich ein Murren und Aufstoßen von Säbelscheiden, wie es ein König von Preußen inmitten seiner Offiziere nie gehört haben wird und hoffentlich nie wieder hören wird." Die „Vossische Zeitung" war anderer Meinung. Sie schreibt am Schluß ihrer Mitteilungen: „Die königlichen Worte haben in alle Gemüter Frieden und Versöhnung gebracht.... Die Freude über den Besuch des Königs hat nun eine frohe und zufriedene Stimmung bei allen Bewohnern Potsdams, wie auch bei den Militärs wieder herbeigeführt." Nach ihrem Bericht lautet allerdings die Rede des Königs an einer besonders bezeichnenden Stelle: „In Berlin herrscht freilich ein so ausgezeichneter Geist in der Bürgerschaft, wie er in der Geschichte ohne Beispiel ist; ich wünsche daher, daß auch das Offizierskorps den Geist der Zeit ebenso erfassen möge, wie ich ihn erfaßt habe, und daß Sie alle von nun an ebenso als treue Staatsbürger sich bewähren mögen, wie Sie sich als treue Soldaten bewährt haben."

Eindruck der Rede des Königs auf die Offiziere.

Prinz Hohenlohe-Ingelfingen, Augenzeuge, schreibt: Warum hatten wir also für ihn gekämpft? Warum hatten wir denn auf die Nachricht, daß sein Leben bedroht sei, wenn wir weiter kämpften, stumm Schmach und Schimpf ertragen? Fünfundsechzig Offiziere des Gardekorps waren vom Pöbel tätlich insultiert worden und hatten, da nach damaliger Auffassung ein Offizier nicht weiter dienen konnte, der eine tätliche Beleidigung nicht durch das Blut des Gegners sühnte, und da sie die Tätlichkeit aus Rücksicht auf den Befehl des Königs ruhig hingenommen hatten, ihre Abschiedsgesuche eingereicht. In der Mitte dieser lieben Berliner, die uns geprügelt hatten, fühlte sich der König eben so sicher wie in der unsern? In der Mitte jener Berliner, die ihn beschimpft, gehöhnt, ihn und die Königin mit den zotigsten Reden überhäuft hatten, ebenso wie in der unsern? Nun, war er denn bei uns nicht sicherer, wenigstens nicht sicherer vor Kränkungen und Beleidigungen? So war der Eindruck, den die Rede machte, er war tief betrübend und erniedrigender als alles, was wir bis dahin erduldet hatten. Wir wußten nicht, wie sehr der König selbst litt infolge seiner unzeitigen Nachgiebigkeit vom 19. März. Es war uns verborgen geblieben, daß er unmittelbar nach der Rede, als er uns verlassen hatte, weinend im Nebenzimmer zusammengebrochen ist und geschluchzt hatte: „O, mein Gott, mein Gott, das mußte ich meinen braven Offizieren sagen, die für mich so brav gekämpft haben!" Wir hatten nur die einzige Empfindung, daß wir, nachdem wir alles auf Befehl getan, gelitten und geduldet hatten, was ein Mensch tun kann, bis ans Ende unserer Kräfte, von dem verleugnet wurden, für den wir alles getan hatten. Eine Art von Stumpfsinn bemächtigte sich wieder unser, und ein jeder machte sich mit dem Gedanken vertraut, einen andern Lebensberuf zu suchen. Denn daß in richtiger Konsequenz die Zeit nicht mehr fern sei, in der jeder Berufsoffizier für unnütz erklärt werde, das glaubten wir alle. Ich meinesteils dachte daran, Landwirtschaft zu lernen.

Hohenlohe-Ingelfingen, Aus meinem Leben. I.

Bunsen über den Prinzen von Preußen in London.

Prinz Wilhelm war in der preußischen Gesandtschaft bei Bunsen abgestiegen.

London, 29. März 1848.

Der Prinz stellte sich um 10 Uhr zum gemeinschaftlichen Frühstück ein und war sehr liebenswürdig. Frances [Bunsens Gattin] hatte einen Armsessel herbeigeholt und in die Mitte des Tisches gerückt; aber der Prinz stellte ihn selbst weg und nahm einen andern mit den Worten: „Man muß jetzt Demut üben, denn die Throne wackeln." Dann forderte er, während ich zu seiner Rechten saß, Frances auf, an der anderen Seite Platz zu nehmen. von Bunsen. Aus seinen Briefen usw. II.

Der König an den Minister Camphausen.

Potsdam, 30. März 1848.

Solange Berlin nicht von den Klubbisten und dem Mordgesindel gereinigt ist, kann und werde ich nicht dahin zurückkehren.

Friedrich Wilhelm IV. über die Berliner.

Zu einer Deputation am 31. März 1848.

Das Volk von Berlin hat sich so edel und hochherzig gegen mich benommen, wie es sich vielleicht in keiner andern großen Stadt der Welt benehmen würde.

A. Stahr, Die preußische Revolution.

Schwäche der Regierung nach dem Märzaufstand.

v. Unruh schreibt: Die am 19. und 20. in den Straßen wogenden Volksmassen achteten überall den Namen des Königs, es herrschte Sicherheit für Personen und Eigentum; die Läden, selbst der Goldarbeiter und Juweliere, waren geöffnet. Das Volk zeigte sich reif für die Freiheit. Das Land jubelte, die Bureaukratie und ein Teil der Aristokraten klagten und entstellten die Tatsachen... Die kleine Zahl der Republikaner durfte nicht wagen, ihre Fahne zu zeigen. Noch günstiger stand es in den Provinzen. Von den obersten Schichten der Gesellschaft bis zum Tagelöhner herab wollte niemand vom

ärz der Dynastie etwas wissen; jedermann hielt fest am konstitutionellen Throne; die ganz vereinzelt republikanisch Gesinnten mußten diese Gesinnung sorgfältig verbergen. Eine Entthronung des Königs in Berlin hätte einen Sturm in den Provinzen hervorgerufen. Linie und Landwehr, Bürger und Bauern wären sofort nach Berlin marschiert. Jede Stadt, jeder Kreis hätte sich für die Monarchie erklärt. Dies war der beste Schild für die Monarchie. Dem Ministerium durfte jene Gesinnung des Landes nicht unbekannt sein. Dennoch mußte sofort für eine kräftige, organisierte Exekutivgewalt gesorgt werden, mit der man einem von einzelnen aufgestachelten Haufen energisch entgegentreten konnte... Was geschah? Man hatte am 19. März und in den folgenden Tagen so ziemlich jeden bewaffnen lassen, der Lust dazu zeigte... Die 25000 Bewaffneten sollten sich selbst organisieren, ihr Statut selbst machen. Wahrlich, man war republikanischer als die ältesten Republikaner! Doch nein, man war nur schwach, ohne Tatkraft. Die Anarchie sollte sich selbst ohne alle Leitung organisieren.

v. Unruh, Skizzen aus Preußens neuester Geschichte 1849.

Berliner Bürgerwehr.

Gneist erzählt: Daß eine bewaffnete Macht ohne Disziplin in der nordamerikanischen Republik so gut eine Unmöglichkeit sei, wie unter der russischen Despotie war dieser Bürgerwehr nicht zum Bewußtsein zu bringen. Sie besetzte alle Wachen mit unermüdlicher Ausdauer. Aber jede militärische Ausbildung, jede Fähigkeit, sich auch nur in geschlossenen Gliedern zu bewegen, fehlte. Besonders gefährlich waren bekanntlich ihre Schießübungen. Sie exerzierte zuweilen, besonders gern mit Musik. Nachts durchzogen Patrouillen die Stadt. Ich habe selbst als Mitglied der Bürgerwehr und des Studentenkorps manches mitgemacht. Nichts spricht lauter und deutlicher für den guten Sinn dieser Hauptstadt, als der Umstand, daß diesen Patrouillen nie etwas zuleide geschehn ist. Zuweilen wurde einem Mann das Gewehr weggenommen; doch auch das nicht häufig.

übrigens war die Verfassung so demokratisch wie mög[lich.]
Man hatte zwar Offiziere gewählt, doch natürlich mit d[em]
Vorbehalt, sie abzusetzen, sobald irgend etwas Ungehöriges
vorkommen sollte. Auch der Generalissimus stand auf demselben Vertrauensfuß. Dennoch fehlte es an Vertrauen und Harmonie... Sehr böse war man namentlich über den Versuch: „einer Bevormundung des Willens der Kompagnien durch den Willen der Führer".... Kurz, es war die lang ersehnte Selbstregierung nun endlich realisiert, und wenn man auch dem Kommando: Gewehr auf! und Gewehr ab! Folge leistete, so geschah es dennoch mit dem vollen Bewußtsein, daß über diese Frage eigentlich hätte abgestimmt werden müssen... Auch bei unbestreitbarem persönlichen Mut einzelner konnte sie bei einem massenhaften Zusammenwirken nur sich selbst gefährlich werden. Dazu kam es jedoch glücklicherweise selten. Fast täglich ertönte zwar in vielen Bezirken gleichzeitig das Alarmhorn und die Alarmtrommel, weil irgendwo ein Krawall zu werden drohte. Bei dem gutartigen Sinn der Bevölkerung nahm das Ganze jedoch mehr den Charakter einer gegenseitigen Unterhaltung an, bei welcher freilich viel Zeit versäumt wurde, und wenn auch die Bürgerwehr in der Regel zu spät kam, so hatte es damit weniger auf sich, weil in der Zwischenzeit wirklich nicht viel passiert war... Der übertriebene Diensteifer der ersten Wochen, in welchen die Bürgerwehr zuweilen in die Unarten der Gendarmerie verfiel, verlor sich mit der Zeit. Nur die guten Berliner Frauen klagten über die oft wiederkehrenden 24stündigen Wachen. Da man niemals mit Sicherheit auf das Erscheinen einer bestimmten Anzahl von Wehrmännern rechnen durfte, so mußten besonders bei nächtlichem Alarm immer ganze Bataillone aufgeboten werden, wobei dann freilich manche rührende Abschiedsszene vorkam. Die zitternde Andromache sah jedoch ihren mutigen Helden immer nach wenig Stunden glücklich und unversehrt zurückkehren.

R. Gneist, Berliner Zustände. 1849.

Das Vorparlament in Frankfurt am Main.

Mitten in dem Zusammenbruch des deutschen Bundes und seiner Staaten faßte sich der Wille aller zukunftsfrohen und entschlossenen Elemente zusammen zu dem Unternehmen, das Deutsche Reich zu gründen. Ein Nationalparlament sollte diese Aufgabe lösen. Am 5. März 1848 fanden sich in Heidelberg 51 Mitglieder der liberalen Kammerparteien zusammen und beschlossen, ihre Regierungen aufzufordern, schleunigst eine Vertretung der deutschen Nation zu veranlassen. Sieben Männer, darunter Heinrich von Gagern (Hessen), v. Itzstein (Baden), Römer (Württemberg), Welcker (Baden) bildeten einen Ausschuß, der die Grundlagen einer nationalen Verfassung für Deutschland beraten sollte. Am 12. März erließen die Siebner eine Aufforderung an frühere oder gegenwärtige Mitglieder aller deutschen Ständekammern, am 30. März in Frankfurt zu erscheinen. Ein Bundesbeschluß vom 1. März forderte die Bundesversammlung auf, 17 Männer des allgemeinen Vertrauens zu den 17 Stimmen des engeren Rates am Bunde als Beirat abzuordnen. Preußen sandte den Historiker Dahlmann, Österreich von Schmerling und Somaruga, Holstein den Historiker Droysen, die freien Städte den Professor Gervinus, Württemberg Ludwig Uhland, Baden Friedrich Bassermann, Braunschweig und Nassau die Brüder Max und Heinrich von Gagern. Friedrich Wilhelms IV. deutsche Pläne, die Radowitz noch im März in Wien vertreten, die er selbst bei dem Umtritt am 21. März offen verkündigt hatte, stießen jetzt überall, namentlich auch in Wien auf offenen Hohn oder Widerspruch. Am 30. März versammelte sich unter diesen wenig günstigen Vorzeichen das Vorparlament in Frankfurt: im ganzen 500—600 Männer. Sofort traten die beiden politischen Hauptströmungen ans Licht. „Wie durch Naturnotwendigkeit kam die

Gärung aller Elemente, die in Deutschland durcheinanderwogten, zum Ausbruch. Man konnte eine zwiefache Doktrin unterscheiden: die eine unter französischen Impulsen gegen die bestehenden Regierungen, die andere, eigentümlich deutscher Art, für eine allgemeine nationale Vereinigung." Dies Wort Rankes trifft schon das Vorparlament. Hecker und Struve aus Baden warfen die Streitfrage in die Versammlung, ob Monarchie oder Republik. Während der ganzen Revolutionszeit war aber die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes für eine Republik im Grunde nicht zu haben. Die Radikalen suchten im Vorparlament durchzusetzen, daß sich diese Versammlung in Permanenz erkläre. Der Antrag fiel durch. Bei der Wahl zum Ausschuß wurden Hecker und Struve ausgeschlossen. Hecker und Struve verließen mit 40 Republikanern die Versammlung, gingen nach Baden und machten Revolution. — Es wurden die Wahlen zum Nationalparlament ausgeschrieben. Die Verfassung sollte nicht mit den Regierungen vereinbart, sondern einzig und allein aus der vom Volk zu wählenden Nationalversammlung geschaffen werden. Am 4. April ging das Vorparlament auseinander, nachdem es einen Fünfzigerausschuß ernannt hatte, der dem Bundestag auf die Finger sehen sollte. — Gefährliche Gegensätze waren in dieser Repräsentantenversammlung, die sich auf eigene Faust konstituiert hatte, hervorgetreten. Sie wirkten im großen Nationalparlament weiter und schieden sich dort im Lauf der Ereignisse in schroff gegeneinanderstehende Parteien. Im Palais Taxis zu Frankfurt berieten die 17 „Vertrauensmänner" während des Aufruhrs in Baden und Posen die neue Reichsverfassung. Der Berichterstatter war Dahlmann. Sein Verfassungsentwurf war von vornherein auf ein Deutschland mit preußischer Spitze berechnet. Er erfuhr im Schoß des Bundestags den heftigsten Widerspruch Österreichs und seiner Schützlinge. Es kam zu keinem Beschluß, und Dahlmanns Entwurf verschwand in den Akten. Nach seiner Veröffentlichung erhob sich ein Sturm der Entrüstung in der radikalen Presse. Friedrich Wilhelm IV. aber schickte an Dahlmann einen Plan, der in romantischen und

mittelalterlichen Phantasien schwelgte. — Alle nun folgenden Kämpfe hatten am Ende den teuer bezahlten aber für die spätere deutsche Entwicklung entscheidenden Erfolg: in vollkommene Klarheit zu erheben, daß die Einigung Deutschlands in jeder Beziehung abhing von der Auseinandersetzung zwischen Preußen und Österreich; daß also erst die „deutsche Frage" gelöst sein müsse, ehe an die Errichtung eines „Bundesstaates" gedacht werden könne.

Freiheit, Einheit und Gleichheit.

H. Laube erzählt: Drei Punkte sind mir erinnerlich aus der Frühlingsreise nach Frankfurt [zum Vorparlament]. Erstens war Halle, die torfgelbe Schöne, dergestalt mit schwarz-rot-gelben Fahnen bedeckt, daß man glücklicherweise gar nichts weiter von ihr sah als diese Farben. Vor 21 Jahren hatte ich hier auf dieser „Wage" sechs Wochen lang im Karzer gesessen wegen Liebhaberei für diese „verbrecherischen" Farben, und vor 14 Jahren hatte die so geräumige Hausvogtei kaum Platz für uns schwarz-rot-goldene Verbrecher. Heute ging „Preußen auf in Deutschland", und was damals Verbrechen, das war heute Verdienst. . . Was mir zweitens in Naumburg mitgeteilt wurde als Neuigkeit, das klang bedenklich. Ein alter preußischer Offizier hatte sich an diesem Morgen erschossen, weil er es nicht übers Herz bringen konnte: die alte preußische Kokarde, die Farben des alten Fritz und der Freiheitskriege, zu verdunkeln durch eine schwarz-rot-goldene. Mir schien's, als ob viele Menschen dies tragische Schicksal gar nicht verstünden. Ich verstand es vollkommen und hörte drittens mit Erstaunen, daß alle Leute in den Wagen dritter Klasse diese Farben niemals die deutschen Farben, sondern immer nur die Freiheitsfarben nannten. Dies war belehrend. Unsere politische und nationale Einheit war kein unmittelbarer Gedanke des Volkes, Freiheit war populärer als Einheit, Revolution populärer als Reform. Die Massen sind nie anders, das hätt' ich vom Theater wissen können: sie wollen starke Gegensätze. Und so ist es geworden. Um diese Freiheit allein

wurde revolutioniert von den unteren Klassen. Denn diese nur revolutionierten ins Ganze und Tiefe, angeleitet von Führern, welche ihr Ziel nur ahnten, nicht aber definieren konnten. Die Einheit kam erst in zweiter Linie des Kampfs; dafür kämpften und kämpfen diejenigen, welche ziemlich genau wissen, was sie wollen, oder die wenigstens genau wissen, was sie nicht wollen. Freiheit und Gleichheit, womöglich republikanische, ward die revolutionäre Losung, Freiheit und Einheit, womöglich monarchische, ward die Reformlosung.

H. Laube, Das erste deutsche Parlament I.

Am Tage vor Eröffnung des Vorparlaments.

Leitartikel von Ludwig Bamberger, in der „Mainzer Zeitung".

Frankfurt, 30. März, 3 Uhr. Heiliger Himmel! — Geschrei! Gewehrfeuer! Frankfurt schwimmt in — Schwarz-Rot-Gold und hat einen provisorischen — Rausch! Sie überladen sich so mit Hoffnung und Triumphgefühlen, daß der Sieg zu einer Nebensache werden könnte. Es sieht hier aus wie bei einem unschuldigen Pfingstfeste. Die Häuser bedeckt mit Laub, Teppichen und Fahnen, die Straßen voll von geputzten Leuten. Eleganz genug, aber entsetzlich wenig Volk. Deutsche aller Gegenden und Arten strömen zusammen, ehemals fortgejagte und künftig fortzujagende... Neben Republikanern mit abwärts hängenden Bärten und nach hinten gestrichenen Haaren gehen Kammerherrengesichter mit aufwärts gedrehten Schnauzbärten und von hinten nach vorn gequälten Frisuren. Ehrsame Bürger im Hauskäppchen, von ihren bewundernden Frauen und Kindern umgeben, stehen vor ihren Türen und schießen mit wichtigen Gesichtern in die Luft. An den Läden stehen die Alten und Jungen mit klugen Mienen, auf denen geschrieben steht: „Es ist doch eine merkwürdige Zeit; was die Leute für närrische Köpfe haben! gewissermaßen auch amüsant, wenn sie nur keine tollen Streiche machen." ... Eine Schar Sachsenhäuser Schützen machte einen guten Eindruck; Leute in grünen Kitteln und grauen Filzhüten, aber nicht geleckt und gestriegelt, sondern bestaubt, gebräunt und bärtig. Auf den Schultern trugen

sie sinnreiche Petitionen — jeder eine gute Doppelflinte. — Bis heute mittag waren 246 Deputierte eingeschrieben.... Was von der Versammlung zu erwarten steht, weiß man hier noch nicht besser als anderswo — gar zu viel Wohlwollende und gar zu wenig Wohlgemute. Eine vorbereitende Besprechung gestern abend im Weidenbusch soll heftig gewesen sein, indem die Republikaner bereits hart aneinander gerieten mit den Konstitutionellen. Im fremden Publikum sieht's übrigens republikanischer aus als ich glaubte. Wenigstens sprechen die Republikaner laut, während die andern schweigen. In den Frankfurter Herzen sitzt viel Furcht. „Sind Sie auch für die Republik?" fragen sie mit bangen Gesichtern jeden Ankömmling, und es wird einem ordentlich wichtig zumut, mit so gespannter und ängstlicher Miene um seine Meinung konsultiert zu werden. Hinter den lustigen Fahnen pochen enge Herzen. „Kurse?" fragte am Tisch ein stattlicher Herr mit einem großen Schnurrbart, der mehr wie ein Eisen- als wie ein Goldfresser aussah, „Kurse?" — „Keine!" war die Antwort. Daß von allen Seiten kurzweilige Bemerkungen fallen, läßt sich denken: „Was soll man aber mit den Fürsten machen, wenn man sie absetzt?" fragte einer. — „Ja, da sitzt der Knoten!" erwiderte ernst der andere. „Historisch" und organisch sind Trumpf; „wasch mir den Pelz und mach' ihn nicht naß", ist der kurze Sinn aller schönen Reden und „die verfluchte französische Revolution!" der stille Gedanke vieler guter Seelen. ...

Ludwig Bamberger, Politische Schriften von 1848—1868.

Im Weidenbusch zu Frankfurt a. M.

Dort versammelten sich wie im „Wolfseck" Republikaner.

Gustav von Struve.

Gustav von Struve (1805—1870), geb. in München, 1832 Advokat und Redakteur in Mannheim. Gründet 1847 den „Deutschen Zuschauer". Mit Hecker und später allein versuchte er gewaltsam die Republik zu errichten. Wanderte nach England, dann nach Amerika aus. Starb am 21. August 1870 in Wien. Struve war auch Phrenolog.

Heinrich Laube schreibt: Struve ist von mittlerer Größe und hat einen trockenen, mönchischen Kopf slavischer Rasse.

Er ist auch der Mönch deutscher Republik, einem der Bettelorden angehörig, welche den Luxus des Geistes verachten, welche von den höheren Orden spöttisch angesehen werden, und welche doch unfehlbar diese Mitglieder aller höheren Orden, ohne Leidenschaft und im einfachen Glauben an die Notwendigkeit in den Abgrund des Todes stoßen, sobald die Herrscherstunde schlägt für die modernen Bettelorden. Mit den russischen Struves verwandt, und also des unpopulären „von" teilhaftig, hatte er die ärgerliche Aufgabe, zu wiederholten Malen die Anrede „Herr von Struve" abweisen zu müssen mit der unrichtigen Bemerkung: „Ich heiße Struve!" ... Er ißt nur Gemüse! sagten seine Freunde, und wenn man seinen blut- und knochenlosen Staat betrachtet, so findet man das sehr glaublich. Desgleichen scheint er nicht zu rauchen, und der nur mit dünnem Haar sparsam bedeckte Scheitel, die pergamentne Stirnhaut, die blicklosen, abstrakten kleinen Augen, die Bartschwäche, die lymphatische Gesichtsfarbe, der paletotartige Anzug, welchem Taille und Formen tief gleichgültig sind — alles deutet auf Rousseau-Robespierresche Richtung, arm an Gedanken, dürftig an Vorstellungen der Welt, begnügt mit der Gleichmachung, aber stark in genauer Kenntnis und Berechnung seines Pfennig-Reichtums.

Friedrich Hecker.

Hecker, geb. 1811, Advokat in Mannheim. 1845 auf einer Reise mit v. Itzstein aus Preußen ausgewiesen. Mit Struve Führer der äußersten Linken in Baden. Erklärt sich offen für die Republik. Scheidet aus dem Vorparlament aus und erregt, gestützt auf seine große Popularität, einen Aufruhr in Baden. Seine Wahl ins Nationalparlament wird für ungültig erklärt. Er geht nach Amerika, kehrt 1849 nach dem Ausbruch der Mairevolution auf kurze Zeit nach Europa zurück. In den Vereinigten Staaten nimmt er am Bürgerkrieg teil. 1873 besucht er Deutschland. Stirbt 1881 in St. Louis.

Ganz anders [als Struve] ist Hecker und dem Volke, dem sinnlichen, näher. Das ist ein Fleischesser und ein vollsaftiger, gesunder Mensch. Hier ist Unmittelbarkeit, wenn er auftritt und sein langes braunes Haar aus dem Gesicht schüttelt und mit einer kräftigen Baritonstimme zu reden beginnt.

Man spürt es sofort, daß hier einer redet, der nicht aus der Schreibstube, nicht vom Studium des Contral social herkommt, sondern aus dem Kreise rüstiger Leute, welche eine tüchtige Veränderung wollen im Staatsleben. ... „Es ist die Zeit der fahrenden Habe gekommen", pflegt er zu sagen, und nichts sei mehr unbeweglich, auch nicht das Kapital und nicht der Besitz, der einst starr wie ein Fels gewesen. ... Sein Angriff ist poetisch und nicht eigentlich sozialistisch; er stammt aus der ganzen menschlichen Regung, nicht aber aus den unabweisbaren Bedingungen einer Lehre. ... Er scheint gutmütiger, sorgloser, mit einem Wort studentischer. An den Studenten erinnert er ganz und gar, wie lange er auch schon in der badischen Kammer sitzt, und daraus erklärt sich, abgesehen von allem übrigen, seine ermunternde Einwirkung auf die jungen Männer des westlichen Deutschlands. Diese bilden eine ganz andere Jugend der Revolution als die jung genannten Revolutionäre des Nordens, namentlich als die Berliner. Diese west- und süddeutsche Jugend will und mag nichts wissen von jenen abstrakten Konsequenzmachern. Sie spricht ihnen das Herz ab, und jene Kälte in bloß formeller Folgerung ist ihr tief zuwider. ... So steht er zwischen dem nüchternen Schulmeister Struve und den herzlos Abstrakten des Nordens einsam und ohne weiteren Zusammenhang als den Zusammenhang, welchen ein gemeinschaftlicher Feind bildet, ein Vertreter der natürlichen Revolution.

H. Laube, Das erste deutsche Parlament. I.

Friedrich Wilhelm IV. an Josias von Bunsen.

Potsdam, 13. Mai 1848.

Ich habe etwas auf dem Herzen gegen Sie, mein theurer, treuer Bunsen und das muß herunter, denn ich bin Ihr wahrer Freund. — Als wir noch glückseelig in den scheußlichen Schweitzerhändeln schwelgten, schrieben Sie mir in einer Ihrer Antworten: „Sie wären zu der festen Überzeugung gekommen, daß der Glaube an Verschwörungen ein Gespenst seyn, daß es wirklich keine gäbe und gegeben habe, sondern daß nur der Consensus der Geister und des Geistes der Zeit

die Erscheinungen hervorbrächten, welche Metternichs Schule so deutete und ausbeutete." Das waren dem Sinne nach Ihre Worte. Mir fielen die Hände über diesen Köhlerglauben schlaff am Leibe herab. Ich ahndete nicht, daß der Beweis dagegen uns so blutig an die Häuser von Berlin geschrieben werden sollte — denn wissen Sie, zu Berlin war seit mehr denn 14 Tagen Alles systematisch zur infamsten Revolte, die jemals eine Stadt entehrt hat, vorbereitet. Es waren Steine zum Steinigen meiner treuen Soldaten in allen Häusern vom eigentlichen Berlin, von Cöln, von der Neu- und Friedrichsstadt, gesammelt. Man hat dieselben lange anfahren sehen, wie auch Rasenstücke, um als Brustwehr gegen das Feuer der Truppen zu dienen, und hatte sich dieses sonderbare Bedürfnis nach Stein und Rasen gar nicht erklären können. Ferner waren in den Hauptstraßen alle Böden in Verbindung gesetzt, um von den Dachfenstern aus die Vor- oder Rückbewegungen der Truppen mit Schüssen und Steinwürfen verfolgen zu können. Es war nachgewiesen über 10,000 Mann und nicht nachgewiesen wohl das Doppelte des allergräßlichsten Gesindels seit Wochen in die Stadt geströhmt und — verborgen worden, so daß die Polizei mit ihren schwachen Mitteln sie nicht auffinden konnte, darunter der Abschaum von Franzosen (galériens), Polen und Süddeutschen, namentlich Mannheimern, aber auch sehr truppirte Leute, angeblich Milaneser Grafen, Kaufherren ꝛc. Ein reicher Mannheimer Kaufherr hat seinen Tod in der Königsstraße gefunden, nachdem ihm Mannschaft von meinem göttlichen 1. Garde-Bataillon das Leben geschenkt und er sie rücklings mit einer Axt wieder anfiel. Unter den zu bestattenden Verbrechern der „großen Tage" waren 30—50, von denen kein Mensch ein Wort, nicht Vaterland, nicht Namen ꝛc. wußte. Aus Paris, Carlsruhe, Mannheim, Bern weiß ich von den Tagen selbst offiziell, daß die Häupter der Bewegung am 18. März laut sagten: „heut fällt Berlin!!!" Namentlich Hecker, Herwegh und viele Andere von der Schuftenschaft.

Darum also die Frage an Sie, lieber Freund: bleiben

Sie noch immer bei Ihrer Abrede mit Niebuhr nie an eine Verschwörung zu glauben? Gebe Gott: Nein. Und doch vermag ich nicht die Garantie für dieses Nein zu übernehmen. Das hab' ich auf dem Herzen gegen Sie. Das muß ich Ihnen sagen. — Warum kann ich die Garantie aber nicht übernehmen? — Antwort: Weil sichere Symptome da sind, daß Sie vom Liberalismus gefangen sind.

Der Liberalismus aber ist eine Krankheit, gerade wie die Rückenmarksdürre. Die Symptome der letzteren aber sind z. B., daß der stark convex zum Daumen und Zeigefinger hervorragende Muskel concav wird bey der Pression; 2) daß ein Abführungsmittel verstopft; 3) daß ein Stopfmittel abführt und in einem späteren Stadium 4) daß sich die Beine hochheben, ohne gehen zu können. Und dabei kann solch ein Kranker vor Anderen und sich selbst lange Zeit als gesund gelten.

So wirkt der Liberalismus auf die Seele. Der Augenschein wird geläugnet, die Erfüllung von Consequenzen aus längst klar vorliegenden Ursachen wird als Aberglaube abgewiesen. Schön [der liberale Oberpräsident] glaubt heute noch nicht, daß Napoleon in Moskau war. Der Geist der Zeit wird als grandiose Apologie dahin gestellt, wo der HErr nicht empfiehlt, sondern befiehlt, die Sünde zu erkennen. Man glaubt, ehrlich dem Fortschritt zu huldigen, ihn mitzumachen und — es geht ventre à terre rückwärts in's Verderben. Die scheußlichsten Ausgeburten vollendeter Gottlosigkeit sind das Ringen des gesammten Menschengefühls zum Edeln, zum Licht. Schwarz wird weiß, Finsternis Licht genannt und die Opfer, die dem sündigen, Gott verfluchten Wahnsinn verfallen, werden fast oder ganz vergöttert. Denn der Geist in ihnen (Zuchthäuslern, galériens, Sodomiten 2c.) rang heldenmütig sich zum Aether auf. — Doch genug der Gotteslästerung. — Ich habe, wie bei der physischen Krankheit, auch bei der geistigen die letzten Stadien miterwähnt. Fern sey der Gedanke, Sie, meinen Freund, für schwer erkrankt auf dem Wege zu halten.

Aber krank scheinen Sie mir, denn der Unglaube an

Verschwörungen ist das erste untrügliche Symptom des seelenaustrocknenden Liberalismus. Und davon haben Sie selbst Zeugniß gegen sich abgelegt. Niebuhr starb an der Bekehrung vom Liberalismus und vom Verschwörungs-Unglauben. Sie müssen sich bekehren und leben, für mich, für Ihre Zeit, für die Kirche Gottes leben. Aber zu scherzen ist mit der Krankheit nicht. Ich weiß nur Eine Medicin dagegen, „das Zeichen des heiligen Kreuzes an Brust und Stirn!" — Uebersetzen Sie das in's Evangelische, in's ewig Wahre, so haben Sie das Heilmittel und das liegt Ihnen, Gott sei Dank! ganz nahe. Das segne Ihnen Gott der HErr. Friedrich Wilhelm.

L. v. Ranke, Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen.

In seiner Antwort stellt Bunsen der „Rückenmarksdürre des Liberalismus" den „Starrkrampf" gegenüber, wie er in Österreich geherrscht habe. Er nimmt Niebuhr und sich als Männer der äußersten Rechten in Schutz. „Aber allerdings", schreibt er, „wollten wir nicht belehrt werden von der neuen Brandenburger Junkerweisheit [der „Wochenblattspartei", die auf die Lehre des reaktionären Staatsrechtslehrers von Haller schwor], wir wollten uns nicht den Ruf guter Grundsätze verdienen, mit welchem jene Herren mehr der Monarchie geschadet, als mit den schlechten alle Liberalen!" Wenn der Straßenlärm und Gassenbubenunfug vorüber sei, werde der König selbst fühlen, „wie leicht man die Zeit regieren kann, wenn man die Sprache der Gegenwart spricht, wie sie aus der Anerkennung gottgegebener Wirklichkeit" hervorgehe.

Zirkularschreiben Friedrich Wilhelms IV. über Kaisertum und Reichsverfassung.

Das (unoffizielle) Zirkularschreiben bezieht sich ergänzend und kritisch auf eine Denkschrift des Prinzgemahls Albert von England vom 28. März 1848, welche dieser den größeren Regierungen und insbesondere dem König von Preußen mitteilte.

.. Erkenne man als Ehren-Haupt teutscher Nation den römischen Kaiser wieder an. Erneuere man die römische Kaiserwürde, und wie bis zum Jahre 1806 unauflöslich mit dem Erbkaisertum Österreich — wenn man will pro honoris causa. Man lasse ihm aber auch gewisse bezeichnende Ehren. Ich bin ganz für das Küren des besonderen teutschen Reichs-Oberhauptes. Nenne man dasselbe,

wenn es, wie ich zu Gott hoffe, auf Lebenszeit gekürt und dann — echt teutsch — auch als die von Gott eingesetzte höchste Reichsobrigkeit anerkannt wird (und nicht à la polonaise als Spielball der Magnaten-Ambitionen betrachtet wird), — nenne man dasselbe „König der Teutschen" — wie vor Alters. Ich wünsche, daß die Könige des Bundes (die ihrem Titel den Kurfürstlichen wieder gesellen sollten) den Wahlact allein begehen; demnächst aber die übrigen souveränen Fürsten zur Zustimmung auffordern. Beides die Sache weniger Stunden, die Könige und Großherzoge etwa im s. g. Conclave des Bartholomäusdoms zu Frankfurt, die Fürsten im Chor. Darauf wende man sich an den Röm. Kaiser und ersuche ihn ehrfurchtsvoll, die Wahl zu bestätigen. Das kann durch einen bevollmächtigten Erzherzog in derselben Minute geschehen. Dann aber werde, wie vor Alters der Dom dem Volke geöffnet und seine Acclamation vollende die Wahl. Bald darauf werde der teutsche König gesalbt und gekrönt (eben wie auch der Römische Kaiser bei seinem erblichen Regierungsantritt) und zwar, wenn er römisch-katholisch ist, durch den Erzbischof von Köln, der Reichskanzler würde — ist er evangelisch, durch einen zu ernennenden Erzbischof von Magdeburg, Primas Germaniae. Durch diese Einrichtung der Römischen Kaiserwürde auf das Haupt des österr. Erbkaisers wird Österreich dem Teutschen Reich erst gewiß. Österreich wird für immer Teutschland gewonnen und mit ihm die schönsten, ersten Länder Teutschlands dem neuen (alten) Reiche gesichert — Tyrol, Vorarlberg, Ober- und Niederösterreich, Steyermark, Kärnten, Krain und Istrien. Trägt Österreich nicht die höchste Krone, so ist an ein Beugen desselben vor dem teutschen Wahloberhaupte unmöglich zu denken, wenn es jemals wieder einigermaßen zu sich kommt. Und wer wollte daran verzweifeln? — Der Fürstentag scheint mir ein ungemein gesunder Gedanke zu sein. Nur denke ich ihn mir gegliedert, ähnlich dem alten Reichstag, in ein Collegium der Könige und Großherzoge, der Herzoge, der Fürsten. Durch die mediatisierten Fürsten und Grafen (theils viritim, theils in Bänken getheilt)

verstärkt, würde der Fürstentag alle drei Jahre das teutsche Oberhaus des Reichstags bilden, dessen Unterhaus das Haus oder die Curie der Reichsboten wäre. Nur empfehle ich aufs dringendste, daß bei der Stellung des Ober- zum Unterhause nie vergessen werde, daß souveräne Fürsten seinen Kern bilden und unter ihnen zwei Großmächte (daß sich Gott erbarme). Ernst II., Aus meinem Leben.

Der Polenaufruhr.

Am 20. März hatte König Friedrich Wilhelm IV. die gefangenen Polen in Berlin begnadigt. Er hatte einer Deputation die nationale Reorganisation der Provinz versprochen unter der Voraussetzung gesetzlichen Verhaltens. Die Polen hatten dies zugesagt, begannen jedoch sofort in Posen aufzutreten, als gäbe es dort nicht 500 000 Deutsche gegen 700 000 Polen. Eine gemischte Kommission, 7 Polen und 2 als „Gäste" geduldete Deutsche gebärdete sich als provisorische Regierung; die Edelleute ergriffen die Waffen und zwangen die Bauern, dasselbe zu tun, sie erhoben Steuern und Lieferungen, rissen die preußischen Adler ab, mißhandelten Deutsche und Juden. Die Proteste der Deutschen verhallten ungehört in Berlin. Es wurde sogar der General von Willisen, ein „Enthusiast für Polens Herstellung", in die Provinz geschickt. Willisen parlamentierte, anstatt zu handeln. Aber die Scharen der Sensenmänner wuchsen mit jedem Tage; der Erzbischof Przyluski und der gesamte Klerus predigte den Nationalkrieg, zum Teil unter unsinnigen Versprechungen. Willisen schloß am 11. April zu Jaroslawiez einen Vertrag, nach welchem die polnische Streitmacht auf 4 Bataillone und auf bestimmte Garnisonen beschränkt sein sollte. Die Polen rekrutierten fröhlich weiter, erpreßten neue Abgaben und verdrängten die preußischen Behörden. Da nahm ein Erlaß von Berlin die deutschen Kreise Posens von der „Reorganisation" aus. Daraufhin Wehgeschrei der Polen über die „siebente Teilung Polens" — und der Ausbruch des offenen Kampfes. Der von den Berlinern so hoch gefeierte Louis Mieroslawski war der polnische Führer. „Die Polen entwickelten ebenso große Tapferkeit gegen die Truppen, wie eine rohe Grausamkeit gegen wehrlose Deutsche und Juden." (Sybel.) — In der ersten Hälfte des Mai war der Aufruhr zertreten, die Banden aufgelöst und die Ordnung wiederhergestellt.

Audienz der Polendeputation beim König
am 23. März 1848.

Der Erzbischof von Posen leitete am 23. März die Deputation. Er redete gegen den König eine drohende Sprache, wie über-

haupt diese Deputation eines der merkwürdigsten Zwiegespräche herbeiführte, zu denen der König in jener Zeit gedrängt wurde. Kraszewski insbesondere gefiel sich in einer geradezu beleidigenden Sprache. Am Schluß seiner Rede sagte er zum König:

Kraszewski: ... Ganz Deutschland hat seine Sympathie für Polen offenbart, und die Fürsten werden sich derselben nicht entziehen wollen. Es ist freilich das Los der Herrscher, in ihrer Beziehung zum Volke von ihren Dienern getäuscht zu werden.

Se. Majestät der König: So wie das Los der Polen, wie die Geschichte lehrt, das gewesen, daß sie sich in ihren Hoffnungen immer getäuscht sahen.

Kraszewski: Leider auch durch die Vorfahren Ew. Königlichen Majestät.

Se. Majestät der König: Wieso?

Kraszewski: Ich will nicht weit in die Vergangenheit zurückgehen. Ew. Majestät kennen die Geschichte. Wenn aber Ew. Majestät uns den Aufstand von 1831 als Beispiel vorführen, so muß ich erinnern, daß der Vorfahr Ew. Majestät uns in demselben den Todesstoß gegeben.

Se. Majestät der König: Wie können Sie das behaupten?

Kraszewski: Ohne die damals den Russen von Preußen geleistete Hilfe würden wir nicht unterdrückt worden sein ... Haben wir auch im Jahre 1831 unglücklich gestritten, so haben wir doch gezeigt, daß der russische Koloß tönerne Füße habe.

Se. Majestät der König: Ich bin anderer Meinung und glaube, daß der Koloß eiserne Füße habe.

Kraszewski: Nun, die neuesten Ereignisse haben uns bewiesen, daß auch manche anderen eisernen Füße zu tönernen werden können... Im Polenaufruhr 1846—48.

Oberst von Brandt an General Wrangel.

Posen, 29. März 1848.

Gestern abend spät kam hier Mieroslawski an und ist, wie sich von selbst versteht, von einem ungeheuren Volks-

schwarm empfangen worden. .. Durch einen Zufall weiß man alles, was Mieroslawski im Postwagen mit seinen Reisegenossen verhandelt ... Über den König hat er sich laut mokiert und gemeint, daß er nicht begreifen kann, wie er dazu gekommen, sich mit ihm einzulassen, gewissermaßen vor ihm zu erscheinen — es sei ein schwacher Mensch, ohne Energie, von dem gar nichts zu fürchten.

Der Heckerputsch.

Hecker und Struve eilten nach ihrer Niederlage im Vorparlament in den Süden Badens. „Hier in Frankfurt ist nichts zu machen, es gilt, in Baden loszuschlagen." Herwegh hatte von Paris aus am 1. April verkündet: „Wir erkennen keine andere Macht auf der Erde, als das Volk selbst und den Willen des ganzen Volkes." Der Wille des ganzen Volkes war nun offenbar die Republik nicht, die Hecker am 12. April verkündigte. Er rief die waffenfähigen Männer der Umgegend von Konstanz auf und erklärte die bisherigen Beamten für abgesetzt. Die Zuzüge aber waren nicht imposant. Heckers Zug durch das südliche Baden endete bei Kandern am 20. April. Dort fiel der Führer der Bundestruppen, General Friedrich von Gagern. Struves Haufen wurde bei Steinen zersprengt, er selbst gefangen, kam aber wieder frei. Bauern, die am 22. April Freiburg besetzt hatten, wurden am 24. überwältigt, — der frühere badische Leutnant Sigel, jetzt Führer eines Zugs von Aufständischen, kam zu spät. Herwegh hatte in Paris mit Hilfe deutscher Revolutionäre eine „Legion" von rund 500 Mann zusammengebracht und führte sie, von seiner Frau begleitet, über den Rhein. Die Pariser Freischar wurde am 27. April bei Dossenbach von einer Kompagnie Württemberger zersprengt und über die Schweizer Grenze gejagt. „Den drei Führern gelang es, ihre Person rechtzeitig in Sicherheit zu bringen." — Hecker war und blieb populär. Nach dem Scheitern seiner Schilderhebung ging er nach Amerika. Vor seiner Abfahrt erließ er eine pompöse und verbitterte Ansprache an das Volk. Männer wie Robert Blum sahen in Heckers Unternehmen richtig eine große Gefahr für die junge Freiheit und nannten es Verrat.

Die Wirtshausrepublikaner.

Keine widerwärtigere Erscheinung in unsern Tagen, als ein Republikanismus, der alle Untugenden der Bande Catilinas in sich vereinigt und keinen einzigen republikanischen Vorzug besitzt; der sich mit zudringlicher Bereit-

willigkeit aller nationalen Empfindungen entäußert, sich allen Nationen an den Hals wirft und in kosmopolitischer Zerfahrenheit mit Slaven, Welschen, Magyaren lieber sympathisiert als mit dem eigenen Vaterlande. Robespierre und Danton und alle echten Jakobiner der neunziger Jahre waren vor allem Franzosen — und konnten neben grandiosen Verbrechen auch wieder eines großen patriotischen Aufschwungs fähig sein; unsere Wirtshausrepublikaner haben eine Anzahl Schlagwörter von ihren Vorbildern abgelernt, aber das eine fehlt ihnen, was ihre Vorgänger über das Gewöhnliche und Gemeine emporhob.

Ludwig Häusser, Denkwürdigkeiten der badischen Revolution.

Georg Herwegh an Friedrich Hecker.

Dieser Brief enthüllt Herweghs Optimismus (gelinde gesagt) in bezug auf die „deutsche Legion", die dann in den Heckerschen Aufstand eingriff. Hecker selbst war über das Projekt mißvergnügt, es hatte die Truppenzüge der Regierung veranlaßt und das Ehrgefühl der Badener, die sich von französisch-deutschen Handwerksburschen keine Republik oktroyieren lassen wollten, empfindlich verletzt. Als die „Legion" schon in Straßburg stand, und Frau Herwegh in Hecker drang, sie herbeizurufen, erteilte dieser den Bescheid: „Sagen Sie Herwegh, rufen könne ich ihn nicht, aber wenn er kommen wolle, und recht bald und in recht großer Zahl, soll mir's lieb sein." — Ungefähr das Gegenteil von Herweghs Phantasien war die Wirklichkeit.

Paris, 15. März 1848.

Die hiesigen Deutschen fangen an, sich zu organisieren und zu bewaffnen, und es ist Hoffnung vorhanden, in kurzer Zeit ein Korps von 4—5000 Mann eingeübt und mit Offizieren versehen zur Disposition Deutschlands bereit zu haben, welches auf das erste Signal von draußen, daß die Hilfe einer disziplinierten deutschen Armee nötig oder gewünscht wird, an den bezeichneten Ort marschiert.

Mit dem hiesigen Gouvernement sind Unterhandlungen angeknüpft; auf bedeutende und vielleicht Massenteilnahme der Polen in Frankreich ist im Fall partieller oder allgemeiner Insurrektion mit Sicherheit zu rechnen. Die an

Strapazen usw. gewöhnte Fremdenlegion, soweit sie aus Deutschen besteht, schnell zu gewinnen, ist gleichfalls, wenn es nötig und gewünscht wird, Aussicht vorhanden. Die Stimmung unter den hiesigen Deutschen ist sehr kriegerisch, und sobald ein erstes Korps wirklich abmarschiert wäre, würden Tausende und vielleicht Zehntausende organisiert und diszipliniert (um im Fall der Not auch Linientruppen standhalten zu können) folgen. Köln, Frankfurt und das Großherzogtum Baden sind die Punkte, auf die sie ihr Hauptaugenmerk richten. . . Sollte jedoch der entgegengesetzte Fall eintreten, so wäre hier niemand mehr zu halten, und kein Zweifel, daß das französische Volksgouvernement (wenn auch nicht offiziell) die Hand dazu bieten würde, alle deutschen Volontärs von hier waffen- und marschfähig zu machen. [Das französische Volksgouvernement hat nicht das allermindeste getan.]

Die Pariser Bevölkerung selbst würde mit Freuden zur Unterstützung bereit sein, da auch noch das egoistische Motiv hinzukommt, viele tausend Handwerker, die den Franzosen Konkurrenz machen, loszuwerden. Ich zweifle keinen Augenblick, daß, wenn wir heute von draußen ein Zeichen zum Aufbruch erhalten, wir binnen acht Tagen wohlgerüstet an der Grenze stehen können.. An tüchtigen Offizieren wird es nicht fehlen, und sobald die Masse der Eingeschriebenen groß genug, wird sich ein ordentlicher Kriegsrat an die Spitze stellen. Auf die Hilfe der Deutschen in Paris ist jeden Augenblick zu rechnen, und man würde unrecht tun, sie zu verachten, da viele von ihnen in den drei großen Tagen [der Februarrevolution] mitgefochten und alle gesehen haben, wie man eine Revolution macht, und was ein Volk vermag. Herwegh, Briefe von u. an G. Herwegh.

Corvin über die „deutsche Legion" in Paris.

Corvin sucht Herwegh, der das Präsidium der „Deutschen demokratischen Gesellschaft" führt, auf. Die Nachricht von der Revolution in Deutschland ist soeben eingetroffen. Die Stimmung der Legionäre ist vortrefflich. Aber in dem Komitee herrscht Verwirrung, Eitelkeit, Eifersucht. Ein Redakteur Heinr. Börnstein, ein ehemaliger preußischer Offizier Reinhardt von Schimmelpfennig, der Redakteur Adalbert von Bornstedt, der frühere preußische Leutnant Löwen-

fels waren mit Herwegh die leitenden Männer des Komitees. Dazu kam Karl Börnstein, ein früherer österreichischer Feldwebel.

Die [Komitee-] Sitzungen mißfielen mir gründlich; sie waren die Musterbilder fast sämtlicher Demokratensitzungen, denen ich überhaupt beiwohnte, und in ihnen wurde nichts früher und häufiger vergessen als eben das demokratische Prinzip. Von einer Diskussion war fast nie die Rede, denn jede dem Komitee mißliebige Bemerkung wurde von den Leitern desselben mit verletzender Heftigkeit abgewiesen, und Herwegh war in dieser Beziehung fast noch diktatorischer als Bornstedt. Der Unwille gegen die Tyrannei und die im ganzen herrschende Unordnung war allgemein. [Die Leute der Legion wurden unzufrieden und trieben zum Abmarsch.] Der Charakter der Legion hatte sich überhaupt in der letzten Zeit merklich zu ihrem Nachteil geändert, und daran waren Louis Blanc [der französische Sozialist], Bornstedt und das Komitee schuld; Louis Blanc machte die französischen, Bornstedt die deutschen Arbeiter verrückt. Man schmeichelte ihnen auf die unverschämteste Weise, so daß sie endlich glauben mußten, die ganze Revolution sei nur durch sie und nur für sie gemacht worden, und ihre Fäuste hätten viel mehr zu bedeuten als die gescheitesten Köpfe. Mancher bisher fleißige und bescheidene Arbeiter wurde dadurch ein aufgeblasener fauler Narr, der verlangte, die Regierung solle dafür sorgen, daß er faulenzen und gut leben könne. Es versteht sich von selbst, daß es auch vernünftige Leute unter den Arbeitern gab, welche über die Theorie der sich populär machen wollenden Phantasten lachten; allein ihre Zahl war in jener Zeit sehr klein ... Durch die auf solche Weise erzeugten falschen Begriffe von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit wurde ein Geist in der Legion hervorgerufen, der aller Ordnung und Disziplin schnurstracks entgegen war. Bei einer militärischen Expedition ist es noch mehr als bei jeder andern nötig, daß die Anführer von den Leuten als etwas Besonderes betrachtet werden; dies ist aber unmöglich, wenn man ihnen täglich predigt: „Die Anführer sind nichts Besseres als ihr, sie sind nur Diener, und diejenigen, welche sich durch ihre Handlungen

und ihr Benehmen vor euch auszeichnen wollen, sind Aristokraten." Man kann den Gedanken der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sehr ernst und warm im Herzen tragen, ohne diese Gleichheit darin zu suchen, daß die Gebildeten die Sprache und die Manieren der Ungebildeten annehmen, und die Brüderlichkeit besteht schwerlich darin, mit jedem Lump Schnaps zu trinken und sich zu duzen. Diese abgeschmackten Ideen von Freiheit und Gleichheit haben der Sache der Freiheit und Gleichheit unendlich geschadet und die Revolution ist daran gescheitert. — Herwegh machte durch seine Ansichten das Übel noch ärger. Drang ich auf Einführung militärischer Ordnung, so bekam er beinahe die „Gichter" und schrie mit den Füßen trappelnd: „Ich will keine Gamaschenknechte!" Ich war genötigt, die Sache gehen zu lassen wie sie ging, und sie ging herzlich schlecht. ... [Die französische Regierung wollte sich wegen der „deutschen Legion" nicht in auswärtige Ungelegenheiten stürzen. Waffen gab sie nicht her, an Geld ein paar tausend Francs, und diese „von Herrn Flocon [dem Finanzminister] sous titre de prêt" (als Darlehn), um die französische Regierung nicht zu kompromittieren. Etwa 250 Mann marschierten Ende März von Paris nach Straßburg ab. Später 400. Die „Handwerksburschenneigungen unserer Republikaner" machten Corvin viel zu schaffen. Hinter Vincennes stieß eine polnische Kolonne zu der deutschen.] Erinnerungen von Corvin. III.

Die Verhaftung Ficklers durch Mathy.

Fickler war einer der badischen Hauptrepublikaner, Herausgeber des radikalen „Seeboten". Er wollte in den Seekreis fahren, um dort aufzuwiegeln. Mathy war ein liberaler Führer.

8. April 1848.

In Karlsruhe kreuzten die Züge nach Konstanz und Mannheim. Als Mathy am 8. April früh auf den Bahnhof kam, erkannte er Fickler in einem Kupee auf dem Wege nach Konstanz. Er trat an das Kupee: „Halt. Wo willst du hin?" Fickler erwiderte scheu: „Das geht dich nichts an." — „Ich weiß, du willst dort hinauf." — „Ja, und ich

will dir zeigen, was wir zu tun vermögen." — „Du gehst nicht, du bleibst hier." — „Du wirst mir's nicht wehren." Da rief Mathy einen nahestehenden Polizeidiener und forderte diesen auf, Fickler zu arretieren. Der Polizeimann erbleichte vor Schreck und war nicht imstande, den Auftrag auszuführen. Fickler rief heftig zu den Bahnhofsbeamten und dem Zugführer: „Fort mit dem Zuge!" Mathy aber trat an den Bahnhofsdirektor heran: „Sie lassen den Zug nicht abgehen, bevor Herr Fickler verhaftet ist." — „Gott, ich habe keine Befehle der Regierung!" — Mathy: „Auf meine Verantwortung." Es gab großen Tumult, starke Aufregung unter den Passagieren; endlich wurde ein Polizeikommissar herzugeholt und wagte zögernd die Verhaftung.

Freytag, Karl Mathy.

Heckers Zug von Konstanz nach Kandern.

Friedrich Hecker erzählt: Sonntag, den 9. [April] mit Tagesanbruch verabschiedete ich mich in Mannheim von meinem Weibe, welches in Freud und Leid treu und innig bei mir gestanden, bei der ich in ungetrübtem häuslichen Glücke so oft Ruhe und Ersatz nach den Kämpfen des öffentlichen Lebens gefunden, drückte einen Kuß auf die Stirne meiner drei schlafenden Kleinen, mit der Zuversicht, welche der Glaube an eine gerechte Sache und an Grundsätze gewährt, welche den Jüngling und den Mann begeistert hatten, und verließ ein glänzendes Los, getragen und gehoben von der Idee, zu kämpfen, zu siegen oder unterzugehen für die Befreiung unseres herrlichen Volkes und mitzuwirken bei seiner Erlösung aus tausendjähriger Knechtschaft. Durch Rheinbayern, Frankreich und die Schweiz Tag und Nacht fortreisend, gelangte ich Dienstag, den 11. [April], gegen 6 Uhr in Konstanz an. Donnerstag, den 13., in der Frühe wurde in Konstanz Generalmarsch geschlagen; die Bewaffneten stellten sich auf dem Marktplatz auf, vier Trommler voran; mehrere derselben, die noch Tages zuvor gewaltig entschlossen sich gebärdet hatten, schlichen davon, andere versprachen nachzukommen; auf manche übte das Regenwetter einen lähmenden Einfluß; wie denn die eintretende

regnerische Witterung überhaupt dem Zuzuge viel Abbruch tat, — aber die mit auszogen, waren fröhlichen Mutes und tapfern Herzens, und sind es geblieben vom Anfang bis ans Ende. Die Frauen und Mädchen zeigten sich mutiger und begeisterter als die Männer.... Unter hellem Trommelschlag, begleitet von Hunderten, zogen wir von Konstanz aus über die Brücke.... Aufforderungen zum Zuzug trugen Boten nach den Nachbargemeinden, insbesondere nach der Insel Reichenau, wo ein kühnes, verwegenes Geschlecht, scharfe Büchsenschützen, haust.... Der blaue Himmel lachte aus den zerrissenen Regenwolken, zur Seite der klare herrliche See, die fernen freien Alpen, vor uns Hohenstaufen, Hohenhoben, Hohenstoffeln, Hohenkrähen und Hohentwiel; eine Welt voll alter Sagen und Lieder, verklungener Märchen, lag vor uns; alte Chroniken erzählten von der Despotie deutscher Kaiser und der Lehenschaft, von Fridolin dem Christentumprediger auf Reichenau, von Pfaffentrug und dem verbrannten Huß, und wir zogen aus mit dem Panner der deutschen Republik; wir wollten vertilgen die despotischen Reste des Mittelalters, und gründen den freien Volksstaat. Hell tönte kriegerisches Manneslied und die weißen Seevögel schwirrten um unsere Häupter, und im Gespräche über die Vorzeit und kühne Taten der Bewohner vom See ... zogen Dr. Kaiser und ich vor unserm Heerhaufen her, mit Trommelschall durch ein Dörflein hindurch, wo Glück und Segen und gutes Gelingen uns zugerufen wurde, und biederer Händedruck uns begrüßte. So gelangten wir mit dem Zuzug von Allersbach, der rüstig fürbaß geschritten war und uns eingeholt hatte, eine stattliche Reihe bildend, in Wahlwies ein.

In Wahlwies machte der Haufen Rast. Dort erfuhr Hecker, daß die Bevölkerung von Stockach eine fast feindselige Haltung einnehme. Er fuhr mit Willich sofort nach Stockach. Dort feuerte er die Menge an und wirkte auch, wie überall, durch seine Rede. Dennoch mußte er schon jetzt erleben, daß an eine Erhebung des ganzen Landes nicht zu denken war. Er schilt daher über Verrat. In Stockach wurde die „Republik organisiert".

In Engen traf am Samstag, den 15. April, Frau Herwegh ein. Hecker lehnte den Zuzug der in Frankreich gebildeten deutschen

Legion, die Herwegh führte, zunächst ab, bis „Resultate erzielt" seien. Die Erhebung müsse von innen heraus geschehen. Auf dem Marsche nahm der Zug 4000 Patronen auf. In Geisingen wurde Mittagsrast gemacht. Hecker eilte von dort nach Donaueschingen, wo Struve war, und nur 2—300 Freischärler statt der erhofften Tausende gegen die anrückenden Württembergischen Truppen standen. Hecker beorderte Willich mit seinen 800 Mann nach Donaueschingen. Inzwischen hatte Struve mit dem Kommandeur der Württemberger die Räumung Donaueschingens vereinbart, „kapituliert". Man beschloß, um die Rheinkolonne Weishaars aufzunehmen, gemeinsam in einem forcierten Nachtmarsch weiter südwestwärts zu marschieren.

Schnee bedeckte Sonntag, den 16. April, die Berge und die Täler, die Stimmung war gedrückt, viele bekamen Durchfall, und wurden auf Wagen nachgeführt, es war ein kalter, nasser und schwieriger Tag. [In Bonndorf suchte Heckers Bruder ihn vergeblich von seinem Unternehmen abzubringen.]

Am Montag, den 17. April, marschierten die Freischaren nach Lenzkirch und bogen von dort über Glashütte nach Bernau.

Bei Glashütte hielten wir einen Moment Rast, denn nun sollte erst der schlimmste Teil des Weges beginnen. War es auf diesen Höhen des Feldberges schon empfindlich kalt, so begann nun ein Regen-, Schnee- und Hagelsturm, wie ich ihn kaum je erlebt habe, so daß alle durch und durch geweicht wurden; der Wind brauste, daß er uns fast umriß, die Bäume beugten sich, schlugen die Wipfel zusammen und krachten, dabei mußte man durch einen viele Fuß tiefen Winterschnee, zu welchem der frischgefallene hinzugekommen war, die steile Kuppe hinanklimmen und waten, unsere Wagen mußten, um nicht um- und in die Tiefe zu stürzen, von den Wehrmännern gestützt und gehalten werden, und dennoch, gleich als wollten sie dem Himmel trotzen, stimmten sie ein Lied der Freiheit an, riefen sich Scherzworte zu oder spotteten über unsere Not; den Zug, wie er heranklomm, von der Höhe zu übersehen, bot einen wildromantischen Anblick dar: da zogen die Schützen, die Stutzen unter dem Arm, voraus, da klimmten die Fähnlein mit ihren Ban-

nern auf steilem Pfade empor, da schienen die Wagen von Wehrmännern getragen zu werden, dazwischen Gesang, Zuruf, Lärm; wir verglichen unsern Zug scherzweise mit dem der Franzosen über den Simplon. [Zwei Abgesandte des Fünfzigerausschusses aus Frankfurt, mit denen Hecker in Bernau zusammentraf, boten den Freischaren volle Amnestie an, wenn sie von ihrem Vorhaben abstünden. Natürlich vergebens.] — Heller brach der Morgen, Dienstag, der 18. April, an. Die Trommel rief die in den weitzerstreuten Quartieren befindlichen Wehrmänner unter ihr Banner. ... Aber die ermüdenden Märsche, das schlimme Wetter, die leidenden Füße, noch mehr das Einschleichen von Spionen und Verrätern, welche im Stillen die Leute entmutigten, zur Heimkehr rieten, Abteilungen in der Nacht mit sich fortrissen, verminderten immer wieder die Zahl.

Über Breg, Schönau, Zell kam man in den Fabrikort Schopfheim. Von dort gingen Depeschen an die Freischarenführer Sigel und Weishaar, in Eilmärschen heranzukommen. Sigel stand bei Todtnau, um auf Freiburg zu marschieren; er wartete seinerseits auf Hecker. Am 20. April erfuhr Sigel in Todtnau die Zersprengung der Heckerschen Freischaren bei Kandern. Dorthin nämlich zog am 19. April Hecker, und hier stießen die bewaffneten Haufen mit den hessischen und badischen Truppen zusammen, die Hessen unter dem General Friedrich von Gagern, die Badener unter dem Obersten von Hinkeldey. Die Freischaren waren etwa 1200 Mann stark. Die gegnerischen Truppen zählten etwa 2000 Mann.

[Grün=] Donnerstag, der 20. April, brach an. ... Willich hatte die Anhöhen zu beiden Seiten der Straße hinter Kandern, sowie die Straße selbst besetzt. Ich stand bei einem Fähnlein am Berge, als mir zugerufen wurde, Gagern wünsche mich zu sprechen. Ich begab mich auf die Straße, wo mir ein Kavallerieleutnant entgegenkam und diese Mitteilung wiederholte. Ich stieg den Weg herab, begleitet von mehreren republikanischen Anführern, und traf mit Gagern auf der Mitte einer vor der Stadt Kandern befindlichen Brücke zusammen, wo er mich anredete: „Sie, d. h. die Republikaner, müssen die Waffen niederlegen", was ich natürlich ablehnte; darauf fuhr er fort: „Sie sind ein ge-

scheiter Mann, aber ein Fanatiker", worauf ich erwiderte: „Wenn die Hingebung für die Befreiung eines großen Volkes Fanatismus ist, dann gibt es aber auch einen Fanatismus auf der andern Seite, dem Sie dienen; übrigens bin ich nicht hier, um hierüber zu streiten, sondern frage, ob Sie mir sonst etwas mitzuteilen haben." Hierauf entgegnete er mir, so werde er mit aller Strenge gleich einschreiten, worauf ich erwiderte: „Und wir werden einem Angriff zu begegnen wissen, übrigens werden Sie uns (die Anführer) zuvor zu unsern Korps zurückkehren lassen", worauf er erwiderte: „Allerdings." Nach diesem Zwiegespräch rief mir ein badischer Stabsoffizier noch zu: „Ich beschwöre Sie, stehen Sie ab!" Damit hatte das Parlamentieren und der erste Akt der Handlung ein Ende.

Die Freischaren zogen sich nun aus ihrer Stellung rückwärts Kandern auf den Paß Scheidegg und stellten sich zur Verteidigung auf. Diese Bewegung dauerte etwa dreiviertel Stunden. Die Linientruppen, voran die Hessen, zogen ihnen nach. Die Republikaner versuchten die Linie zu sich herüberzuziehen.

Schon traten aus den vordersten Reihen der Hessen acht bis zehn Soldaten vor, offenbar in der Absicht friedlicher Begegnung. Als dies bemerkt wurde, ritt Gagern vor, einer oder mehrere Oberoffiziere begaben sich ebenfalls vor. Die Soldaten traten in die Reihen zurück, nachdem er ihnen etwas zugerufen hatte; Feuer wurde kommandiert, ein Peleton-Feuer erfolgte, und nun erst schoß man republikanischerseits. ... Erst nachdem gagernscherseits gefeuert worden, feuerten unsere Leute, es fiel Gagern, und fast gleichzeitig mit ihm fielen noch andere verwundet oder tot, das konnte ich nicht entscheiden.

Fr. Hecker, Die Erhebung des Volkes in Baden im Frühjahr 1848.

Gagern wurde nicht, wie sofort behauptet worden, beim Parlamentieren oder meuchlings erschossen, sondern er fiel einige Zeit nach der Unterredung mit Hecker beim Beginn des Gefechts. Die Freischaren scheinen zuerst eine Salve abgegeben zu haben, und nicht, wie Hecker berichtet, die Linie. Tatsache ist, daß auf beiden Seiten in den vordersten Reihen offenbar einige Augenblicke der Wille zum Kampf schwankte. Hier griff General von Gagern persönlich ein, und auf der Seite der Freischaren gingen die Gewehre zuerst los.

Von Feuerdisziplin oder überhaupt von militärischer Disziplin war bei den Aufständischen keine Rede. Die Linie gab nun Salve auf Salve ab, trieb die Freischaren bergauf und zersprengte sie. — Hecker entfloh, als Bauer verkleidet, über Steinen und Hüffingen und gelangte gegen Mitternacht nach Rheinfelden auf schweizerischen Boden, wo Willich, Kaiser, Mögling u. a. schon eingetroffen waren.

Die „deutsche Legion" während des Heckerputsches.

Das Komitee der „deutschen demokratischen Gesellschaft in Paris" folgte Anfang April den vorausmarschierten Kolonnen nach Straßburg, alsdann reisten Herwegh und seine Frau ab. Corvin blieb noch einige Zeit zurück, um mit der provisorischen Regierung weiter zu verhandeln. Er erhielt aber nichts als gute Wünsche auf den Weg. Die vorausgereisten Komiteemitglieder hatten in Straßburg so gut wie nichts getan. Endlich wurde zum Befehlshaber der Feldwebel Karl Börnstein und zum Chef des Generalstabs der Leutnant Corvin gewählt. Börnstein hatte Patronen gemacht, trug einen großen Schnurrbart in seinem Korporalsgesicht und „verstand gut und bedeutend zu schweigen". „Dabei war er sehr ruhig" — und so mußte der viel tüchtigere Corvin ihm das Feld räumen. In Straßburg hörten die Führer der Legion allerlei vergrößernde Gerüchte von Heckers Zug in Baden. Um Gewißheit zu erlangen, reiste Frau Herwegh zu Hecker. Sie blieb länger als erwartet war aus, und so ging Corvin nach Offenburg, fand aber die ganze Gegend schon von hessischen Truppen besetzt. Corvin fuhr weiter nach Freiburg, wo er Frau Herwegh traf. Hecker stand schon bei Kandern. Corvin bestimmte auf Heckers Rat Banzenheim zum Überfahrtsort über den Rhein. Die Direktion der elsässisch-französischen Bahn hatte sich erboten, die Freischärler (etwa 800 Mann) nach der gewünschten Station zu bringen.

Corvin erzählt: Am Morgen 4 Uhr, Sonnabend vor Ostern 1848 [am 22. April], fuhr die Legion mit einem Extrazuge nach Straßburg ab. Als alles zur Abfahrt bereit war, fiel es mir ein, mich selbst davon zu überzeugen, ob die Kisten mit unsern Gewehren aufgeladen wären. Zu meinem Erstaunen hörte ich, daß sie noch ruhig in der Kaserne stünden und daß kein Mensch sich darum bekümmere. Ich teilte dies sogleich dem „General" Börnstein mit; allein dieser antwortete mir ganz großartig, er habe das alles besorgt und die „nötigen Befehle" an Löwenfels gegeben. Ich veranlaßte ihn aber, sich selbst darum zu bekümmern und nötigte ihn, bei der nächsten Station auszusteigen, nach

Straßburg zurückzukehren und dafür zu sorgen, daß die Waffen wenigstens mit dem nächsten Zuge nachkämen...

Die Abteilung der Legion, welche bei Niffern und Großkembs über den Rhein geführt wurde, belief sich auf nicht mehr als ungefähr 650 Mann; als es ernst wurde, hatten sich eine Menge Leute heimlich entfernt. ... Herwegh [der als „politischer Missionär ohne Beschäftigung“ mitging] und seine Frau zogen an unserer Spitze; letztere in Männerkleidung. Sie trug schwarze Tuchpantalons und eine schwarze Sammetbluse mit einem Ledergürtel, in welchem zwei kleine Terzerole und ein Dolch steckten, wahrscheinlich um ihren Dichter zu beschützen, der nur eine Doppelflinte mit sich führte, deren einer damaszierter Lauf gesprungen war.... Als Kopfbedeckung trug Frau Herwegh einen breitkrämpigen schwarzen Hut ohne Kokarde oder Feder: das blondbraune Haar war nach Männerweise geordnet. Ihre äußere Erscheinung war nicht eben auffallend, denn wir sahen alle abenteuerlich genug aus; man hielt sie für einen halbwüchsigen Jungen.... Wir waren, trotz Heckers Niederlage, guten Muts und beschlossen, nach Todtnau zu marschieren. [Auf dem Marsch lockerten sich Ordnung und Disziplin der schlechtbewaffneten Freischar immer mehr; das „fahrige, räsonnierende Handwerksburschenwesen“ nahm kein Ende.] In Wieden trafen wir mehrere Versprengte der Sigelschen Kolonne und erfuhren, daß von dieser nicht mehr das Geringste zu hoffen sei.... Bei unserer numerischen Schwäche, dem mangelhaften Zustande unserer Ausrüstung und dem Geiste der Unordnung, die in der Legion eingerissen war, konnte es mir auch nicht entfernt in den Sinn kommen, ein Gefecht herbeiführen zu wollen; die Aufgabe, die ich mir stellte, war im Gegenteil diese, die Legion durch alle Feinde hindurch über die Schweizer Grenze zu bringen, ohne mit den Truppen einen Schuß zu wechseln. [Dennoch kam es noch nach ermüdenden Hin- und Hermärschen zu einem blutigen Zusammenstoß bei Niederdossenbach.]

Das Gefecht bei Dossenbach am 27. April 1848.

Die württembergischen Truppen (300 Mann) unter dem Hauptmann Lipp rückten von Niederdossenbach heran. Corvin entschloß

sich sofort zum Rückzug wegen Mangels an Munition, wie er sagt. Sein Plan eines geordneten Rückzugs aber war nicht auszuführen, weil die Freischaren sich teils in Auflösung zur Flucht wandten, teils dem Feind entgegenstürzten. Corvin suchte eben die verworrene Masse zum Rückzugsgefecht zu formieren, als die Württemberger eine Salve abgaben. Corvin erzählt:

Die Wirkung, welche die Salve auf die hinter mir durch das Terrain ziemlich verdeckten Leute machte, war tragikomisch. Als nämlich die vor uns stehenden Tirailleurs die Württemberger herausschwenken sahen, stürzten uns viele von ihnen eilig entgegen; es waren Leute, die sich verschossen hatten und zurückrannten, um sich Patronen oder Pulver zu verschaffen, welches von Herwegh und seiner Frau, die auf dem Wagen zurückgeblieben waren, auf den Kampfplatz geschickt wurde. Leider nützte dies wenig, da es sogar an Papier zum Laden und zum Tragen des Pulvers fehlte, welches einige Leute in ihre Blusen schütteten und darin wie in einer Schürze trugen; geladen wurde mit Gras. Als nun, wie gesagt, diese Tirailleurs zurückstürzten, und zugleich einige Verwundete zurückgeführt wurden, hielten die hinter mir stehenden Leute dies für das Signal zum Reißaus, und als dabei zugleich die württembergischen Kugeln gegen Bajonette und Sensen klapperten, ließen sie sich nicht mehr halten. Wie eine von panischem Schrecken ergriffene Kuhherde machten sie kehrt, rannten wie toll und blind, in vollem, fast taktmäßigem Trab einige hundert Schritt zurück. ... An diesem schmählichen Davonlaufen — die Leute konnten übrigens das Feuer nicht erwidern! — hatte Börnsteins Rückzugsgeschrei großen Anteil. ... Ein sehr braver Student, namens Krebs, wie auch ein anderer durchaus glaubwürdiger Mann, namens Teuthorn, erzählten, daß sie Börnstein einige hundert Schritt hinter der Front angetroffen hätten. Als sie ihn verwundert fragten, was er denn hier, so weit entfernt vom Gefecht, tue, gab er die heroische Antwort: „Ich soll mich wohl totschießen lassen?" ... Am mutvollsten und dabei höchst komisch benahm sich unser Tambour, der ein Franzose war. Er schlug unverdrossen sein Kalbfell, bis der Kessel der Trommel von ebenso vielen Kugeln durch-

bohrt war, als seine Bluse. Er selbst blieb unverwundet, stand einige Schritte vom Feinde, schnitt den Württembergern wütende Gesichter und schrie: „Ah! les grédins! Ah! les grédins!“ [Hungerleider]. Er ward gefangengenommen. ... Die Sensenmänner folgten mutig ihrem Führer [Reinhart von Schimmelpfennig]; als sie sich jedoch dem geordneten und gut bewaffneten Feind gegenüber sahen, mäßigte sich ihr Feuer. Schimmelpfennig sah sich bald mit wenigen Leuten allein und schwankte einen Augenblick, ob er sich ergeben solle. Er rief den Soldaten zu, er hoffe, daß man nach Kriegsgebrauch mit ihm verfahren werde. Als ihm mit Schimpfworten und Schüssen geantwortet wurde, stürzte er mit geschwungenem Säbel in die feindliche Reihe, deren Anführer er suchte. Er verwundete einige Soldaten und stand dann dem Hauptmann Lipp gegenüber, dem er in dem kurzen Zweikampf einen Finger abhieb. Der Hauptmann wäre verloren gewesen, wenn Schimmelpfennig nicht in diesem Augenblick eine Kugel in die linke Brust erhalten hätte, wodurch er zum Fall gebracht wurde. Als er noch lebte, stieß ihm ein Soldat das Bajonett in den Mund, so daß es zur andern Seite des Kopfes hinausdrang. ... Während des anderthalb Stunden dauernden Gefechtes sind einige dreißig unserer Leute gefallen, doch wurden in Dossenbach selbst, wie mir Augenzeugen erzählten, nur neun begraben; man fand die übrigen wohl später. Mehrere der Fliehenden ertranken im Rhein; — einen erhängten die Württemberger im Walde.

Die Freischaren waren völlig zersprengt. Herwegh und Frau retteten sich auf ihrem Wagen. Corvin behauptet, daß Herwegh schon deswegen sich nicht unter das Spritzleder des Wagens habe verstecken können, weil der Wagen keines gehabt habe. Mitgefochten hat Herwegh nicht. Und wenn er auch, wie Corvin sagt, „Nichtkämpfer und Nichtmilitär“ war, so liegt es doch nahe zu bemerken, daß auch die in das tolle Abenteuer getriebenen Sensenmänner keine Militärs waren und doch kämpften. Aber das Bild, daß vorne die armen Teufel aus dem Volke bluteten, während hinten die Freiheitsapostel zuschauten, war nicht nur bei Niederdossenbach zu sehen.

Henriette Feuerbach an Emma Herwegh.

Die Mutter des Malers Anselm Feuerbach. Sie lebte während der Revolution in Freiburg (Baden).

Freiburg, 25. Mai 1848.

... Von der Stadt waren wir drei Tage abgeschlossen, nur durch die hinteren Fenster hörten wir drin heulen und schreien und Sturmläuten. Die Freischärler waren wie im Rausch. Am Ostersonntag morgen begannen die Feindseligkeiten an der Dreisambrücke vor unserm Haus. Die Arbeiter wollten aus der Stadt Hecker zu Hilfe, den sie ein paar Stunden entfernt glaubten. Die Hessen hatten auf der anderen Seite die Brücke besetzt und ließen sie nicht durch — die Sensenmänner sahen scheußlich aus. Endlich zogen sie nach langem Parlamentieren zurück, indem sie Schildwachen an der Brücke ließen, und verbarrikadierten die Stadt. Um vier Uhr nachmittags sollte die Stadt von unserer Brücke aus beschossen werden, die Kanonen rasselten an, Infanterie, Kavallerie rückten nach, da schossen die zwei Brückenschildwachen, zwei junge Turnerbürschchen, ihre Flinten ab, und in dem Augenblick schrie alles: Hecker kommt! — und stob auseinander. Aus dem Günterstaler Wald sah man eine lange schwarze Kolonne herankommen, mit vier Kanonen und einem berittenen Anführer an der Spitze. Das Militär wogte in einem Knäuel an der Brücke durcheinander, ein Augenblick genügte, um den Angriff von der Stadt gegen die Freischaren zu richten. Peletonfeuer krachte, Kanonen donnerten, die Freischaren sausten bis zu unserm Haus. Das alles geschah in der Hälfte der Zeit, als ich es erzählen kann. Die hessische Infanterie warf sich in vollem Lauf und mit lautem Hurrageschrei gegen den Wald zu, die Freischaren verschwanden drin und zogen sich nach zwei verschiedenen Richtungen in die Höhe, badische Dragoner besetzten die Eingänge, und nun blitzte und krachte es aus meinem schönen grünsamtnen Wald heraus, ach — das war traurig! Tote und Verwundete wurden herausgetragen, auf der Brücke standen noch immer Kartätschen gegen die Stadt gerichtet, damit die drinnen nicht herauskonnten, sie tobten wie gefangene wilde Tiere, und

auf dem Münster stürmte es in einem fort. Das Gefecht dauerte bis acht Uhr, dann wurde das Schießen seltener und schwieg endlich. Die Hessen kamen mit ziemlich gelichteten Reihen zurück. Einen Dragoner trugen sie vor unserm Haus vorbei, der war mit seinem Mantel zugedeckt, so steif und starr wie Eisen, sein Pferd ging traurig mit...

Den andern Morgen war es trübes Wetter, ich öffnete die Läden um sechs Uhr. Alles leer, kein Soldat, keine Kanonen, keine Schildwache. Der Wald so still und geheimnisvoll, alles heimtückisch öde, nur der Staub wirbelte im Sturme auf der Straße. Um neun Uhr hieß es, die Nassauer kommen mit der Eisenbahn — plötzlich drei Kanonenschläge vom Bahnhof, kleine Gewehrfeuer, Peletonsalven, endlich regelmäßiger Kanonendonner. — Ich machte geschwind die Läden zu, da jagte in blanker Karriere die hessische reitende Artillerie auf unsere Brücke zu, ich, kaum vom Fenster weg, rufe die Meinigen, da kracht es, die Kartätschen platzen. Wir gingen in den Keller, das Bombardement dauerte eineinhalb Stunden, dann drang das Militär in breiten geschlossenen Reihen mit klingendem Spiel im Sturmschritt mit gefälltem Bajonett in die Stadt. Wer auf der Straße war, wurde gefangen oder niedergemacht, wer an den Fenstern sich zeigte, erschossen. Die Freischärler hatten vorher die Hessen in Furcht gejagt, sie warteten auf kochendes Pech und einen völligen Straßenkampf. Nachher kamen die Arrestationen, das war greulich. Ich war nachmittags in der Stadt, sie glich einem Feldlager; 5—6000 Mann Hessen, Nassauer, Württemberger, Badenser biwakierten in den Straßen, die Häuser zerschossen, überblasse, blutende Gebundene inmitten eines Trupps Soldaten mit geschwungenen Säbeln. Das dauerte vier Tage; aus den Kellern herauf, zu den Fenstern heraus wurden sie gezogen. Alle Häuser durchsucht. Dann kam die Einquartierung. Wir hatten zuerst sieben Mann Hessen, die waren aber sehr ordentlich und zuletzt wirklich anhänglich, dann vier, dann zwei und jetzt noch zwei widerwärtige Württemberger Tambours.

Henriette Feuerbach. Ihr Leben in ihren Briefen.

Robert Blum an seine Frau über den Heckerputsch.

Frankfurt a. M., 3. Mai 1848.

Hecker und Struve haben das Land verraten nach dem Gesetz — das wäre Kleinigkeit; aber sie haben das Volk verraten durch ihre wahnsinnige Erhebung; es ist mitten im Siegeslauf aufgehalten; das ist ein entsetzliches Verbrechen.

Der König an Camphausen.

Nach dem badischen Aufstande erwog das Vorparlament zu Frankfurt die Aufstellung eines „Parlamentsheeres".

Potsdam, 5. Mai 1848.

Die Frechheit der 50=er zu Frankfurt mit der Armee von 10000 Mann, deren Führer sie ernennen wollen, übersteigt bei Gott! alle Grenzen des Fabelhaften. Ich hoffe zuversichtlich, daß Preußen diese Schmach nicht wird über Deutschland kommen lassen; außer der Schmach ist noch augenscheinliche Gefahr dabei. Man sieht, sie wollen absolut „Gouvernement provisoire" spielen. Wohin sind wir gekommen! Wir müssen endlich das feste Wort sprechen: „Bis hierher und nicht weiter!" Sprechen Sie es aus, teuerster Camphausen, zu Teutschlands Heil, zu Preußens Ruhm und zu Ihrem eigenen, den ich Ihnen wahrlich so von Herzen gönne.

Der Versuch der Reichsgründung.



Am 18. Mai, nachmittags 3 Uhr, zogen die erwählten Abgeordneten des deutschen Volkes in festlichem Zug unter Geschützdonner und Glockengeläute in ihr Sitzungslokal, die Paulskirche. Die Zahl der Mitglieder dieses ersten deutschen Parlamentes war 320; sie stieg bald auf 400 — die Gesamtzahl der Gewählten betrug 586. Das Frankfurter Parlament war eine Versammlung der bedeutendsten Köpfe der Nation. Man hat oft wiederholt, daß in der Paulskirche fast lauter

weltfremde Theoretiker sich anschickten, das Deutsche Reich zu gründen. Dies ist doch nur bedingt richtig. Die in der höheren Politik erfahrenen Männer waren, soweit sie den alten Kabinetten gedient hatten, einfach nicht wählbar. So war freilich ein unentbehrliches Element ganz schwach vertreten. Die 95 Advokaten mochten wohl oft politische Fragen in kasuistischer Weise behandeln; es standen ihnen aber 124 Verwaltungsbeamte und 100 richterliche Beamte gegenüber. Die 104 Gelehrten zählten in ihren Reihen Historiker wie E. M. Arndt, Dahlmann, Droysen, Biedermann, Duncker, Gervinus, Friedrich von Raumer, Stenzel, Waitz; unter den Staatsjuristen befanden sich Robert von Mohl, Karl Welcker, Zachariä, Georg Beseler. Dazu kam eine Anzahl praktischer Juristen. Unter die großen Vertreter deutschnationaler Kulturwissenschaft zählten Jakob Grimm und Ludwig Uhland. 12 Literaten, 18 Geistliche (darunter Döllinger), 15 Ärzte, 10 Soldaten, 34 Grundbesitzer, 13 Industrielle und Kaufleute vervollständigen den Kreis der vertretenen Stände. Der Grundbesitz, der Handel, die Industrie waren verhältnismäßig schwach vertreten. Aber immerhin saßen in der Paulskirche Vertreter wie von Beckerath, Bassermann, Gabriel Rießer. Die Aufgabe war ungeheuer. Der Eifer und die Ausdauer in den schlimmsten, verzweifeltsten Lagen war auf allen Seiten bewunderungswürdig. Starke Männer sind in dem einen Jahre deutschen Parlaments durch Sorge, Kampf und Kummer grau und morsch geworden. Ihr Palladium, die Souveränität der Nation, barg auch eine furchtbare Verantwortung in sich. Die Führenden waren sich dessen wohl bewußt. Und wenn die Männer der äußersten Linken die Majorität mit Hohn überschütteten, so ist die Geschichte ihnen nicht beigetreten. Die Majorität, welche die Zentralgewalt, die Grundrechte, die Reichsverfassung schuf; welche das preußische Erbkaisertum votierte; welche endlich, als die Revolution noch einmal um die Reichsverfassung entbrannte, es wagte, den Vorwurf des Verrats auf sich zu nehmen, weil sie hinter dieser neuen Revolution die Reaktion gewappnet auftreten sah, — diese Majorität ist gerechtfertigt. Die radikale Linke war klarer in ihrem Ziel, dürftiger

in ihrem geistigen Besitz, weniger wählerisch in ihren Mitteln, populärer durch die Faßlichkeit ihrer Schlagworte. Von beiden Strömungen gilt das Wort Rankes, daß nicht die liberalen oder radikalen Ideen an sich, sondern ihre Loslösung von aller Wirklichkeit vorhandener Staatswesen die Reform scheitern ließ. „Man glaubte Österreich, man glaubte Preußen durch Dekrete beeinflussen zu können — kurz, man glaubte an Prinzipien und Verfassungsparagraphen, anstatt mit den realen Machtmitteln zu rechnen." Aber: „Die Frankfurter Versammlung ist dadurch einzig in ihrer Art, daß in ihrer Mitte alle Fragen über das Gesamtleben der Nation in freier Diskussion erörtert wurden, und die verschiedensten Standpunkte wie in einer aneinander schließenden Kette ihre Vertreter fanden. Sie war gleichsam eine Akademie der politischen Wissenschaften in bezug auf die nationalen Anliegen in der Form einer Staatsgewalt, tatsächlich ohne alle Macht, aber inwiefern sie ihren Beruf auf das Prinzip der Nationalsouveränität begründete, von umfassendem Anspruch." — Als die Nationalversammlung ihre Beratungen begann, gab es noch keine gegliederten Parteien. Es gab nur den Gegensatz der konstitutionellen Mehrheit zur revolutionären Minderheit. Zwischen ihnen lagen die mannigfachsten Abstufungen. Es dauerte noch Monate, bis zu den Abstimmungen feste Gruppen anrückten. Der Versammlung erschien nichts dringender als die Schaffung einer provisorischen Zentralgewalt; die Lage Europas und Deutschlands schien eine solche kräftige Exekutive zu fordern. Die radikale Linke wünschte ein Direktorium etwa wie das comité du salut public, das ein republikanischer Konvent aus sich heraus aufstellte. Die Mehrheit strebte nach einer konstitutionellen monarchischen Oberbehörde. Vom 19. Juni 1848 an tobte über diese Fragen die Redeschlacht in der Paulskirche. Am 23. Juni erklärte Dahlmann namens des Ausschusses sich für einen Reichsverweser. Gagern hatte im geheimen für den Erzherzog Johann von Österreich sondiert. An Friedrich Wilhelm IV. war nicht zu denken; als Braun von Köslin den König vorschlug, wurde sein Antrag

unter grimmigem Hohngelächter begraben. Auf Preußen, wie auf irgendeine wirkliche Macht im Bund, nahm die Paulskirche keine Rücksicht. Nur die Linke wußte, worauf sie sich stützte: ihr Machtmittel war die Revolution. Aber auch diese war nicht reell und allgemein, sondern, wie der Verlauf der Bewegung zeigt, nur lokal und unberechenbar. Am 24. Juni tat Gagern den „kühnen Griff" und erklärte, die Versammlung müsse kraft der Souveränität der Nation die Zentralgewalt selbst schaffen. So kam denn am 28. Juni das Gesetz über die Zentralgewalt zustande.

Am 29. Juni wurde Erzherzog Johann von Österreich zum Reichsverweser gewählt. Eine Deputation ging nach Wien, ihn einzuholen. Die deutschen Regierungen beeilten sich mit gemischten Gefühlen, das neue Reichshaupt anzuerkennen. Erzherzog Johann, der die leutseligen Formen des habsburgischen Hauses beherrschte, war doch immerhin „ein kluger und ehrgeiziger alter Herr". Er verbeugte sich nach allen Seiten: gegen die Nationalversammlung, die doch ein revolutionäres Parlament war, nach den Fürsten — und endlich nahm er im Palais Taxis zu Frankfurt die Abschiedsworte des sterbenden Bundestags entgegen. Dieser übertrug alle seine Rechte und Pflichten an den Reichsverweser. Der Bundestag erlitt also bloß einen Scheintot. Zwar das linke Zentrum des Hauses erkundigte sich nach dem zweideutigen Testament des Verstorbenen. Aber in jenen gehobenen Stunden des Machtgefühls der Versammlung ging der Antrag unter. — Eine der brennendsten Fragen der Zeit, die schleswig-holsteinische, bewegte im Juni die Versammlung. Sie verpfändete ihre Ehre für die Herzogtümer, deren mächtigster Anwalt im Nationalparlament ihr alter Vorkämpfer Dahlmann war.

Die Paulskirche.

Heinrich Laube erzählt: Die Paulskirche ... ist ein runder Tempel, dessen Mittelgrund ringsum durch Säulen abgegrenzt wird. In diesem Mittelgrunde saßen auf Kirchenbänken die ersten deutschen Volksvertreter, gegen Mittag schauend auf eine Rednerbühne in Gestalt einer Kanzel, auf eine Präsidentschafts-

estrade hinter dieser Kanzel, auf rote Vorhänge mit Schwarz und Gold gesäumt und mit dem zweiköpfigen Reichsadler geschmückt hinter dieser Estrade, und auf ein romantisches Bild der Germania, hoch, hoch über dem Präsidenten, ein Bild voll strenger Unschuld aber geringer Kraft. Hinter diesem Kern- und Mittelgrunde, also hinter jenen Säulen steigt amphitheatralisch noch eine vierfache Reihe von Bänken aufwärts zu den Fenstern, ein Berg, der seine Montagnards erwartete und auf der Nordwestseite später auch gefunden hat. Jetzt strotzten diese Bergbänke von Zuschauern, welche den dicht unter ihnen sitzenden Parlamentsmitgliedern über die Köpfe, in die Karten und Taschen sahen und in die Ohren raunten wie Gefangenen des Volks. Wehe den Gefangenen, wenn sie sich nicht für frei ausgeben wollten, für sehr frei! Hoch oben, um den Scheitel des Tempels, in gleicher Höhe mit jener Germania, läuft die Hauptgalerie, welche 1500—2000 Zuschauer, Zuhörer, Zusprecher trug. Es war ein gebieterischer Anblick der Volkssouveränität.

H. Laube, Das erste deutsche Parlament I.

*

Robert von Mohl, der Urheber der Geschäftsordnung des Nationalparlaments und einer ihrer bedeutendsten Juristen, später Reichsjustizminister, erzählt:

Für Beleuchtung und Heizung war gut gesorgt. Allein übel war, daß sehr wenig freier Raum für Gänge und in der Mitte bestand, und daß dieser sogar durch Einräumung von Plätzen für privilegierte Zuhörer noch unnötig beengt wurde. Es war dadurch der Verkehr unter den Mitgliedern sehr schwierig, so daß persönliche Bekanntschaft mit solchen, welche in einem anderen Teile des Hauses saßen, im Saale kaum gemacht werden konnte, kürzerer Meinungsaustausch, Anfragen, Verabredungen nicht wohl stattfanden. Noch schlimmer und eigentlich kaum erträglich erwies sich, daß gar keine Nebenräume bestanden, wie dies bei einer freistehenden Kirche natürlich war. Von Lokalen für Ausschüsse war keine Rede; diese waren in der Stadt, zum Teile in ziemlichen Entfernungen, gemietet. Es konnte also, was doch oft nötig gewesen wäre, kein schneller Zusammentritt eines Ausschusses statt-

finden. Allein nicht einmal der Präsident oder das Ministerium hatten Sprechzimmer, so daß eine Beratung oder schnelle Besprechung in freier Luft auf dem Paulsplatze bei jeder Witterung stattfinden mußte. Ich erinnere mich, eine Verhandlung mit dem Staatsrate ... hier in strömendem Regen gehabt zu haben. Störend und in den Folgen unanständig erwies sich, daß kein Raum für Erfrischungen im Hause selbst eingerichtet werden konnte. ... Es blieb nichts übrig, als eine der in benachbarten Gäßchen liegenden Schenken zu besuchen, was denn für das Straßenpublikum den nicht sehr erbaulichen Anblick des Hin- und Herströmens aus dem Sitzungssaale in die Kneipe und umgekehrt zur Folge hatte.

Robert v. Mohl, Lebenserinnerungen II.

Die politische Zusammensetzung der Versammlung.

Nach einem radikalen Wahlgesetz hatte das Volk für die am 18. Mai in Frankfurt zusammentretende Nationalversammlung gewählt. Die Wahlen trugen die Farben der Ereignisse. Wenn der Wahlmodus jede Schranke der Wählbarkeit entfernte, so begünstigte die Unbestimmtheit, in welcher die Aufgabe der Frankfurter Versammlung den Wählern vorschwebte, die Fernhaltung jeder egoistischen Rücksicht. So war der Einsicht und dem Talent der Zugang eröffnet; dem praktischen Geschick wurde minder Rechnung getragen; den Ausschlag gab das politische Bekenntnis. Je nach der Stimmung in den einzelnen Ländern trug hier die Hinneigung zur Republik, dort das Bekenntnis des Festhaltens an der konstitutionellen Monarchie den Sieg davon, und es zeigte sich auch hier, daß in Baden die Republik den meisten, in Preußen den wenigsten Boden habe. Die Summe aber war, daß die Republikaner in entschiedener Minderzahl waren.

R. Haym, Die deutsche Nationalversammlung.

Heinrich von Gagern bei Übernahme der Präsidentschaft.

Dienstag, 23. Mai 1848.

Wir sollen schaffen eine Verfassung für Deutschland, für das gesamte Reich. Der Beruf und die Vollmacht zu dieser Schaf-

fung, sie liegen in der **Souveränität** der **Nation**. (Stürmisches Bravo.)

Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der deutschen konstituierenden Nationalversammlung in Frankfurt a. M. I.

Die Ehrung Arndts in der Paulskirche.

Sitzung vom 23. Mai 1848.

Venedey aus Köln: Meine Herren! Heute morgen ist ein Mann auf die Tribüne getreten und, ohne zum Worte gelangt zu sein, wiederum herabgestiegen. Es war der alte, greise **Arndt**. Ich glaube, wir sind ihm schuldig, zu sagen, daß wir nicht gewußt haben, wer es gewesen.

Viele Stimmen: Auftreten! Auf die Tribüne! (Arndt auf die Rednerbühne.)

Arndt aus Bonn (mit ungeheurem Jubel und Beifallruf die Rednerbühne besteigend): Geschmeichelt fühle ich mich nicht, aber gerührt durch diese Anerkennung der Vertreter und Darsteller eines großen und ehrwürdigen Volkes, in dessen Gefühle und Gedächtnis ich wenigstens von Jugend an gelebt und gewirkt habe. Was der einzelne verdient und gewirkt, ist eine Kleinigkeit, er geht in der Million der Gedanken und der Gefühle, in der geistigen Entwicklung eines großen Volkes so mit, wie ein kleines Tröpfchen im Ozean. Daß ich hier stehe, ein Greis jenseit der Grenze, wo man wirken kann, war das Gefühl, als ich erschien — gleichsam wie ein gutes altes deutsches Gewissen, dessen ich mir bewußt bin. (Unermeßlicher Beifall unterbricht den Redner.) Daß ich erscheinen durfte unter vielen Männern, unter manchen Jünglingen, die ich das Glück gehabt habe, zu kennen, auch das ist mir ein gutes altes deutsches Gewissen. Wer an die Ewigkeit seines Volkes glaubt ... (Wird abermals durch stürmischen Jubelruf unterbrochen.)

Drinkwelder von Krems: Ich stelle den Antrag, dem ehrwürdigen Arndt für sein Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" den Dank der Nation zu votieren. Es hat uns begeistert in der Zeit der Unterdrückung, und es hat uns vereinigt.

Soiron von Mannheim: Ich habe nur einen kleinen Verbesserungsvorschlag zu machen. Wir wollen ihm nicht für sein Lied, wir wollen ihm überhaupt für seine Wirksamkeit für das ganze Deutschland danken. (Ein dreimaliges donnerndes „Lebehoch!" erschallt in der Versammlung und auf der Tribüne.) Stenographischer Bericht I.

Josias von Bunsen an den preußischen Bundesgesandten von Usedom in Frankfurt.

London, 17. Mai 1848.

[Sir Robert] Peel sagte mir vor drei Wochen: Lassen Sie Deutschland kein Wort in der europäischen Politik mitsprechen, sechs Wochen lang, solange bis Sie Ihre Verfassung fertig haben. Sie sprechen im Gefühl einer Zukunft, an welche wir nicht glauben.

Der Prinz von Preußen an Leopold von Gerlach.

London, den 16. Mai 1848.

Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief vom 5. d. M. Jawohl, was ist aus Preußen geworden, seit wir uns zuletzt bei jener Batterie sprachen am Kandelaber! Wer konnte ahnen, daß zwölf Stunden später das alte Preußen begraben sein würde, ein ganz neues entstehen sollte. Wie meine Stellung zu diesem neuen sein wird, ist noch nicht abzusehen, ihm zu widerstreben, ihm meine Dienste nicht zu weihen, scheint unmöglich, unter welchen Bedingungen ich es tun kann, muß die Zeit auch lehren. Wenn die Konstitution wie die Konstituante gemacht und der König beschränkt ist, wie kann ich da zurückbleiben, wenn ich überhaupt je in das Vaterland zurückkehren will... Meine Verbannung, wenn man sie so nennen will, trage ich mit allem Mut und aller Kraft, die meines reinen Gewissens [so!]. Daß man mich verfolgt als den Träger des alten Preußens und der alten Armee, rechne ich mir zur Ehre an, denn ich kannte und träumte nur ein selbständiges Preußen, eine Großmacht des europäischen Staatensystems, und für dies Preußen paßte keine andere Konstitution; für das neue, in Deutschland aufgehende

Preußen ist eine Konstitution sogar nötig. Ob das Aufgehen für eine Großmacht, wie wir am 19. März früh noch waren, nötig ist, weiß ich nicht, es ist aber ausgesprochen, und seitdem wird von 50 Leuten in Frankfurt am Main regiert, die sich selbst konstituiert haben. So steht also alles auf dem Kopfe. Unser [Vereinigter] Landtag war vernünftig, wenn gleich recht viele Herzen dabei brachen. Schreiben Sie doch zuweilen Ihrem Pr. v. Preußen.

Leopold von Gerlach, Denkwürdigkeiten I.

Fr. Th. Vischer an seinen Freund Schnitzer.

Frankfurt, 16. Mai 1848.

...Wurm [Abgeordneter aus Hamburg, geborener Schwabe] ärgerte mich durch wohlweise Bemerkungen gegen das „wohlfeile Regieren", als ich verlangte, daß rasche Durchführung von Maßregeln, in denen das Volk alsbald Mittel zur Erleichterung, zur Hebung der Not erkenne, in das Programm aufgenommen werden müßte. Ich zerreiße lieber mein Mandat, als daß ich in diesem Punkte nichts von Frankfurt bringe, ich will kein einiges Deutschland mit hungernden Bauern und Arbeitern. Deutsche Revue 1909.

Schleswig-Holstein.

König Christian VIII. von Dänemark stirbt am 20. Januar 1848. Sein Nachfolger Friedrich VII. beruft eine dänische und schleswig-holsteinische Kommission ein zur Prüfung der Verfassung (für die dänische Gesamtmonarchie), die Christian VIII. hinterlassen hatte. Die Eiderdänen verlangen die Einverleibung Schleswigs. Da bricht die Revolution in Frankreich aus. Am 18. März versammeln sich die Führer der deutschen Partei in Rendsburg und senden eine Deputation nach Kopenhagen. Diese soll vom König fordern: gemeinschaftliche Ständeversammlung, Preßfreiheit, Versammlungsrecht, Volksbewaffnung, Eintritt Schleswigs in den Deutschen Bund. In Kopenhagen fordern stürmische Volksversammlungen die Einverleibung des Herzogtums Schleswig in Dänemark. Am 21. März wird diese auch vom König angekündigt. Am 23. März bilden W. Beseler, Graf Reventlow-Preetz und der Prinz von Noër eine provisorische Regierung für die Herzogtümer. Das ganze Land steht auf, der Krieg beginnt, der Augustenburger ruft die Hilfe Preußens an. Friedrich Wilhelm IV. bewilligt sie, obwohl innerlich zwiespältig, denn die Schleswig-Holsteiner waren ja „Rebellen". „Ich habe mich

der Wahrung der deutschen Sache für die Tage der Gefahr unterzogen, nicht um die Rechte andrer zu usurpieren, sondern um das Bestehende nach außen und im Innern nach Kräften zu erhalten." In der Instruktion für seinen Gesandten von Wildenbruch erklärt der König seine Stellungnahme aus dem Streben, „eine republikanische Erhebung" zu verhindern; er weist die Vermittlung Englands nicht zurück. Die Dänen erklären sich zu unterhandeln bereit, überfallen aber die schleswig-holsteinischen Truppen bei Flensburg und besetzen Schleswig. Das ist für die Preußen das Signal zum Angriff. Am 10. April überschreitet Bonin die Eider, Wrangel übernimmt den Oberbefehl über die Preußen und das 10. (hannoversche) Bundeskorps. Denn der Deutsche Bund hatte inzwischen die provisorische Regierung von Schleswig-Holstein anerkannt. Am 23. April stürmt Wrangel das Danewerk bei Schleswig, am 26. siegt er bei Oversee und besetzt Nordschleswig ohne Widerstand; am 2. Mai nimmt er die Festung Fridericia ohne Schwertstreich und schreibt eine Kontribution aus für die Schädigung des Ostseehandels und für die gekaperten Schiffe. — Während des Sommers flaute der Krieg ab. Denn Preußen stand völlig isoliert. Zar Nikolaus war über seinen Schwager, den er an der Seite der Revolution gegen einen legitimen König kämpfen sah, ergrimmt und reizte Schweden gegen Preußen. England war übelwollend, Österreich rührte sich nicht, ebensowenig die deutschen Regierungen, trotz der Anteilnahme des deutschen Südens. Die deutschen Ostseestädte jammerten über die Blockade der Küsten, die norddeutschen Staaten schickten dem General Wrangel keine Verstärkungen. Friedrich Wilhelm IV., ohnehin mit dem Herzen nicht bei diesem Kriege, befahl die Räumung Jütlands und sandte am 22. Juni den Grafen Pourtalès zu Unterhandlungen an den König Oskar von Schweden nach Malmö.

Der König an Camphausen.

Sanssouci, 17. Mai 1848.

Ich habe Arnim noch einmal auf die großen Gefahren aufmerksam gemacht, die aus dem wider meinen dringendsten Rat begangenen Fehler der Besetzung Jütlands und des kalten Betreibens oder vielmehr Nichtbetreibens der Waffenruhe mit Hamlet [Dänemark] nun wirklich eingetreten sind.

Friedrich Christoph Dahlmann.

Friedrich Christoph Dahlmann, geb. am 13. Mai 1785 zu Wismar, 1813 Professor der Geschichte in Kiel, 1829 Professor der

Staatswissenschaften in Göttingen, 1837 als einer der Sieben seines Amtes entsetzt und ausgewiesen, 1842 Professor in Bonn, 1848 Vertrauensmann Preußens beim Bundestage, beteiligte sich am Vorparlament, arbeitete den Verfassungsentwurf der Siebzehner aus, Abgeordneter zur Nationalversammlung als Vertreter eines holsteinischen Wahlbezirkes, gehörte zum rechten Zentrum („Kasino"), Mitglied des Verfassungsausschusses, der Kaiserdeputation, schied im Mai 1849 aus, noch kurze Zeit politisch tätig, gest. am 5. Dezember 1860 zu Bonn.

Nichts Unmögliches hoffen und nichts, was frommet, versäumen,
Stark im Entsagen, doch nie opfernd das eine, was not.

Dahlmann ins Parlamentsalbum.

Auch Dahlmanns steinerner Wille hält sich rechts, und um so nachdrücklicher war sein Eingreifen in die Malmöer Waffenstillstandsfrage. Er brachte ihr Bundesgenossen von einem Teile des Hauses zu, der sonst nicht leicht zu gewaltsam äußersten Maßregeln entschlossen ist. Der stärkste Bundesgenosse seiner Sache war aber der lange, steife, tief versäuert blickende Mann selbst mit dem Lapidarstile seiner Rede, mit der Wucht seiner gediegenen und durchaus wahrhaften Persönlichkeit. Seine Anklage schnitt unheilbar in die Gemüter. Robert Heller, Brustbilder aus der Paulskirche.

Dahlmann über Schleswig-Holstein.

Die deutschen Truppen wurden aus Jütland zurückgezogen, und es gingen Gerüchte von Verhandlungen über einen Waffenstillstand mit den Dänen.

Sitzung vom 9. Juni 1848.

Vergönnen Sie ein kurzes Gehör einem Manne, der ohne Ruhmredigkeit von sich sagen darf, daß er die besten Kräfte seiner Jugend, daß er die Treue eines Menschenalters der schleswig-holsteinischen Sache gewidmet hat... Wir Antragsteller haben Sie gebeten, Sie möchten wahren die Ehre von Deutschland. . . Glauben Sie ja nicht, daß diejenigen Männer, die jetzt soviel Redens davon machen, das ganze europäische Gleichgewicht werde erschüttert, wenn das ganze Schleswig, mit Holstein vereinigt, zum Deutschen Bunde tritt, daß diese Männer irgend Glauben verdienen. Nicht im geringsten

wird dadurch das europäische Gleichgewicht nur irgend erschüttert, ja nicht einmal berührt. Dieselben aber, die das behaupten, werden nicht müßig sein, wenn wir mit unserer Verfassungsfrage, mit Gründung einer neuen Gesamtverfassung für unser deutsches Vaterland zum Ziele kommen, dann mit doppelter Stärke ihre Stimmen zu erheben, um dazwischen zu rufen: „Hier wird das Gleichgewicht von ganz Europa verrückt", und die Männer, die das sagen, werden dann recht haben. Denn allerdings wird das bisherige Gleichgewicht von Europa verrückt, wenn unser Deutschland aus einem schwachen, versunkenen Gemeinwesen, aus einer im Ausland geringgeschätzten Genossenschaft zur Würde, Ehre und Größe hinaufsteigt. (Bravo!) Diese Verrückung des Gleichgewichts von Europa wollen wir aber haben und festhalten, und auf dieser Verrückung des Gleichgewichts von Europa wollen wir bestehen, bis der letzte Tropfen Bluts uns entströmt ist. (Bravo!) Wenn Sie in der schleswig-holsteinischen Sache versäumen, was gut und recht ist, so wird damit auch der deutschen Sache das Haupt abgeschlagen. Sie werden tun, was die Ehre Deutschlands fordert, und mögen die Pläne aller derjenigen zuschanden werden, welche ihre Rechnung stellen auf die Unsterblichkeit der Schwäche und Versunkenheit unseres deutschen Vaterlandes! (Bravo!)

Zum Beschluß erhoben wurde

Der Antrag Waitz:

Die deutsche Nationalversammlung erklärt, daß die schleswigsche Sache, als eine Angelegenheit der deutschen Nation, zu dem Bereich ihrer Wirksamkeit gehört, und verlangt, daß energische Maßregeln getroffen werden, um den Krieg zu Ende zu führen; daß aber bei dem Abschluß des Friedens mit der Krone Dänemark das Recht der Herzogtümer Schleswig und Holstein und die Ehre Deutschlands gewahrt werde.

Zur Charakteristik einiger Redner.

Der Präsident Heinrich von Gagern.

Heinrich Wilhelm August Freiherr v. Gagern, geb. am 20. August 1799 zu Bayreuth, kämpfte 1815 bei Waterloo als

nassauischer Offizier, 1829 großherzoglich hessischer Regierungsrat, Mitglied der zweiten Kammer, wurde aus dem Staatsdienste entlassen, 1848 Ministerpräsident, beteiligte sich am Vorparlament, Abgeordneter zur Nationalversammlung als Vertreter eines hessischen Wahlbezirkes, schloß sich keiner Partei an, 19. Mai Präsident der Nationalversammlung, 17. Dezember Präsident des Reichsministeriums, dankte am 21. März 1849 ab, schied im Mai aus, trat den Versammlungen zu Gotha und Erfurt bei. Nach dem Scheitern der Union machte Gagern als Major den unglücklichen Schleswig-holst. Feldzug mit (Sommer 1850). 1862 trat er, der das preußische Erbkaisertum betrieben, offen zur österreichischen Partei über. Er war 1864—1872 großherzogl. hessischer Gesandter in Wien, starb am 22. Mai 1880 zu Darmstadt.

Ich habe den Beruf des deutschen Volkes als einen großen, weltgebietenden aufgefaßt. Man mag darüber spötteln, mit Zynismus wegwerfend einen solchen Völkerberuf leugnen: ich glaube daran und würde den Stolz verlieren, meinem Volke anzugehören, wenn ich den Glauben an solche höhere Bestimmung aufgeben müßte. Stenographischer Bericht IV.

Das Geheimnis von Gagerns Herrscherfähigkeit liegt in der sittlichen Achtung, die er einflößt, und in der männlichen Würde, welche sich beredsam auch in seinen schweigenden Bewegungen ausdrückt. Sein Talent zum Präsidieren ist eigentlich bei weitem nicht so groß als sein Beruf dazu ... Er scheut vor keiner Meinung zurück, er achtet auch die abweichendste Bahn des Gegners; aber was verfälscht, was tückisch, was gemein auftritt, dawider fehlt ihm die Ruhe der Bewältigung. Das Niedrige mag kommen, woher es will, so kann Gagern seine Natur nicht verleugnen ... Der Zorn, der dann sein Gesicht mit der kühn vorgebauten Stirn, den buschigen Brauen und dem verschlossenen Munde wunderbar verschönert, ist ... von unwiderstehlicher Wucht. Denn mit der äußerlichen Autorität verbindet sich eine noch viel stärkere moralische Entscheidung. Allein die Leidenschaft ist ein Magnet, der überall sogleich die leidenschaftliche Gegenwirkung erweckt, und es gehört sodann die ganze Kraft eines Gagernschen Quos ego dazu, um die empörten Stürme zu beschwören.

Robert Heller, Brustbilder aus der Paulskirche.

Ernst Moritz Arndt.

Arndt ist am 26. Dezember 1769 zu Schoritz auf Rügen geboren, wurde 1805 Professor der Geschichte in Greifswald, mußte vor Napoleon nach Schweden flüchten, wirkte seit 1812 mit Stein für die Befreiung Deutschlands; 1817 Professor in Bonn, wegen „demokratischer Umtriebe" 1820—1840 vom Amt suspendiert. Der 15. rheinpreußische Wahlkreis wählte ihn ins Nationalparlament, hier gehörte er kurze Zeit zur äußersten Rechten („Steinernes Haus"), später zu keiner Partei. Er war Mitglied der Kaiserdeputation, schied im Mai 1849 aus. Am 29. Januar 1860 starb er 90 Jahre alt zu Bonn.

Licht suchst du da, wo tausend Lichter funkeln,
und schreist: Wer sagt mir, ob ich nicht im Dunkeln?
Im Meer des Lichtes willst du magre Klarheit,
willst jedes Funken Fünklein dir zerklauben,
damit du könnest, daß es leuchte, glauben?
O blinder Tor mit solcher blinden Wahrheit!

Der Feldherr, welcher jede Lanzenspitze
der Knechte zählt, wird nimmer mit dem Blitze
des Sieges Schlachtenreihen niederschmettern:
Auf! Nimm dir Mut und stürze dich ins Ganze,
rauf aus der Blumen Fülle dir zum Kranze,
und zählte seine Wonne nicht nach Blättern.

Arndt ins Parlamentsalbum.

*

Welch ein blühender Greis, der Vater Arndt! Lichte weiße Haare umkränzen ihm den Scheitel und streben noch immer lustig empor, die Wangen lachen von Gesundheit und das Auge von sonnigen Gedanken. Mit derselben unverwüstlichen Frische ist sein Gedächtnis begabt, und so sitzt denn alle Gelehrsamkeit und Erfahrung, welche die letzten drei Vierteljahrhunderte einem genialen Menschen verleihen konnten, lebendig und hochverehrt auf der rechten Seite des Hauses. Robert Heller, Brustbilder aus der Paulskirche.

Robert Blum.

Robert Blum ist am 10. Nov. 1807 in Köln geboren; er arbeitete sich aus dürftigen Verhältnissen empor und ging 1831 als Theatersekretär und -Kassierer nach Leipzig. Durch seine Rednergabe

verschaffte er sich bald im Kreise der Liberalen Geltung. 1840 gründete er zu Leipzig den Schillerverein. 1847 wurde er Buchhändler. Die „Sächsischen Vaterlandsblätter", sein politisches Tagebuch „Vorwärts", sein „Volkstümliches Handbuch der Staatswissenschaften und Politik" dienen alle der Propaganda freiheitlicher Ideen. Er gründete nach dem Ausbruch der Revolution den „Vaterlandsverein" als Mittelpunkt der Agitation. Im Vorparlament war er Vizepräsident, dann Mitglied des Fünfziger-Ausschusses, und wurde von Leipzig in die Nationalversammlung gewählt. Von Natur zum Redner geboren, war er der populärste Führer der Linken; doch war seine Stellung nach dem September nicht unangefochten. Er ließ sich mit Julius Fröbel nach Wien abordnen, um den Wienern namens der Linken eine Zustimmungsadresse zu überbringen. In Wien geriet er in die Oktoberrevolution hinein und focht auf den Barrikaden mit. Am 29. Oktober zog er sich vom Kampf zurück. Schwarzenberg und Windischgrätz verabredeten aber seinen Tod, um der Nationalversammlung durch eine solche Gewalttat ihre Ohnmacht zu beweisen. So wurde Blum trotz seiner Eigenschaft als Vertreter der deutschen Nation am 9. November in der Brigittenau standrechtlich erschossen, nachdem er zum Tod durch den Strang verurteilt war. Die Hinrichtung Blums erregte in Deutschland berechtigten ungeheuren Unwillen; sie war das blutige Signal der reaktionären Säbelherrschaft.

Über Robert Blum ist eine Zeitlang weit über die wahre Bedeutung des Mannes hinaus gesprochen und geschrieben worden; später ist er auch vielleicht mehr, als er verdiente, in Vergessenheit geraten. Ich will versuchen, ihn so darzustellen, wie ich ihn durch Erfahrung und Beobachtung kennen gelernt habe. Ich habe Blum nicht bloß auf der Rednerbühne gehört, sondern bin mit ihm in mehr als einem Ausschusse gesessen, und er war mir merkwürdig genug, um ihn scharf im Auge zu behalten. Nun, ich stehe nicht an, zu erklären, daß ich eine nur sehr mäßige Meinung von Blums Talent gewann. Gern gebe ich zu, daß er die niederen Schichten des Volkes kannte und sie tief aufzuwühlen und schnell zu bewegen wußte. Ferner mag er die Gabe besessen haben, eine Partei einzurichten und wirksam zu machen. Auch konnte kein Mensch ihm ein bedeutendes rhetorisches Talent und unermüdlichen Fleiß in dessen Ausbildung und Anwendung absprechen. Endlich räume ich ihm einen sehr feinen Takt ein, der ihn abhielt, weiter zu

gehen, als er mit Sicherheit sah, und namentlich ihm die Verstöße ersparte, welche sonst unvollkommene Bildung leicht begeht in dem Wunsche, diesen Mangel nicht zu zeigen. Allein nicht nur fehlten ihm die Kenntnisse des Staatsmannes, sondern auch dessen Blick... Mit größter Sorgfalt bereitete er sich vor, hauptsächlich auf pompöse Redensarten und sesquipedalia verba; und niemals sprach er, ohne mit einem prächtigen Bilde zu beginnen und mit einer rasselnden Schlußrede zu endigen. An Gedanken lag dazwischen so gut wie nichts, und nicht einmal die Aufregung der Leidenschaften führte er bis zur Spitze, sondern lenkte immer wieder, irgendwie dämpfend, ein. Wußte er doch nicht, wohin die ganze Entfesselung hätte führen können... Wahrscheinlich genug ist es, daß er die ihm so verderbliche Reise nach Wien im Gefühle machte, er habe neu zu werden und tapfer zu erscheinen, wenn er seine Stellung in der Partei behaupten wolle.

Robert v. Mohl, Lebenserinnerungen II.

Fürst Felix Lichnowsky.

Felix Maria Vinzenz Andreas Fürst Lichnowsky, geb. am 5. April 1814, preußischer Offizier. 1838 scheidet er aus der Armee und tritt in die Dienste des spanischen Thronprätendenten Don Carlos, wird von ihm zum General ernannt. Seine nach der Rückkehr aus Spanien erschienenen „Erinnerungen" ziehen ihm ein Duell zu, in dem er schwer verwundet wird. 1847 wird er Mitglied des preußischen Vereinigten Landtags, 1848 Abgeordneter zur Nationalversammlung als Vertreter von Ratibor gehörte er zur äußersten Rechten („Steinernes Haus"), später zum rechten Zentrum („Kasino"), Mitglied des Verfassungsausschusses; am 18. September 1848 grausam verwundet; erlag seinen Wunden am 19. September 1848 zu Frankfurt a. M.

Es würde zu weit führen, diesen wunderbar von der Natur ausgestatteten und entsetzlich von der Gesellschaft verzogenen Menschen zu schildern, auch nur, wie er sich während seines Aufenthalts in Frankfurt zeigte.... [Er war] auf der Rednerbühne eine glänzende Erscheinung. Es war nicht Wissen, was ihn auszeichnete. Hunderte in der Versammlung waren unterrichteter. Es war auch nicht ein natürlicher staatsmännischer Blick.. Es war nicht Stimme noch Sprache; jene war nicht aus-

reichend, diese nicht immer richtig. Am wenigsten war es sittliche Würde; wie hätte sich diese mit solcher Eitelkeit, solcher Selbstsucht und solchem Leben vertragen? Es war aber Geist, Fassung, unmittelbares reiches Leben, herausfordernde Keckheit, vornehme Sicherheit und Schönheit. Lichnowsky zitterte vor Ungeduld, bis er mit einem Vorkämpfer der Linken oder mit einem eben jetzt für unantastbar geltenden Grundsatze anbinden konnte, und je größer die Aufregung, desto mehr steigerte sich sein Talent nach Stoff und Form. Eine Unterbrechung, ein Zuruf von der Galerie war ein Glücksfall für ihn, denn an diesen fand er seine glücklichsten Wendungen. Er führte einen höchst lästigen Guerillakampf, der ihm denn auch einen frühen grausamen Tod brachte.

Robert v. Mohl, Lebenserinnerungen II.

Die Geschäftsordnung verlangte, daß jeder Redner, bevor er das Wort ergriff, seinen Namen nannte. Natürlich unterließen dies die allbekannten Führer. Aber so oft sich ein solcher von der äußersten Linken erhob, etwa Robert Blum, rief Lichnowsky mit gedehntem Nasallaut: „Naa—men!“ — und der bekannteste Mann im Hause mußte seinen Namen nennen.

Karl Vogt.

Karl Vogt, der bekannte Naturforscher und Vorkämpfer des Materialismus, geb. am 5. Juli 1817 zu Gießen, 1847 Professor der Naturwissenschaften in seiner Vaterstadt. Er beteiligte sich am Vorparlament, wurde Abgeordneter zur Nationalversammlung, gehörte zur Linken („Deutscher Hof“); Mitglied des Dreißiger-Ausschusses, des Rumpfparlaments, der Reichsregentschaft, wurde seines Amtes in Gießen entsetzt, 1852 Professor der Geologie, später auch der Zoologie in Genf; er starb 1895 in Genf.

Ich bin für die Trennung der Kirche vom Staate, allein nur unter der Bedingung, daß überhaupt das, was Kirche genannt wird, vernichtet werde; nur unter der Bedingung, daß das, was man Kirche nennt, überhaupt spurlos verschwinde von der Erde und sich dahin zurückziehe, wo es seine Heimat hat, in den Himmel, und zwar in den Himmel, von dem wir erfahren werden nach unserem Tode, von dem wir aber vielleicht nichts wissen wollen, solange wir auf Erden sind ... Bei dieser Frage stehe ich auf einem total neutralen

Standpunkte, einem so vollkommen neutralen, daß ich fast sagen möchte, es wäre gar kein Standpunkt. Stenographischer Bericht III.

An klarem, scharfem Verstand, leichter Auffassung, schlagendem Witze, treuem Gedächtnisse mögen wenige Mitglieder der Versammlung Vogt gleichgekommen sein. Er sprühte Geist und Leben. Dabei ein geborener Redner: Herrschaft über die Sprache, metallene Stimme, Geistesgegenwart, Ruhe bei scheinbar größter Leidenschaft; nichts fehlte; und sehr selten gelang es ihm nicht, seine Zuhörer zu unterhalten und zu spannen... Es kann aber in der Tat über die schlimmen Eigenschaften Vogts und über ihren Einfluß auf sein Handeln kein Zweifel stattfinden; er selbst hat sich gar keine Mühe gegeben, einen Schleier darüber zu ziehen. ... Er erreichte, worauf er Anspruch machen konnte, allgemeine Anerkennung seines Talentes; allein weiteres mochte er nicht erlangen, denn ihm fehlte die Heiligung des Verstandes durch die sittliche Würde. Seine Einwirkung auf die deutschen Angelegenheiten war nur eine zerstörende. Robert v. Mohl, Lebenserinnerungen II.

Karl Mathy.

Karl Mathy, geb. am 17. März 1807 zu Mannheim, Publizist, Mitglied der badischen Kammer bei der Opposition, lebte 1834 bis 1840 als Flüchtling in der Schweiz, beteiligte sich am Vorparlament, Mitglied des Fünfziger-Ausschusses, Staatsrat, Abgeordneter zur Nationalversammlung, gehörte zum rechten Zentrum („Kasino"), Unterstaatssekretär im Reichsfinanzministerium, schied im Mai 1849 aus, trat der Gothaer und Erfurter Versammlung bei, verließ den Staatsdienst, war Bankdirektor, wurde 1866 badischer Ministerpräsident und starb am 3. Febr. 1868 zu Karlsruhe.

Wenn ich die Schmeicheleien höre, die jetzt so häufig der Masse gemacht werden, die Tugenden, die man ihr zu ihrem eigenen Erröten beilegt, so möchte ich eine solche Schmeichelei nicht minder unwürdig finden als das Knien vor dem Throne eines gekrönten Hauptes. Stenographischer Bericht I.

Zentralgewalt und Reichsverweser.

Die Verhandlungen dauerten vom 19.—28. Juni. Berichterstatter war Dahlmann.

Dahlmann: Es ist mit Deutschland dahin gekommen, daß

man im Auslande schon anfängt, die Frist zu bestimmen, da es gänzlich die Beute der Parteien sein werde. — Täuschen wir diese Besorgnisse! Gründen Sie eine feste Zentralgewalt und treten Sie dann mutig den Besorgnissen, den Drohungen des Auslandes gegenüber. Fassen Sie Ihre weisen Beschlüsse; sie werden durch den Weltteil widerhallend diesen überzeugen, daß Deutschland aufgehört hat, seine besten Kräfte zu vergeuden im Dienste der Despotie, möge diese von oben oder von unten drohen. (Stürmisches Bravo.)

Ruge von Breslau: Es handelt sich darum, ob wir ohne Herren sein wollen, das heißt, freie Männer. Der edle Mann, der hier in meiner Nähe sitzt (zu Arndt gewendet), Arndt hat gesagt, es wäre ein Unglück, herrenlos zu sein. Ich ehre meinen Freund und Landsmann, glaube aber, daß er hier eine große Unrichtigkeit ausgesprochen hat. Denn die Nordamerikaner, die keinen Herrn haben, die Schweizer, die keinen Herrn haben wollen, und die Franzosen, die ihren Herrn davongejagt haben, sind herrenlos. Mein Freund Arndt hat gesagt, die Franzosen wären übel dran, aber er wird nicht sagen, die Schweizer wären übel dran.

Arndt von Bonn (vom Platz): Aber Arndt wird sagen: die Franzosen werden bald wieder einen Herrn bekommen. (Heiterkeit.)

Ruge von Breslau: Wollen Sie sich beruhigen, meine Herren, und mir erlauben, Ihnen zu sagen, daß ich das nicht glaube ... Die Frage, auf die es ankommt, ist, ob wir das Recht haben, wieder einen Herrn einzusetzen. Meine Herren! Das einzige, was wir Deutsche bisher getan, ist der Sturz des Despotismus. Was wir beibehalten müssen ist die Fortsetzung dieses Sturzes des Despotismus, wo er noch existiert... Wir haben im gesamten Deutschland keinen Herrn .. Es ist dies die Basis, auf der wir stehen ... Die Basis ist die Republik, und diese Republik ist diese Versammlung .. Nur auf der republikanischen Basis, die sie selbst ist, hat sie das Recht zu beschließen; sie hat nicht das Recht aus sich hinauszugreifen ... Jede Gewalt ist aber eine fremde, welche

sich nicht hier in diesem Saale befindet. Hier ist die deutsche Nation. Wenn wir hinausgreifen, so wird aus der deutschen Nation hinausgegriffen. (Gelächter. [Der Fürst von Lichnowski, später ermordet, hat gelacht.]) Das ist durchaus nicht lächerlich, und dem, der darüber lacht, sehe ich die facies Hippocratis an, die Zukunft wird über ihn richten. Es ist ein Hohngelächter, aber auch ein Gelächter des Todeskrampfes.

Präsident: Ich glaube nicht, daß Sie das Recht haben, die Versammlung auf diese Weise zu apostrophieren. (Unruhe.) ...

Ruge: Ich habe nur einen einzigen, der mich höhnisch angelacht, angeredet. (Unruhe.)

Präsident: Das gehört nicht hierher. Wenn Herr Ruge auf die Worte seines Vorgängers, die mit Beifall aufgenommen worden sind, das Gefühl der Bitterkeit wegzulassen, mehr Rücksicht genommen hätte, so würden wir nicht so oft unterbrochen werden. (Bravo!)

Ruge: Sie stehen am Scheidewege: Gehen Sie am gesetzlichen Wege vorbei; wird das große Gefühl der Nation, das Einheits- und Freiheitsgefühl, jetzt von uns nicht zur Anerkennung gebracht, so bricht es sich Bahn auf ungesetzlichen Wegen.

Sonnabend, den 24. Juni 1848.

Blum von Leipzig: ... Wahrscheinlich vermögen wir noch der Revolution, die tatsächlich da ist, eine andere Bahn zuzuweisen, wenn wir ihr gerecht werden. Man hat gestern die Freiheit verglichen mit der Liebe zum Weibe, und eine Zeitung unseres Nachbarstaates, eine französische, hat es jüngst behauptet, das deutsche Volk sei zu alt geworden, um in kühnem Griffe, in männlicher Umarmung sich die holdeste Braut: die Freiheit, zu erobern und sie unzertrennlich an sein Herz zu drücken. Man hat gesehen, daß die Schrecken einer einzigen Nacht die Haare bleichen, und den Menschen zum Greise machen können. Wie sollte das Herz eines Volkes nicht abstumpfen können unter einer dreißigjährigen Tyrannei, wie sollte es nicht alt werden unter der Knecht-

schaft eines Menschenalters! Aber auch das alte Herz kann lieben, und es liebt inniger, wenn auch ruhiger, als das junge, weil es das Bewußtsein trägt, daß der Liebesfrühling ihm nur noch einmal kommt. Es wird für die Erkorene in die Schranken treten, nicht mit der Aufwallung des Jünglings, aber mit der vollen Kraft des reifen Mannes. Überliefern Sie die Braut des besonnenen deutschen Volkes nicht ihrem ärgsten Todfeind: der Gewalt. (Von allen Seiten: Bravo! Klatschen auf den Galerien.)

Fürst von Lichnowsky von Ratibor: Es ist von der Linken besonders in den ersten Tagen der Debatte, ich möchte sagen, mit einer gewissen Art von Scheu das Wort „Republikaner" zurückgestoßen worden, namentlich, wenn davon die Rede war, daß diese Republikaner uns mit der unitarischen Republik zu beschenken gedenken. Als Herr v. Radowitz das Wort: «une et indivisible» ausgesprochen hat, erwiderte Herr Wesendonck: Niemand denke an die „République une et indivisible". Ich freue mich, mit ihm vollkommen einer Ansicht zu sein, und glaube, daß niemand daran denkt, eine von der russischen bis zur französischen Grenze reichende Republik mit der Zentralisation in Frankfurt auf die Welt zu bringen. Ich glaube, es ist unmöglich, nachdem Frankfurt glücklicherweise nicht 1 Million Einwohner hat, und nachdem die Stämme nicht so verschmolzen sind, als bei unseren Nachbarn. Es ist aber auch unmöglich aus anderen Gründen, die Sie mir nach 75 Rednern erlassen werden. . . Wenn ich die Überzeugung haben könnte, daß alle konstitutionellen Regierungsformen dadurch untergehen werden, daß man jedes Land frei walten läßt, wie es will, so würde ich sagen, daß mein ganzes Vaterland die Republik haben will, und ich würde mich beugen, wenn auch mit Schmerzen; ich würde mich aber vor diesem Gesamtwillen beugen, denn ich gehöre nicht zu denen, wie Herr Lassaulx [München] sagt, welche die Republik als einen Jugendtraum geliebt haben, ich gehöre nicht zu diesen und habe sie nie geliebt. (Bravo!) Ich würde mich also mit Schmerz beugen. ... Aber ich kann diesen Gedanken nicht in mir aufnehmen; ich kann mich unmöglich dem Gedanken

hingeben, daß die große Mehrheit unseres Volkes die Republik haben will .. Ich werde Ihnen hier keine Rede halten von der Liebe zu einzelnen Fürsten; es mag in Deutschland einige Souveräne geben, die keinen Anspruch auf Liebe haben; es gibt solche, deren Mediatisierung ich nicht als ein Unglück ansehen würde (Heiterkeit). Ich rede also nicht von der Liebe zu den Souveränen, ich rede von dem monarchischen Prinzip, und wenn durch Gottes Willen die vierunddreißig deutschen Souveräne und ihre Familien auf einmal hinweggenommen würden von dieser Erde, so bin ich der Überzeugung, man würde sich vereinen und neue an die Spitze dieses Landes stellen, wenn auch nicht in so großer Anzahl. (Gelächter auf der Linken.) Ich begreife ihre Heiterkeit, meine Herren! Wenn ich das Gegenteil gesagt hätte, so würden meine Freunde gelacht haben. (Allgemeine Heiterkeit.) ... Wenn ein Land herrenlos geworden ist (dieser Ausdruck ist übrigens von unangenehmem Nachklang), so ergibt es sich keinem Herrn mehr, sagt uns Herr Ruge. Ich begreife nicht, wie man auf diesen Gedanken kommen konnte, nachdem das einzige fünfgliedrige Direktorium am 18. Brumaire direkt zum Konsulat, zur eisernen Diktatur Napoleons führte.

Vogt aus Gießen: Man hat uns hier gesagt (auf die Rechte deutend): Wir lieben unsere Fürsten. — Das ist eine individuelle Ansicht, die ich nicht bestreiten will. Meine Herren! Ich stehe nicht auf dem Standpunkte des großen Engländers, der da sagte: „Man könne die Fürsten nicht anders packen, als am Halse." Ich stehe auch nicht auf dem Standpunkte des Dichters, der da gesagt hat: „Wir haben lang genug geliebt, wir wollen endlich hassen!" — Aber das muß ich sagen: Unsere Fürsten zu lieben, das geht mir denn doch auch etwas zu weit! (Gelächter.) — Meine Herren! Wir lieben sie nicht; denn sie haben uns verraten und betrogen nach dem Jahre 1813! Als die Völker Gut und Blut eingesetzt hatten für die Befreiung von der französischen Despotie, als Tausende auf den Schlachtfeldern lagen als Pfand für das eingesetzte Wort von Kalisch, das die Volksrepräsentation versprach, das Preßfreiheit versprach, da achtete man diese

Opfer nicht, da brach man das Wort, das man gegeben hatte. Als im Jahre 1830 die Freiheit an die Türen klopfte und das deutsche Regiment erschütterte, ja, damals gab man auch Versprechungen! Aber nach einigen Jahren füllten sich die Kerker an; man hielt das zum zweitenmal gegebene Wort nicht; man beging aufs neue einen Treubruch! — Jetzt stehen wir an der dritten Periode; es wird uns aufs neue das Wort gegeben; wir stehen hier, um die Freiheit des Volkes zu realisieren, und wir sollen noch immer leichtgläubig sein! Nein, meine Herren, wir sind gutmütig, aber leichtgläubig sind wir nicht. Meine Herren! Man hat uns gesagt, es sei einerlei, ob die Fürsten und die Regierungen, oder ob wir [das Reichshaupt] wählten; es kämen doch dieselben Personen heraus. Ich will das glauben; allein derjenige, der von uns gewählt wird, und derjenige, der von der Regierung gewählt wird, der ist am Tage nach seiner Wahl nicht mehr dieselbe Person; denn der Mann, welcher von uns gewählt wird, der ist der Mann des Volks, der Mann des Vertrauens, und derjenige, der nicht von uns, oder mit Hilfe der Regierungen gewählt wird, der ist der Mann des Mißtrauens. (Bravo!) Es mag unverschuldet sein, dieses Mißtrauen, meine Herren, ich will es zugeben; aber es wird da sein, und Sie werden es nicht entwurzeln können.

Mathy von Karlsruhe: Ich kann.. nicht spielen mit den Namen der Republik und Monarchie. Meine Herren, ich achte bei den vorgeschlagenen Einrichtungen nicht darauf, ob man sie monarchisch oder republikanisch taufe, sondern darauf, ob sie notwendig, ob sie gut, ob sie dem Zweck entsprechend sind. ... Die Republik, wie sie uns hier erscheint, ist nicht die wahre Republik, die uns ein ehrenwerter Redner aus Österreich so richtig aus eigener Anschauung geschildert hat, es ist jene Herrenlosigkeit, von der man nicht sprechen kann bei freien Männern, sondern nur bei freigelassenen Sklaven, denn unter freien Männern versteht jeder, sein eigener Herr zu sein und erkennt einen unumschränkten Gebieter über sich — den Willen der Nation und seinen Ausdruck, das Gesetz. (Bravo von der Rechten.) .. Allein ich wundere mich nicht, daß derlei Sätze aufgestellt werden... Ich wundere

mich nicht, daß man die Selbstherrlichkeit eines gekrönten Individuums auf die eines beklatschten übertragen will... Ich würde mich über noch Auffallenderes nicht wundern, denn ein Volk geht aus dem Zustand längerer Bevormundung in den der Selbstbestimmung nicht plötzlich über ohne seltsame Sprünge. Der Übergang war zu rasch, die Bewegung zu gewaltig, nicht nur für Neulinge und politische Rekruten, nein, auch für gereifte, aber durch das Behagen eines langen Friedens verwöhnte Männer. ...

Präsident von Gagern: ... Wer soll die Zentralgewalt schaffen? ... Meine Herren! Ich tue einen kühnen Griff, und ich sage Ihnen, wir müssen die provisorische Zentralgewalt selbst schaffen. (Lang anhaltender stürmischer Jubelruf.) Die Majorität dieser Versammlung scheint mehr und mehr zu der Ansicht gekommen zu sein, die auch ich teile, daß die künftige Zentralgewalt einem Reichsverweser mit verantwortlichen Ministern übertragen werden müsse.... Wollen wir, wie jetzt unzweifelhaft, der Mehrheit nach einen, so ist ein Mann, hochstehend, gefunden, der der Unterstützung der Nation für die höchste Stelle sich wert gezeigt hat und ferner wert zeigen wird. Aus der höchsten Sphäre müssen wir den Reichsverweser nehmen; denn es gibt keinen Privatmann, der unter solchen Umständen das Amt übernehmen könnte, wie vielleicht einzelne oder auch Parteien gedacht haben. (Auf der Rechten vielstimmiges Bravo.)... Meine Herren! Nachdem ich diese Frage vor Ihnen erörtert habe, wird man (zur Linken gewendet) mir nicht den Vorwurf machen, als habe ich das Prinzip der Souveränität der Nation aufgegeben ... Und auch darin wird keine Abdankung dieses Prinzips gefunden werden können, wenn etwa meine Meinung, wie sie es wirklich ist, die sein sollte, daß die hochstehende Person ein Fürst sein müsse, was auch Sie einräumen können, nicht weil es, sondern obgleich es ein Fürst ist. (Allgemeines wiederholtes Bravorufen und Händeklatschen in der Versammlung und auf den Galerien.) Meine Herren! (Zur ganzen Versammlung.) Es ist Ihnen vorhin viel Schlimmes gesagt worden von den Fürsten; ich

habe diesen Haß gegen die Fürsten nicht mit auferzogen, und die Liebe zu den Menschen war mir immer näher. (Auf der Rechten lebhaftes Bravorufen.) Aber, meine Herren, einen Haß gegen ganze Generationen zu tragen, ohne die Personen zu bezeichnen, die etwa des Hasses wert sein könnten, das ist nicht großmütig! (Auf der Rechten und auf der Galerie vielfaches, anhaltendes Bravo.) ... Einigen wir uns, soweit Einigung möglich! Opfern wir was zu opfern ist, um zu erhalten und den Übergang zu erleichtern zu besseren Zuständen. ... Wir stellen nicht die Freiheit bloß, und wir schaffen die Einheit unseres Volkes und Vaterlandes, nach der wir schon so lange uns sehnten. (Stürmischer, lang andauernder Beifall von allen Seiten der Versammlung und von den Galerien.)

Aus der am Freitag, den 30. Juni 1848, vorgenommenen Wahl ging als Reichsverweser hervor: Erzherzog Johann von Österreich. Der Präsident Heinrich von Gagern teilt der Versammlung das Resultat folgendermaßen mit: „Das Resultat der Wahl ist folgendes:

Johann, Erzherzog von Oesterreich	436	Stimmen,
Heinrich von Gagern von Darmstadt	52	„
v. Itzstein	32	„
Erzherzog Stephan	1	„

27 Mitglieder haben sich des Stimmens enthalten, sind also im ganzen 548 Stimmen. — Ich proklamiere hiemit Johann, Erzherzog von Österreich, zum Reichsverweser über Deutschland! — (Es erschallt ein dreimaliges Hoch in der Versammlung und von der Galerie, sowie das Läuten aller Glocken und Kanonensalven.) Er bewahre seine allezeit bewiesene Liebe zu unserm großen Vaterlande, er sei der Gründer unserer Einheit, der Bewahrer unserer Volksfreiheit, der Wiederhersteller von Ordnung und Vertrauen. Nochmals Erzherzog Johann, der Reichsverweser, er lebe hoch!" (Die Versammlung sowie die Galerie stimmen in diesen Lebehochruf ein.) — Für Heinrich von Gagern hatten viele Süddeutsche, u. a. Ludwig Uhland und Fr. Th. Vischer gestimmt; für Itzstein u. a. Robert Blum, Wilhelm Jordan, Karl Vogt. — Eine Deputation sollte dem Erzherzog Johann seine Wahl zum Reichsverweser mitteilen. Das Gesetz vom 28. Juni übertrug dem Oberhaupt die vollziehende Gewalt in allen Sachen der Sicherheit und Wohlfahrt des deutschen Bundesstaates; die Oberleitung der bewaffneten Macht; die Vertretung Deutschlands im Ausland (Gesandte und

Konsuln); am Verfassungswerk sollte sie nicht teilnehmen; der Reichsverweser ist unverantwortlich; das von ihm ernannte Ministerium ist der Nationalversammlung verantwortlich; der Bundestag hört auf zu bestehen. Am 15. Juli wurden der Versammlung die Reichsminister, die der Erzherzog Johann ernannt hatte, mitgeteilt: Anton von Schmerling, der österreichische Gesandte am Bundestag, für das Innere und das Äußere, Johann Gustav Heckscher für die Justiz, der k. preußische Generalmajor Eduard v. Peucker für den Krieg.

Stenographischer Bericht I.

Deutschland hat ein gemeinschaftliches Haupt!

Heinrich Laube schreibt: Deutschland hat ein gemeinschaftliches Haupt! Dieser Gedanke übte sein Entzücken auf Alt und Jung. Nur der Körper sei nachzuholen. Nein, er sei ja nicht minder da, er sei nur mit seinen erstarrten Gliedmaßen in natürliche Bewegung zu setzen. Besonders einige der größten und wichtigsten Gliedmaßen, genannt Österreich und Preußen seien endlich wieder zur Verfügung. Preußen in seiner absonderlich preußischen Kraft sei gebrochen durch die Revolution und sei wieder dienstbar deutscher Nation, und Österreich übersende sich durch seinen populärsten Erzherzog.

Der Sommer 1848 sah uns also auf dem Gipfel unseres Idealismus. Dieser Idealismus war so beseligend, daß man sich nicht entschließen kann, Vorwürfe daraus zu bilden; er war so berauschend, daß er auch billige Leute mit ihren Anforderungen an die Zukunft überspannen, daß er den Aufbau einer wirklich haltbaren Zukunft tief erschweren mußte. Denn wer eine Million besessen zu haben meint, der hält sich für bestohlen und verkürzt, wenn er nur eine halbe Million wirklich besitzen soll.

Laube, Das deutsche Parlament.

Trinkspruch des Erzherzogs Johann.

Am 4. September 1842 wohnte der Erzherzog Johann nach den Manövern am Rhein als Gast Friedrich Wilhelms IV. der Grundsteinlegung der Neubauten des Kölner Doms bei. Am 12. September soll er bei einem Festmahl im Schloß Brühl den folgenden Toast ausgebracht haben. Diese Worte brachten ihn vor allem in den Ruf

deutscher Gesinnung. Seine bürgerliche Heirat mit einer Posthalterstochter machte ihn populär.

Kein Preußen, kein Österreich, ein einiges Deutschland, so fest und frei wie seine Berge!

C. A. Schimmer, Das Leben und Wirken des Erzherzogs Johann.

Erklärung des Reichsverwesers Johann bei der Übernahme seines Amtes.

Am 11. Juli abends 6 Uhr zog der Erzherzog Johann in Frankfurt ein, begrüßt von unermeßlichem Jubel. Am 12. Juli wurde er in der Paulskirche erwartet, um das Gesetz über die Einführung einer provisorischen Zentralgewalt anzunehmen und hiermit sein Amt anzutreten. Vizepräsident von Soiron holte ihn mit einer Deputation von 50 Abgeordneten im „Russischen Hof" an der Zeil ab. Glockengeläut und Geschützsalven verkündigten den Aufbruch von der Zeil. Der demokratischen Stimmung gemäß kam der um seiner Bürgerlichkeit willen beliebte Fürst in bürgerlicher Kleidung und zu Fuß daher, geführt von Soiron, deutsche Fahnen und die Deputation voraus; die Frankfurter Bürgerwehr bildete von der Zeil bis zur Paulskirche Spalier. In der zwölften Stunde trat er ein, der Präsident von Gagern empfing ihn auf der Estrade und geleitete ihn zum Sessel. Nach der Begrüßungsrede durch Gagern sprach der Reichsverweser:

Die Eile, mit welcher ich hergekommen, um in Ihrer Mitte zu erscheinen, mag Ihnen der deutlichste Beweis sein von dem hohen Werte, welchen ich auf die mir übertragene Würde eines Reichsverwesers und auf das mir bei diesem Anlaß von den Vertretern des deutschen Volks an den Tag gelegte Vertrauen lege. Indem ich hiermit das Amt eines Reichsverwesers antrete, wiederhole ich die Erklärung, daß ich das Gesetz über die Gründung der provisorischen Zentralgewalt, welches mir soeben vorgelesen worden, halten und halten lassen will zum Ruhme und zur Wohlfahrt des deutschen Vaterlandes. Ich erkläre zugleich, daß ich mich diesem Amte ungeteilt widmen und ungesäumt Seine Majestät den Kaiser ersuchen werde, mich nach der von mir bereits zugesicherten Eröffnung des Reichstags von der weiteren Stellvertretung in Wien zu entheben. (Langanhaltendes donnerndes Bravo und Lebehoch von seiten der Versammlung und der

Galerie.) Auf der Welt (zum Präsidenten gewendet und ihm die Hand reichend) darf man nichts halb tun; hat man einen Entschluß gefaßt, so muß man sich dem ganz widmen, wozu man berufen ist, nämlich der deutschen Nation. (Anhaltendes und stürmisches Bravo.) Laube, Das deutsche Parlament.

Friedrich Hecker an Emma Herwegh.

Muttenz, 11. Juli 1848.

Es sieht düster aus, geehrte Frau, die Freiheit verhüllt ihr Haupt, und mich zieht es heimwärts, nach der Heimat, wohin ich mich seit 14 Jahren sehne, nach dem Westen Amerikas. Daß die privilegierten Volksverräter in Frankfurt einen provisorischen Kaiser, aus dem Geschlechte, welches nur — — — — — hervorbrachte, fabrizierten, einen Unverantwortlichen, an die Beschlüsse der Versammlung nicht Gebundenen, daß man also die Reden und Taten des Wiener Kongresses, das ganze Lügen- und Komödienspiel von 1813/15 neu auflegte, das wissen Sie bereits. Aber daß in Österreich und Ungarn die Republikaner bei den Wahlen unterlegen sind, daß die Wiener Barrikadenhelden, daß der ganze Michel in lautem Hallo dem Reichsverweser (Fäulnis! Fäulnis!) zujubelt, daß unsere feuerspeienden „Manifeste" und „Ansprachen an die teutsche Nation" zwar mit Jubel beklatscht worden, aber dann die Patschhände in den Schoß fielen, daß mit einem Worte beim Volke der Geist zwar willig aber das Fleisch immer schwächer wird, das alles, was uns das Herz zerschneidet, das wissen Sie nicht; und es ist gut, daß Sie's nicht wissen. Wer nicht ein sich selbst betrügender Enthusiast oder ein kurzsichtiger Narr ist, der sieht es klar, daß Deutschland im besten Zuge ist, statt 34mal 35mal monarchisch zu werden. Unglückseliges Volk, armes Vaterland. Kommt nicht ein Anstoß von außen, ziehen nicht rote Hosen über den Rhein, so erhebt sich das Volk nicht. Eine große Zeit ist über ein kleines Geschlecht hingerauscht, und der Weltgeist schüttelt zürnend seine Schwingen und wendet den Blick ab von der verächtlichen Rasse.

Marcel Herwegh, Briefe von und an G. Herwegh.

Die Junischlacht in Paris.

23.—26. Juni 1848.

Im Februar 1848 hatte in Frankreich bis zum Sturz Guizots die kleine Bürgerschaft gesiegt, — nachher aber, bis zur Einführung der Republik, das bewußte und bewaffnete Proletariat. In der Februarrevolution war das Proletariat noch mit Mäßigung aufgetreten. Vier Monate nach dem Siege stürzte es sich in einen Bürgerkrieg, so erbittert und blutig, wie Paris ihn noch nicht gesehen hatte. Die Forderungen des Proletariats und die Not des Augenblicks hatten nämlich zur Errichtung von Staatswerkstätten geführt. Diese sollten die augenblickliche Lage brotloser Arbeiter sichern, aber auch — im Sinne des Kommunismus — den Staat zum vernichtenden Konkurrenten des Privatkapitals machen. Dies Experiment war die Veranlassung zum Ausbruch des Aufstandes im Juni. Die öffentlichen Werkstätten verschlangen die Staatsmittel und leisteten wenig. Zunächst unterwarf die Nationalversammlung die Werkstätten einer „Reorganisation" und tat damit den ersten Schritt zu ihrer Auflösung. Das Proletariat, ohnehin durch die Revolution in eine trostlose Lage geworfen, erhob sich — nicht nur zum Kampf um die Staatsgewalt, sondern zum Kampf auf Leben und Tod um den Besitz der materiellen Güter. — Die Hauptmasse der Insurgenten floß aus den Staatswerkstätten und belief sich auf 30—40000 Mann. Die Häupter und Anführer waren die Chefs und Unterchefs der Staatswerkstätten, ausgeschiedene Offiziere der republikanischen Garde, Klubisten und die tüchtigsten und verwegensten der freigelassenen Sträflinge. Das Barrikadensystem war musterhaft organisiert: kolossale Barrikaden, von Nebengassen flankiert, Häusergruppen, verschanzt und durch Laufgräben verbunden, Bauplätze zu Blockhäusern umgeschaffen, öffentliche Gebäude zu Festungen und Arsenalen gemacht. Das Schlachtfeld war der östliche Teil der Stadt: ein Labyrinth kleiner, enger, krummer Straßen, Gäßchen und Sackgassen. Die befestigten Viertel grenzten an das Stadthaus und an die Polizeipräfektur. Vier aufständische Heeresmassen von je rund 7000 Mann trachteten zunächst nach dem Stadthaus, um von dort nach dem Palais Bourbon zur Nationalversammlung vorzudringen. — Der Kampf brach am 23. Juni, um 7 Uhr morgens, bei der Porte St. Denis aus. In Paris befanden sich zunächst kaum 10000 Mann Truppen. Am Abend hatte die Nationalversammlung den General Cavaignac, der von Algier gekommen und zurzeit Kriegsminister war, zum Diktator ernannt. Cavaignac leitete den Kampf mit einer in der Geschichte der Pariser Bürgerkriege unerhörten Prä-

zision und Energie. Am 24. Juni war die Insurrektion besser und stärker organisiert: über die ganze östliche Hälfte der Stadt schlug sie nun einen gewaltigen Halbkreis. Die Nationalgarde hütete das Innere der Stadt. Die Linie und Mobilgarde hatten die Quartiere der Insurgenten zu umzingeln und zu erobern. Die Aufgabe: die Ausbreitung des Aufstandes zu hemmen und seine Hauptverzweigungen auseinanderzuschneiden, wurde am 24. Juni leidlich gelöst. Am 25. Juni begingen die Insurgenten ein tückisches Verbrechen. Der General Bréa ging mit 2 Offizieren als Parlamentär zu den Aufrührern. Diese griffen die unvorsichtigen Unterhändler, töteten und verstümmelten den General Bréa und einen Offizier. Der andere blieb verschollen. Gegen Abend standen die vereinigten Streitkräfte der Regierung vor dem Herd der Pariser Revolutionen, dem Faubourg St. Antoine, welches an diesem Tag vom Morgen bis zum Abend bombardiert worden war. Am 26. Juni wurde die Insurrektion endlich überwunden. Im Faubourg St. Antoine wurde der Erzbischof von Paris, Denis Aug. Affre, der zu vermitteln versucht hatte, ermordet. — Man nimmt an, daß im ganzen etwa 40—45000 Arbeiter im Kampf standen. Die Gesamtzahl der Toten und Verwundeten betrug über 5000. Die Mobilgarde hatte furchtbare Verluste erlitten. Sie verlor 1000 Mann; von diesen blieben 250 ganz verschollen. Die Nationalgarde und Linie hatte ebenfalls schwer gelitten. Von 14 Generalen waren 11 getroffen; 2 (Négrier und Bréa) blieben; 4 starben später an ihren Wunden. — Unter der roten Fahne waren scheußliche Verbrechen begangen worden. Man darf annehmen, daß die Verbrecher von Profession, die unter den Insurgenten mitfochten, die Urheber dieser und ähnlicher Greuel gewesen sind. Übrigens hatte das Pariser Proletariat nicht nur die Bürgerschaft von Paris und die Armee gegen sich. Aus der Bretagne, aus der Vendée, aus dem Elsaß, aus der Franche-Comté eilten Nationalgarden nach Paris, so daß man dort zwei Tage nach dem Aufstand an 100000 Mann zählte, die gekommen waren, um die „modernen Wiedertäufer" zu bekämpfen. Gegen die Pariser Revolutionäre waren freilich die deutschen harmlose Idealisten. Die Junischlacht „bedeutete die Ebbe der Revolution für ganz Europa".

Karl Marx über die Junirevolution in Paris.

Jeder Zoll Boden, den die revolutionären Parteien in den verschiedenen Ländern verloren, trieb sie nur an, sich zur entscheidenden Aktion fester aneinander zu schließen. Der entscheidende Kampf nahte. Er konnte nur in Frankreich ausgefochten werden, denn solange England an dem revo-

lutionären Ringen nicht teilnahm und Deutschland zersplittert blieb, war Frankreich dank seiner nationalen Selbständigkeit, seiner Zivilisation und Zentralisation das einzige Land, das den umgebenden Ländern den Anstoß einer mächtigen Umwälzung mitteilen konnte. Als daher am 23. Juli 1848 die blutige Schlacht in Paris begann, als jedes weitere Telegramm, jede weitere Post den Augen Europas immer klarer die Tatsache enthüllte, daß diese Schlacht zwischen der Masse des arbeitenden Volkes auf der einen Seite und allen anderen Klassen der Pariser Bevölkerung, unterstützt durch die Armee, auf der anderen Seite geschlagen ward; als der Kampf mehrere Tage fortgeführt wurde, mit einer Erbitterung, die in der Geschichte der modernen Bürgerkriege unerhört ist, aber ohne auffälligen Vorteil für die eine oder andere Seite — da wurde es jedermann klar, daß das die große Entscheidungsschlacht war, die, wenn die Insurrektion siegte, den ganzen Kontinent mit erneuten Revolutionen überschwemmen, oder, wenn diese niedergeworfen wurde, zu der wenigstens vorübergehenden Wiederaufrichtung des kontrerevolutionären Regimes führen mußte. — Die Proletarier in Paris wurden geschlagen, dezimiert, zerschmettert, so sehr, daß sie sich selbst jetzt [Februar 1852] noch nicht von dem Schlage erholt haben. Und unmittelbar darauf erhoben in ganz Europa die neuen und alten Konservativen und Kontrerevolutionäre das Haupt mit einer Keckheit, die bewies, wie gut sie die Bedeutung des Ereignisses verstanden. Die Presse wurde allenthalben chikaniert, das Versammlungs- und Vereinsrecht geschmälert, jedes unbedeutende Ereignis in jeder kleinen Provinzialstadt benutzt, die Bevölkerung zu entwaffnen, den Belagerungszustand zu verhängen und die Truppen in den neuen Manövern und Kunstgriffen einzuexerzieren, die Cavaignac gelehrt. Und zum erstenmal seit dem Februar war gezeigt worden, daß die Unbesiegbarkeit einer Volkserhebung in einer Großstadt eine Täuschung sei; das Ansehen der Armeen war wieder hergestellt; die Soldaten, die bis dahin in jedem Straßenkampf von Bedeutung besiegt waren, gewannen die Zu-

versicht, daß sie auch dieser Art des Krieges gewachsen seien.

K. Marx, Revolution und Kontre-Revolution in Deutschland. (Aus der London Tribune. 18. März 1852.) Stuttgart 1907.

Die Nationalversammlung in Frankfurt am Main.

Die Versammlung hätte nichts Dringenderes zu tun gehabt, als das Verfassungswerk zu vollenden. Dieser Aufgabe türmten sich aber alle Schwierigkeiten entgegen, die schon immer die Einheit verhindert hatten. Die deutsche Frage, der Gegensatz zwischen Preußen und Österreich — Kleindeutschland und Großdeutschland — hatte den deutschen Staatenbund beherrscht. Jetzt, da der Bundesstaat, das Reich, geschaffen werden sollte, verschärften sich die Gegensätze nur noch mehr. Allein die Majorität der Nationalversammlung drohte auseinanderzufallen, sobald nur die Frage der künftigen definitiven Reichsgewalt aufgeworfen wurde. So schob man denn die Lebensfrage jeder künftigen Gestaltung der Reichseinheit, die deutsche Frage, zurück und beschloß am 3. Juli 1848 die Beratung der „Grundrechte des deutschen Volkes", gründlich, mit Geist und Leidenschaft. Aber unbehelligt konnte die Versammlung ihr hohes politisches Kollegium nicht lesen. Sie wurde, von der oppositionellen Munterkeit der Linken ganz abgesehen, empfindlich gestört durch die Polenfrage und durch die Beratung über die Zulassung Heckers in die Paulskirche. Das Reichsministerium erlitt schon beim ersten Versuch, mit der Zentralgewalt Ernst zu machen, eine schwere Niederlage, als es die Einzelstaaten zu einem Huldigungsakt ihrer Truppen (Parade) für den Reichsverweser aufforderte, die preußische Armee unterließ ihn einfach, Österreich protestierte sogar. Es lag am Tage, daß das Nationalparlament die deutschen Regierungen zu nichts zwingen konnte; sie hatten

sich vom ersten Schrecken längst erholt. Nachdem Heckers Wahl für nichtig erklärt war, stand es bei der radikalen Linken fest, daß die konstitutionell-monarchische Rechte bei der ersten Gelegenheit gesprengt werden müsse. Überall in Deutschland flackerten die kleinen Nebenvulkane wie nach und vor einem großen Ausbruch. Struve rüstete ganz öffentlich an der badischen Grenze in der Schweiz; Baden selbst war unterwühlt, in Württemberg kamen Meutereien der Linientruppen vor; in Pfalzbayern, Rheinhessen, in der Umgebung Frankfurts rumorte es. Die thüringischen Demokraten hatten sich zu einem großen Bund zusammengetan, und ihr Kongreß rief am 15. August die Republik aus. Das Königreich Sachsen war von einem dichten Netz „vaterländischer Vereine" umsponnen, deren extremste Gruppe schon Robert Blum für rückständig erklärte. In Schlesien gärte es; aber dort hielt der Graf Brandenburg die Zügel fest. In Berlin selbst herrschte die „gemütliche Anarchie". Die preußische Nationalversammlung in der Hauptstadt geriet immer mehr unter die Herrschaft der Straßendemokratie und leistete so der kommenden Reaktion Vorschub. In Deutschland sah es wirtschaftlich trostlos aus. Handel und Wandel stockten, die Industrie hatte wenig zu tun, der Kredit sank. Hörbar rauschte die tiefste Unterströmung dieser Zeit, die soziale, unter dem politischen Tagesgeräusch hin. Eine neue, andere, viel gefährlichere Revolution war im Anzug. Die alten Mächte Österreich und Preußen, im Innersten der Entwicklung ihrer Völker auf den neuen Grundlagen feindselig, glaubten sich bald auch nach außen gerechtfertigt, wenn sie zum Schlag ausholten, der die Revolution und mit ihr die deutsche Freiheit niederschmettern sollte. Und lag erst die Freiheit, dann folgte die Einheit nach. Die Ereignisse, welche die im März von der überwältigenden Mehrheit aller Klassen des Volks getragene Freiheitsbewegung in tödliche Gefahr brachten, standen vor der Tür.

Auf dem Dombaufest in Köln.

Der Erzherzog Reichsverweser, der König Friedrich Wilhelm IV. und viele Abgeordnete der Reichsversammlung, geführt

von Gagern, trafen in Köln zum Dombaufest zusammen. Es war Mitte August 1848.

Laube erzählt: Der König von Preußen, welchem man ungünstigen Empfang voraussagte, war noch nicht da. Erst am nächsten Abend kam er auf dem Bahnhofe in Deutz an, und es hieß, er werde nicht über die Brücke, sondern zu Dampfschiff über den Rhein herüberkommen. So geschah es, und zwar unter einem ringsum rollenden Kanonendonner. Die Fenster erzitterten von den Geschützesschlägen, und im Vergleich zu dem gestrigen Empfang des Reichsverwesers mußte jedermann inne werden, daß der jetzt Ankommende noch der Kriegsherr sei in diesen Landen. Man weiß, wie sehr die massenhaft gelöste Schußwaffe das Gemüt steigert, man konnte also keinen Schluß ziehen aus dem Empfange der Zuschauer. Auf der Straße begegneten sich Reichsverweser und König und umarmten sich wie zwei Männer, denen herzliche Äußerung und Wallung natürlich ist. Man mußte warten, bis sie getrennt seien, um die Stimmung für den König beurteilen zu können. Eine Stunde später konnte man das. Der König und das strenge Preußentum war im Regierungsgebäude; er empfing die Behörden und wollte auch die Mitglieder der Nationalversammlung empfangen. Als diese ankamen, fanden sie die Straße vollgepfropft von Zuschauern, und es war offenbar nicht Oppositionssinn, welcher diese Zuschauer erfüllte; es war äußerliche oder wirkliche Teilnahme an der Ankunft des Landesfürsten. Das Regierungsgebäude selbst strotzte von Uniformen, und was man hier sah und hörte, paßte nicht im geringsten zu den Äußerungen des demokratischen Berliner Parlaments, zu den demokratischen Äußerungen Berlins und Breslaus, die man seit Monaten täglich in den Zeitungen zu lesen fand. Hier waren die Formen und waren die Empfindungen, welche man äußern hörte, monarchisch wie ehedem. Die Abgeordneten fanden kaum Platz zum Eintritt, und mußten sich drei bis vier Mann tief hintereinander aufstellen in einem Zimmer, wo der König sie empfangen wollte und also als physiognomielose Masse sie empfangen mußte. Mit dem Helm in

der Hand trat er ein, und Heinrich von Gagern begrüßte ihn mit würdigen, der damaligen stolzen Stellung des Parlamentes entsprechenden Worten. Der König unterbrach ihn, um dem Reichsverweser Adieu zu sagen, welcher aus einem rückwärts gelegenen Raume gerade jetzt durch dies Empfangszimmer passierte. Die Unterbrechung war kurz und wahrscheinlich zufällig, verstimmte aber manchen. Gagern selbst, in geselliger Haltung sicher und würdig, fuhr dann unbeirrt fort in seiner Anrede und brachte sie zu Ende. Das bloße Zuhören schien dem Könige schwer zu sein, er hatte ein paarmal Bemerkungen eingestreut, schwieg aber jetzt, als Gagern geendigt hatte, und ließ sich von ihm die Abgeordneten vorstellen, indem er dicht an dem Halbkreise derselben herumging. Es war die äußerste Förmlichkeit, da die Schichten zu tief waren, und Gagern nur die Namen der vordersten nennen konnte. Dann stellte der König seinen Helm auf einen nahestehenden Tisch, machte mit der Hand, in welcher er sein Taschentuch hielt, eine gleichsam einleitende oder auffordernde Bewegung, und sprach dann fließend und rasch mit geschmeidiger Tenorstimme ein paar Worte über die „Bekanntschaft von Auge zu Auge", und daß er mit Aufmerksamkeit den Verhandlungen in der Paulskirche folge. Unerwartet erhob er nun plötzlich die Stimme und in offenbarer Beziehung auf Gagerns Anrede, auf den „kühnen Griff" und auf die Nationalsouveränität, welche die Paulskirche in Anspruch nahm, setzte er artikulierten Tones hinzu: „Vergessen Sie nicht, daß es noch Fürsten in Deutschland gibt, und daß ich einer von ihnen bin."

Damit wendete er sich zum Abgehn, und einer der preußischen Offiziere, welcher Abgeordneter war, brachte ein Hoch aus, in welches die zahlreichen Anwesenden aus allen Räumen lebhaft einstimmten.

Laube, Das erste deutsche Parlament.

Die Beratung der Grundrechte.

Laube schreibt: Während dieser endlosen Verhandlungen riefen die Linken fortwährend: Ihr verratet die Freiheit,

ihr widerwärtigen Menschen der Mitte, die ihr uns verhaßter seid als die Reaktionäre der Rechten, ihr verratet die große Zeit, welche jeden Rest von Bevormundung und Sklaverei beseitigen ließe. Pfui über euch!... Zwischen diesen Gegensätzen, zwischen einem schreienden und einem schweigenden, zwischen einem unbesonnen schreienden und einem spöttisch schweigenden kam und stieg die Flut von Verbesserungsanträgen, kam und stieg die Flut von Rednern — das deutsche Parlament schien unterzugehn in Redensarten, in Schulweisheit, in Zeitverschwendung ohne Ende. Eine Bürgerkrone für den, welcher schweigen kann in dieser krankhaften, unpraktischen Redewut! hieß es unter allen Bessern.

Laube, Das erste deutsche Parlament.

Jakob Grimm.

Jakob Ludwig Karl Grimm, geboren am 4. Jan. 1785 zu Hanau, 1830 Professor und Bibliothekar in Göttingen, 1837 als einer der Sieben seines Amtes entsetzt und ausgewiesen, 1841 Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin, beteiligte sich am Vorparlament, Abgeordneter zur Nationalversammlung, gehörte zum rechten Zentrum („Kasino"), schied Ende September oder Anfang Oktober 1848 aus, gestorben am 20. September 1863 zu Berlin.

Je älter ich werde, desto demokratischer gesinnt bin ich. Säße ich nochmals in einer Nationalversammlung, ich würde viel mehr mit Uhland, Schoder stimmen; denn die Verfassung in das Geleise der bestehenden Verhältnisse zu zwingen, kann zu keinem Heil führen. Scherer, Jakob Grimm.

*

Wir Deutsche, das wird uns niemand bestreiten, sind ein geschäftiges und ordentliches Volk. Allein jene löblichen Eigenschaften schlagen auch bei uns oft in Fehler um. Wir haben — ich muß es sagen — eine große entschiedene Anlage zum Pedantischen; ich habe sogar neulich bei einem anderen Anlaß ausgesprochen, daß, wenn das Pedantische in der Welt unerfunden geblieben wäre, der Deutsche es erfunden haben würde. Der Fehler besteht darin, daß wir allzusehr geneigt sind, an dem Geringfügigen und Kleinen zu hängen und das Große uns darüber entschlüpfen zu lassen.

Der bekannte Satz:

„Vorgetan und nachbedacht
hat manchen in groß Leid gebracht",

dieser Satz kann auf uns Deutsche in politischen Dingen sehr selten angewendet werden, vielmehr könnte man einen andern auf uns anwenden:

„Lang bedacht und schlecht getan
ist der deutsche Schlendrian." Stenographischer Bericht.

Jakob Grimm über Adel und Orden.

1. August 1848.

Auch mir leuchtet ein, daß der Adel als bevorrechteter Stand aufhören müsse; denn so hat schon der Zeitgeist seit ein paar Generationen geurteilt, jetzt darf er ein lautes Zeugnis dafür abgeben. Der Adel ist eine Blume, die ihren Geruch verloren hat, vielleicht auch ihre Farbe. Wir wollen die Freiheit als das Höchste aufstellen, — wie ist es dann möglich, daß wir ihr noch etwas Höheres hinzugeben? Also schon aus diesem Grunde, weil die Freiheit unser Mittelpunkt ist, darf nicht neben ihr noch etwas anderes Höheres bestehen. . . Der größte deutsche Mann, der unsere Glaubensfreiheit bewirkte, Luther, war aus geringem Stande, und so ist es von nun an in allen folgenden Jahrhunderten. Sie werden immer sehen, daß die Mehrzahl der erweckten großen Geister dem Bürgerstande angehörte, obgleich auch noch treffliche Männer unter dem Adel auftraten, wie vorhin schon Hutten genannt worden ist. Aus den neueren Zeiten erinnere ich an Lessing, Winckelmann, Klopstock, Goethe, Schiller, lauter Unadelige, und es war ein Raub am Bürgertum, daß man den beiden letzten ein „von" an ihren Namen klebte. Dadurch hat man sie um kein Haar größer gemacht. . .

Nach allem, was ich bisher gesagt habe, kann es mir nur scheinen, daß der Adel aussterben müsse, aber ich glaube nicht, daß er mit seinen Titeln und seinen Erinnerungen getilgt werden darf: diese mögen uns bleiben so gut wie uns Bürgerlichen, die wir ebenso lebhaft an unseren Voreltern

hängen... Aber etwas ganz anderes ist, daß er [der Adel] künftig aus Vorrechten heraustreten und in allen Standesbeziehungen jedem andern gleich sein wird. Daß aber jene Vorrechte bestanden, haben wir bis auf die letzte Zeit oft mit Schmerzen erlebt. Es war nicht nur das Recht, goldene Sporen zu tragen oder die Nägel an den Fingern länger wachsen zu lassen, was auch die Mandarine dürfen, von denen man vorher sprach: es waren Vorrechte, die in unsere Sitten und Lebensart aufs empfindlichste eingriffen. —

Ich komme auf die Orden... Ich bin aufrichtig dem Königtum zugetan, — es gibt hochherzige Könige, und der König, dem ich diene [Friedrich Wilhelm IV.], ist des edelsten Menschengefühls voll, er hat jederzeit Deutschlands Wohl gewollt und wird nie etwas anderes wollen: ich darf fest darauf vertrauen — aber zugleich hege ich die Überzeugung, daß unsere Fürsten bald die Selbstverleugnung haben werden, allem byzantinischen und chinesischen Schmuck zu entsagen, zur Einfachheit unseres Altertums zurückzukehren und keinen Orden an Zivilisten auszuteilen, da sie ursprünglich bloß für das Heer bestimmt scheinen. Für dieses, für die Krieger, mögen sie bleiben, ihnen kann ich sie nicht absprechen wollen. Es ist etwas Großes, in heißer Schlacht ein solches Zeichen erhalten zu haben, und nach ihm pflegt der Krieger zu sehen, aber was soll unter Zivilisten ein Ritter, der nie zu Rosse steigt, ein Komtur, der nichts zu kommandieren hat? Stenographischer Bericht.

Wilhelm Jordan.

Wilhelm Jordan ist geboren am 8. Febr. 1819 zu Insterburg in Ostpreußen. Er wurde früh selbständiger Schriftsteller. 1846 wegen eines angeblich atheistischen Toastes aus Sachsen ausgewiesen, ging er nach Bremen, im Frühling 1848 nach Paris und Berlin. Der oberbarnimsche Kreis wählte ihn in die Nationalversammlung. Dort gehörte er zuerst zur Linken, durch seine große Polenrede brach er aber mit seinen Parteigenossen und wandte sich zum „Deutschen Hof", später zum Zentrum („Landsberg"). Im Herbst 1848 berief ihn der Handelsminister Duckwitz als Marinerat in sein Ministerium. Nach der Auflösung der deutschen Flotte lebte er bis zu seinem Tod, am 25. Juni 1904, in Frankfurt a. M. — Wilhelm

Jordan ist der Dichter des in Stabreimen abgefaßten Epos „Die Nibelunge."

Wir sind stehen geblieben vor den Thronen, weil wir die demokratische Monarchie für die zutreffendste Staatsform halten für eine Gesellschaft, welche das Mannesalter der vollendeten Reife längst erreicht hat. Stenographischer Bericht.

Aus der Polendebatte.

Am 24. Juli 1848 fand die Beratung statt über den „Bericht des Abg. Stenzel, namens des völkerrechtlichen Ausschusses, die Einverleibung eines Teils des Großherzogtums Posen in den Deutschen Bund, und die Anerkennung der Deputierten desselben, sowie die Erhaltung der Nationalität der Polen in Westpreußen betreffend". — „Die Polen", sagt Heinrich Laube, „wurden [von der Linken] teils als Tränendrüse, teils als Giftsack verwendet." Wilhelm Jordan hielt in dieser Debatte die bedeutendste, umfassendste Rede, gegen welche kein anderer Redner mehr aufkam.

Wilhelm Jordan aus Berlin: ... Es wäre unmenschlich und barbarisch, sich gegen alle Teilnahme zu verschließen beim Anblick der langen Passion eines solchen Volkes, und ich bin weit entfernt von einer solchen Gefühllosigkeit. Ein anderes aber ist es, ergriffen zu sein von einem Trauerspiel, und ein anderes, dieses Trauerspiel gleichsam rückgängig machen zu wollen... Polen bloß deswegen herstellen zu wollen, weil sein Untergang uns mit gerechter Trauer erfüllt, das nenne ich eine schwachsinnige Sentimentalität. (Bravo von der Rechten, Zischen von der Linken.) Es ist eine heitere Abwechslung für mich, diesen Ton einmal von dieser Seite her zu hören. (Gelächter.) — Sie sagen: die politische Klugheit rate, die Gerechtigkeit fordere, die Humanität gebiete die Herstellung eines freien Polens. .... Ich sage: die Politik, die uns zuruft: Gebt Polen frei, es koste was es wolle, ist eine kurzsichtige, eine selbstvergessene Politik, eine Politik der Schwäche, eine Politik der Furcht, eine Politik der Feigheit. Es ist hohe Zeit für uns, endlich einmal zu erwachen aus jener träumerischen Selbstvergessenheit, in der wir schwärmten für alle möglichen Nationalitäten, während wir selbst in schmachvoller Unfreiheit dar=

niederlagen und von aller Welt mit Füßen getreten wurden, zu erwachen zu einem gesunden Volksegoismus, um das Wort einmal gerade herauszusagen, welcher die Wohlfahrt und Ehre des Vaterlandes in allen Fragen oben anstellt. [Jordan wendet sich zu der zweiten Forderung der Gerechtigkeit, die es heische, Polen wiederherzustellen.] Ich gebe ohne Winkelzüge zu: Unser Recht ist kein anderes als das Recht des Stärkeren, das Recht der Eroberung. Ja, wir haben erobert... Im Westen sind wir nur erobert worden, im Osten haben wir das große Malheur gehabt, selbst zu erobern, und dadurch ganzen Schwärmen deutscher Poeten Gelegenheit gegeben zu rührenden Jeremiaden über die verschiedenen Nationalitäten, die der Wucht des deutschen Stammes erliegen mußten. (Gelächter auf der Rechten, Zischen auf der Linken.) Ja, meine Herren, Sie werden mich sogleich noch mehr auszischen, denn ich habe den Mut, einem Gemeinplatz entgegenzutreten, auf dem sich die deutschen Liberalen fast ein Menschenalter getummelt: ich habe den Mut, eine Handlung der Kabinettspolitik in Schutz zu nehmen aus einer Zeit, wo es noch keine andere Politik gab, weil das politische und nationale Bewußtsein in der Tat noch nirgends anders erwacht war, als im Gehirn des Absolutismus; ja, ich habe den Mut, diejenigen der Unwissenheit oder der Fälschung der Geschichte zu zeihen, welche die Teilung Polens in einem so fürchterlich schwarzen Lichte erblicken, daß sie keine andere Bezeichnung für dieselbe haben, als die einer nichtswürdigen Schandtat. (Anhaltendes Zischen auf der Linken.)... Preußen kann es sich ruhig gefallen lassen, wenn man es der Mitschuld an einem Völkermorde zeiht. Es kann mit Stolz dazu schweigen, und sein Werk für sich reden lassen, denn dies legt lautes Zeugnis ab, daß es wirksamer gearbeitet hat an der Wiederbelebung oder vielmehr Erschaffung einer neuen polnischen Nation als jene Edelleute, die wie Sturmvögel überall auftauchen, wo es einen Krieg, einen Aufstand zu schüren gibt, um im allgemeinen Zusammenstoß die Gelegenheit zu einer neuen Schilderhebung zu gewinnen. Stenographischer Bericht.

Der Ausschußantrag: die deutschen Teile von Posen in den Deutschen Bund aufzunehmen, und demgemäß die deutschen Abgeordneten Posens in die Nationalversammlung endgültig zuzulassen, wurde unter Ablehnung der Gegenanträge mit 342 gegen 31 Stimmen angenommen.

Justinus Kerner an Ludwig Uhland.

Weinsberg, 29. Juli 1848.

An einen souveränen Repräsentanten muß man in Folio schreiben. — Zu dem politischen Weichselzopf, den Du gegenwärtig mit zu entwirren hast, sende ich Dir hier auch noch einen poetischen. ... Wie es mit meiner Politik aussieht, kannst Du daraus entnehmen, daß ich, als ich kürzlich zu Schönthal war und dort in den alten Gängen der Romantik umherging, Gott bat: er möchte den Abt mit all seinen Mönchen erstehen und von ihnen die Alumnen in ihren Turnkleidern zum Teufel jagen lassen. „So hast Du mich nun, ich kann nicht anders!" Dagegen lieferte ich einen Sohn der Welt, welcher es mit der roten Republik und Herrn Hecker hält. [Theobald Kerner.] Zehn Stadttrommler, die das Trommeln lernen, trommeln vor meinem Häuschen von morgens sechs Uhr bis nachts sechs Uhr in mein Geschäft. Schon dies allein könnte einem diese hereingebrochene vortreffliche Zeit deutscher Freiheit und Einheit (wo einer den anderen durch Flegeleien zwingen will und alles sich in den Haaren liegt) von Herzen entleiden. — Gut, Alter! daß wir jetzt über sechzig Jahre alt sind! — Vielleicht komme ich auch noch in Begleitung des verstorbenen Perückenmachers Groß von Tübingen nach Frankfurt, um den verwirrten deutschen Reichshaarzopf auch mit anzusehen, haut ihn nicht vorher Cavaignac auseinander, oder sonst ein Melac, was im Bunde mit der Cholera wohl auch die einzige Radikalkur ist. Kerners Briefwechsel.

Die Karikatur in der Paulskirche.

Die bedeutendsten Karikaturenzeichner waren der Herr von Boddien von der Rechten, die Maler Schrödter aus Düsseldorf und Friedrich Pecht. Detmold und Robert Heller, der Verfasser des Buchs: Brustbilder aus der Paulskirche, steuerten bei.

Heinrich Laube erzählt: Die Karikatur meldete sich schon

[im Sommer 1848] an den Fenstern der Bilderläden. Aber man erkannte nicht, was sie als Symptom bedeute; man wiegte sich immer noch in dem Spiegelbilde französischer Revolution von 1789. Während des eigentlichen Dranges dieser Revolution wäre es keinem Adligen beigekommen, die Redner des Berges durch Zeichnungen populär zu machen, wie Herr von Boddien, ein hochgewachsener und tapferer preußischer Reiteroffizier, zu tun begann an seinen Kollegen in der Paulskirche. Er saß auf der Rechten und hielt die Herren auf der Linken selbst damals schon für so wenig gefährlich, daß er einen ihrer grimmigsten Adelstöter, welcher mit Abschaffung aller Standesvorrechte noch lange nicht zufrieden war, daß er Herrn Rösler, einen Schullehrer aus Öls, als Kanarienvogel herausgab. Kurzgeschoren, rothaarig, schnabelnasig und ganz in gelben Nanking gekleidet, erregte er als „Reichskanarienvogel" („Singt wenig, spricht viel, lebt von Diäten") mit der Brille vor den Augen ohne sein Verdienst allgemeine Heiterkeit. Solcher Reichsämter wurden nun täglich vergeben, und die Karikaturen schwollen an wie der Nilstrom. Schlöffel [radikal] als Parlamentshyäne; Blum als Sir Robert, welcher die dargereichte Bruderhand des französischen Generals ergreift, infolgedessen sich sofort die ganze französische Armee auflöst; Eisenmann [rechts], mit Fernrohr auf Fernrohr bewaffnet, welcher die Reaktion nicht entdecken kann und endlich entdeckt; Moritz Mohl, welcher einen Antrag stellen will gegen Emanzipation der Juden, und welchem der schwer wiegende Israelit Riesser so ruhig auf der Schulter sitzt, daß der übelberatene Moritz tiefbedrückt von der Tribüne herabstöhnt: „Er wird mir gemütlich schwer — dieser Antrag."

Schlagend war die Karikatur Vogts mit der Überschrift: „Gar kein Standpunkt." Als Bummler mit dem Knotenstocke und ohne Hut wandert er durch die Luft, ein paar strangulierte Konservative als Ränzel an den Schultern, eine zusammenstürzende und brennende Stadt unter den Füßen. Vorzüglich die Kirchtürme fallen links und rechts und alle großen Gebäude dazu. Er hatte in der grundrechtlichen Kirchenfrage ganz naiv geäußert: „Hier, kann ich sagen,

stehe ich wirklich erhaben über allen Parteien, auf einem so vollkommen neutralen Standpunkte, daß ich fast sagen möchte, es wäre gar kein Standpunkt." Laube, Das deutsche Parlament.

Carl Vogt an Georg Herwegh.

Frankfurt, 2. August 1848.

Unser Stand hier wird immer ärgerlicher. Die Rechte und die Zentren sind vollkommen Conservateurs-bornés aus der alten Zeit, und es ist wahrlich nicht möglich, diesen verrotteten Köpfen etwas auf andere Weise in das Gehirn zu bringen, als daß man ihnen ein Loch in den Schädel schlägt. Die jämmerlichste Rolle spielen diese aus Ketten und Banden befreiten Jammermänner von Eisenmann, Jordan usw., die alten Burschenschaftler von 1830, die Hambacher von 30 [32] usw. Die meisten sind vollkommene Aristokraten und zwar die meisten aus Romantik; sie fürchten, die Poesie ginge aus dem Leben, wenn sie keinen Adel, keine Fürsten, keine Schlösser, Paläste, Soldaten und Fähnrichs mehr hätten. Dazu kommt nun noch der Geldsack, der sich zu füllen beginnt und der am würdigsten durch Bassermann und Mathy repräsentiert ist. [Dies ist kecke Verleumdung.] Was ist mit diesem Volke anzufangen? Der Michel selbst ist wahrlich total flau geworden, er brüllt sogar nicht mehr, sondern seit er sich seinen Johann ohne Land als Vormund gesetzt hat, ist er in seinem Gott vergnügt, träumt nur von Kupons und guter Ernte. Ich muß auch wahrlich bezweifeln, ob vor dem Ende der Kartoffelernte irgend wieder eine solide politische Bewegung in das Volk kommt. . .

Sehr interessant sind jetzt die partikularischen Streitigkeiten, die vielleicht bis zu einem Bruche zwischen Nord- und Süddeutschland führen können. Die Preußen wollen sich durchaus nicht der Zentralgewalt unterordnen und nun, wo der Frankfurter Kriegsminister auf den 6. August eine allgemeine Huldigung angeordnet hat, tobt es unter der Garde und den Junkern ganz höllisch. Sie wollen nichts von dem Habsburger wissen, wollen nicht huldigen, wollen nur ihren juten Kenig usw. usw. Briefe von und an G. Herwegh.

Eduard Simson.

Martin Eduard Simson, geb. am 10. Nov. 1810 zu Königsberg, 1833 Professor der Rechte, 1846 Rat beim Tribunal, Abgeordneter zur Nationalversammlung als Vertreter des Wahlbezirkes Königsberg, gehörte zum rechten Zentrum („Kasino"), vom 18. Dezember 1848 an Präsident der Nationalversammlung, Führer der Kaiserdeputation, schied im Mai 1849 aus. 1879—1891 Präsident des Reichsgerichts, gest. am 2. Mai 1899 in Berlin.

Erharret ruhig und bedenket:
Der Freiheit Morgen stieg herauf.
Ein Gott ist's, der die Sonne lenket,
und unaufhaltsam ist ihr Lauf!

Simson ins Parlamentsalbum.

Es ist nicht möglich, mit zu großem Lobe von den Präsidialeigenschaften Simsons zu reden. War er auch nicht die gewaltige äußere Erscheinung wie Gagern, so hat doch dem zarter gebauten Manne die freigebige Natur ein schönes Organ, ein ansprechendes, geistreiches Aussehen verliehen ... Seine eigne, innerlich vielleicht mühsam erkämpfte Ruhe, würdige Höflichkeit und hohe Unparteilichkeit machten eine persönliche Unart gegen ihn oder einen Ungehorsam gegen seine Weisung fast unmöglich. Die Geschäftsbehandlung selbst aber war meisterhaft ... Es ist unberechenbar, wie viele Zeit und nutzlose Aufregung er der Versammlung dadurch ersparte.

Robert v. Mohl, Lebenserinnerungen II.

Simson gegen die Zulassung Heckers.

Am 3. Juli 1848 war ein Ausschuß eingesetzt worden zur Prüfung der Wahl Friedrich Heckers im badischen Wahlkreis Thiengen. In der Plenarsitzung vom 7. August kam es über dem Antrag, Hecker trotz des von ihm verursachten Aufstandes zuzulassen, zu einer der stürmischsten Sitzungen, nachdem Brentano von Karlsruhe in seiner Rede für Hecker gesagt hatte: „Wollen Sie die, die in Baden die Waffen ergriffen haben, zurücksetzen gegen einen Prinzen von Preußen?" — Am 11. August wurde der Antrag des Ausschusses, Heckers Wahl für ungültig zu erklären, mit 350 gegen 116 Stimmen angenommen. Unter allen Rednern machte an diesem Tage den tiefsten Eindruck: Simson von Königsberg.

Simson von Königsberg: Die einzige Frage, welche über Heckers Tat aufgeworfen werden sollte, ist die: in welches

Verhältnis Hecker durch seine Tat zu dieser Versammlung sich gestellt habe, in die er auf Grund der Thiengener Wahl will aufgenommen werden. Und da scheint mir die Antwort unermeßlich einfach: wenn Heckers Tat ihm den Eintritt in alle Ehren- und Ruhmeshallen der Welt geöffnet haben sollte, — in diese Hallen hat sie ihm den Einzug verschlossen! ... Aus dem Südwesten haben Sie heute gehört, die Einberufung Heckers würde das Volk beruhigen; aus dem Nordosten will ich antworten, daß wer von unserm gemeinschaftlichen Vaterlande mehr kennt, als die nächsten paar Quadratmeilen, die klare Überzeugung haben muß, daß diese hohe Versammlung nur nötig hätte, Hecker in ihre Mitte aufzunehmen, um ihre Gewalt, die, was man auch immer sagen mag, nur eine moralische ist, nicht etwa bloß zu hemmen und zu lähmen, sondern mit einem einzigen Schlage vollständig zu vernichten. (Stimmen auf der Rechten: Bravo! Sehr wahr!) Diese Aufnahme würde genügen, um diese Versammlung für den unermeßlich überwiegenden Teil der deutschen Gaue und Volksstämme trotz aller ihrer Mannigfaltigkeit zu einer absoluten Unmöglichkeit zu machen! (Auf der Rechten: Sehr wahr!) ... Wäre hier der Ort, an die Tat, von der wir reden, den Maßstab der Beurteilung des Individuums anzulegen, ein großer Teil der Versammlung würde sich zu der Auffassung bekennen, die den Menschen wahrnimmt in des Lebens Drang, und die größere Hälfte seiner Schuld den unglückseligen Gestirnen beimißt. Es ist dies eine Auffassung, von der ich unverhohlen und auf jede Gefahr hin bekennen will, daß sie auch im gegenwärtigen Fall die meinige ist ... Vor der politischen Beurteilung, die hier allein probehaltig ist, bleibt, was man auch dagegen reden mag, stehen, daß Hecker den heiligen Boden unseres Vaterlandes mit Blut getränkt, daß er den Fremden die Tür gewiesen hat nach der deutschen Erde. An die Stelle der ewigen Ordnungen des Rechts, die nach vorübergehender Verdunkelung alle Zeit nur um so heller leuchten, hat er das Banner der Gewalt zu pflanzen versucht. Darum kann er nicht sitzen unter den Männern, denen

unser Volk die Gründung der Einheit, die Festigung seiner Freiheit anvertraut hat, in den Wegen des Rates, der Mäßigung, der Weisheit, der Geduld. Erst nach langer ernster Sühne kann für ihn wieder ein Raum werden auf unserer vaterländischen Erde! (Lebhaftes Bravo auf der Rechten und im Zentrum, Zischen auf der Linken.) Stenographischer Bericht.

Der Waffenstillstand von Malmö.

Lord Palmerston, der Leiter der englischen Politik, hatte schon im Mai auf den Abbruch der Feindseligkeiten gedrungen und eine Konferenz in London zur Regelung der dänisch-deutschen Streitfrage vorgeschlagen. In Malmö, wo Pourtalès (im Juni und Juli) verhandelte, scheiterte die Einigung am Widerstand Wrangels, der die Ratifikation eines eventuellen Vertrags durch den Reichsverweser forderte. Nachdem diese eingetroffen, begannen am 7. August neue Verhandlungen. Der Gesandte des Frankfurter Reichsministeriums, Max von Gagern, wurde nicht einmal zugelassen. Unter den Drohungen Englands, Frankreichs und Rußlands wurde schließlich am 26. August der Waffenstillstand zu Malmö abgeschlossen, zunächst auf sieben Monate. Die Schwäche Deutschlands, die Ohnmacht der Nationalversammlung war so grell zutage getreten, daß sich des deutschen Volkes tiefe Scham und Empörung bemächtigte. Preußen, das sein Schwert für eine deutsche Sache geführt hatte und es nun wieder einsteckte, mußte den Zorn entgelten. Die Frankfurter Nationalversammlung aber wurde durch diesen Verlauf des so hochgemut begonnenen Werks, an das sie ihre politische Ehre gesetzt hatte, in die gefährlichste Krisis gestürzt.

Leopold von Gerlach über den Waffenstillstand

Die eigentliche Wendung des Ganges der Regierung war der dänische Waffenstillstand, den der König von Preußen selbständig abschloß, 30. August; hier trat er der Paulskirche, der Sing-Akademie [der preußischen Nationalversammlung] und seinen Ministern gegenüber zum ersten Male wieder als König auf. Die Paulskirche muß sich ihm fügen. Die Revolution versucht es, sich zu widersetzen, und mordet Auerswald und Lichnowsky, merkwürdigerweise zwei bekehrte, mit vieler Schuld belastete Liberale. Gerlach, Denkwürdigkeiten. I.

Der Waffenstillstand und die Paulskirche.

Nachdem die schleswig-holsteinische Sache schon monatelang auf den Spitzen der Schwerter geschwebt, war sie am 9. Juni zum

erstenmal in der Nationalversammlung zur Sprache gekommen. Damals wurde der Antrag Waitz angenommen, der die schleswig-holsteinische Sache als zum Bereich der Nationalversammlung gehörig bezeichnete, energische Maßregeln zur Fortführung des Krieges und die Wahrung des Rechtes der beiden Herzogtümer und der Ehre Deutschlands bei dem Abschluß des Friedens mit der Krone Dänemark forderte.

Heinrich Laube erzählt: Welch ein furchtbarer Donnerschlag, als am 4. September plötzlich gleich beim Beginn der Sitzung der damalige Minister des Auswärtigen, Heckscher, bleich und sichtlich angegriffen, auf der Rednerbühne erschien, um die Eröffnung zu machen: daß am 26. August der Waffenstillstand zu Malmö abgeschlossen worden, und daß er allerdings nicht unwesentliche Abweichungen enthalte von dem Inhalte derjenigen Bedingungen, welche die Zentralgewalt bei der Erteilung ihrer Autorisation zum Abschlusse desselben aufgestellt. — Dahlmann interpellierte den Reichsminister und schloß: „Sie haben inzwischen die Bedingungen des Waffenstillstandes auf offiziellem Wege vernommen. Ich darf Sie nur an eins erinnern: Am 9. Junius, vor noch nicht drei Monaten, wurde hier in der Paulskirche beschlossen, daß in der schleswig-holsteinischen Sache die Ehre Deutschlands gewahrt werden solle — die Ehre Deutschlands!" — Dies war der Blitzstrahl, in welchem sich das über der Kirche stehende Gewitter dermaßen entlud, daß nicht ein Herz unbetroffen blieb in dem weiten Raume, und daß alles auffuhr von den Bänken in stürmischem Zurufe, als der alte Priester und Obmann, ohne ein Wort weiter zuzusetzen, herabstieg unter die tief aufgeregte Versammlung. Das schon so oft gemißbrauchte Wort „die Ehre Deutschlands!" hier war es echt. —

Dahlmann sprach am 5. September: „Ist denn nicht die schleswig-holsteinische Sache eine deutsche? Und so lassen Sie mich denn sagen, was noch ungleich mehr, noch ungleich schwerer in dem versammelten Ausschuß gewogen hat als Schleswig-Holstein. Es war der Hinblick auf unser gesamtes deutsches Vaterland. .. Was ist es, was den Engländer so groß gemacht hat? Nicht wahrlich seine weltbeherr-

schende Flotte, wahrlich nicht seine glänzenden und reichen Eroberungen in allen Weltteilen! Eines, ein ganz Einfaches hat ihn groß gemacht: Jeder einzelne Engländer wiegt für England so schwer wie das ganze England; jeder einzelne Engländer wiegt für England das ganze Vaterland — und hier gilt es viele Hunderttausende! — Vorahnend hab' ich schon am 9. Juni zu Ihnen gesprochen: Es sei das keineswegs diese isolierte schleswigsche Frage, welche so viele Strebungen, so vieles Ankämpfen gegen uns veranlaßt, sondern es sei die Einheit Deutschlands. (Von allen Seiten lebhaftes Bravo.) Diese neue deutsche Macht, welche, so lange Deutschland besteht, noch nie erblickt ward, welche ihren Mittelpunkt hier in der Paulskirche hat, und über welche das Vertrauen des gesamten deutschen Volkes wacht, sie soll von Anfang her in ihrem Aufkeimen beschnitten, sie soll, wenn es möglich wäre, nach allen Seiten hin zerfetzt und endlich zerbrochen werden. (Vielseitiges Bravo.) Unterwerfen wir uns bei der ersten Prüfung, welche uns naht, den Mächten des Auslandes gegenüber, kleinmütig beim Anfange, dem ersten Anblicke der Gefahr, dann werden Sie Ihr ehemals stolzes Haupt nie wieder erheben. (Lebhaftes Bravo.) Denken Sie an diese meine Worte: Nie! (Wiederholter Beifall.) Zwar gewiß nicht die Despotie, davor bin ich sicher, aber die Anarchie wird in diesen Räumen herrschen und darüber hinaus, und die werden fallen, welche jetzt in ihrem Wahne glauben, sie triumphierten über uns. (Lebhafter Beifall. Bewegung.) Ich habe gesprochen. Möge die Hand dessen walten, der die Beschlüsse der Menschen zu gerechten Entscheidungen zu lenken weiß." (Außerordentlicher, anhaltender Beifall.)

Schließlich nahm die Versammlung nach den aufgeregtesten Debatten, in denen schon der drohende Aufruhr sich ankündigte, den Waffenstillstand an. Ludwig Simon, der Allerradikalste, hatte gerufen: „Auch wir, die wir die Verdienste großer Männer zu achten wissen, verweilen mit Wohlgefallen auf den Bildnissen des Großen

Kurfürsten und Friedrichs des Großen. Aber der Große Kurfürst und Friedrich der Große würden sich im Grabe herumdrehn, wenn sie es vernehmen könnten, wie ihr Andenken mißbraucht wird, um Deutschland vor Dänemark in den Staub zu treten!" Laube, Das erste deutsche Parlament.

Die Versammlung auf der Pfingstweide
in Frankfurt, am 17. September 1848.

Am 16. September, in später Abendstunde, bei dunklem Hause, nach erschütternden Debatten und namentlichem Aufrufe hatte die Nationalversammlung den Waffenstillstand von Malmö mit einer Mehrheit von 21 Stimmen zwar nicht genehmigt, aber bestehen lassen. Nach 8 Uhr verkündigte der Präsident der Versammlung das Resultat der Abstimmung. Die Paulskirche rauschte auf in herz- und ohrenzerreißendem Toben, in der Versammlung, in den unteren Räumen, auf der Galerie. Unter dem Lärm forderten unheimliche Gestalten nach der Stadtallee zu einer Beratung auf; die das Haus verlassenden Abgeordneten der Majorität, in der Verwirrung auch die der Minorität, wurden verhöhnt, beschimpft, in die Flucht getrieben. Die Westendhall, der Versammlungsort der gemäßigten Linken, wurde vandalisch verheert; der Haufe, der von der Stadtallee dahingezogen war, suchte den alten Turnvater Jahn, der sich nur mit Lebensgefahr den Nachstellungen entzog. Ähnliche Verwüstungen wurden auch am Englischen Hofe begangen, wo auf Heckscher gefahndet ward, der am verhängnisvollen 18. September dem Tode wie durch ein Wunder entging. Das Hallo des wilden Jägers ging durch die Stadt, Gesetz und Obrigkeit waren ohnmächtig. Einzelne Vorsteher der radikalsten Frankfurter Clubs improvisierten eine gemeinschaftliche Zusammenkunft und beschlossen, auf den folgenden Tag [Sonntag] zu einer allgemeinen Volksversammlung einzuladen . . . Diese Volksversammlung wurde um 4 Uhr auf der Pfingstweide, einem großen Anger vor dem Allerheiligentor, dicht an der Einmündung der Hanauer Eisenbahn gehalten, welche ominöse Zuzüge brachte. Es mochten 10—12000 Menschen versammelt sein, darunter viele Neugierige, doch auch viele mit Knütteln, Pistolen und der roten Feder am Hute. Die Abgeordneten Zitz und Schlöffel und der „Barrikadenreisende" Germain Metternich waren die Hauptheter. Nun kamen die Anträge: „Frakturschrift zu schreiben", der Majorität der Nationalversammlung vor die Häuser und Leiber zu rücken, um sie zum Austritt zu bewegen. Auch das erschien den Wütenden zu gelind. Die Koryphäen, unter ihnen ein junger Mensch aus Schleswig-Holstein, sprachen das Wort des Rätsels aus. Macht Barrikaden aus euren Leibern; jagt die Volksverräter,

die Nationalversammlung, auseinander; fort mit den „Geldsäcken", der Bourgeoisie! Auch die Linke muß fort, die mit ihren Halbheiten alles verdirbt! Nur die äußerste Linke kann, soll und muß die Bewegung zum Ziele führen! So wurde denn endlich, durch Aufhebung einiger hundert Hände und einiger tausend Stöcke, der „Beschluß" gefaßt, die Majorität der Nationalversammlung für „Verräter des deutschen Volkes, der deutschen Freiheit und der deutschen Ehre" zu erklären, die deutsche Nation in diesem Sinne zu belehren, vor allen Dingen aber diesen „Beschluß" der Nationalversammlung selbst „durch eine Deputation zu eröffnen". Die fremden Teilnehmer wurden ausdrücklich aufgefordert, am nächsten Tage in der Stadt zu bleiben, um dem Beschlusse „Nachdruck zu geben". Ein Teil der wilden Schar zog darauf in den Deutschen Hof, den Versammlungsort der Linken, sie zum Austritt in Masse aufzufordern. Vogt wies die Anstürmenden zurück; Venedey stellte ihnen das Verbrecherische ihres Beginnens vor. Beide wurden verhöhnt, Venedey zumal. Nach der „Gegenwart" v. F. A. Brockhaus.

Die Paulskirche in Gefahr.

Der Minister von Schmerling hatte in der Gewißheit dessen, was kommen werde, in der Nacht vom 17. auf den 18. Lokomotiven heizen lassen, um Truppen aus Mainz herbeizurufen. Es ist behauptet worden, Schmerling habe den Aufruhr inszenieren helfen, Germain Metternich habe am 17. in Schmerlings Haus verkehrt. Dafür ist kein Beweis erbracht. — Am 18. September morgens drängten sich die Volkshaufen um die Paulskirche. Unbegreiflicherweise waren von der Nordseite die österreichischen Truppen weggezogen worden, so daß in der engen Gasse der Eingang frei stand.

Heinrich Laube erzählt: [Es] kamen einige verspätete Abgeordnete von der Nordseite, unter ihnen Riesser, und gingen auf den Eingang zu. Dies benützten die Massen als Gelegenheit und drängten nach. Umsonst wendete sich Riesser, um sie abzuhalten; die Masse schob, und drang mit ihm durch die erste, und durch die nur zwei Schritt davon entfernte zweite Tür. Hinter dieser zweiten Tür ist noch ein ganz kleiner, etwa zwei Schritt breiter Raum durch eine unverschließbare Glastüre abgesondert vom Innern der Kirche. Bis in diesen Raum drang schon die Flut, als einige Parlamentsdiener es bemerkten und herzueilten, um den abwehrenden Riesser zu unterstützen. Einige Abgeordnete, die links und rechts unmittelbar neben der Glastüre saßen,

taten desgleichen, und so wurde die plötzlich totenstill werdende Versammlung des Überfalls inne. Es war etwa 10 Uhr. Gagern erhob sich in der ganzen Kraft und Schönheit seines gebieterischen Ansehens — mit seinem weitsichtigen Auge konnte er den Tumult hinter der Glastüre genau erkennen — und verlangte, daß die Versammlung ohne irgendein Zeichen von Unruhe ihren Platz behalten solle, er erwartete, daß sie würdigen Schweigens dem drohenden Angriffe entgegensehn werde. Die moralische Wucht dieser Worte wirkte augenblicklich. Wer sich erhoben hatte, setzte sich wieder, nur die Damen auf den unteren Zuschauerplätzen an der Mittagseite der Kirche fingen an zu flüchten. Das Getümmel an der Glastüre dauerte nur kurze Zeit. Es gelang den Dienern und einigen Abgeordneten, die zunächst hereingedrungenen Angreifer — es waren Proletariergestalten — hinter die mittlere Tür zurückzustoßen und diese Tür durch einen glücklicherweise vorhandenen kleinen Riegel zu schließen. Nun begann der Sturm auf diese mittlere Tür, welche man sprengen oder einschlagen wollte. Sie war viel schwächer als die erste Tür, welche auf die Straße geht, und eine Holztafel sprang von den Stößen und Schlägen. Dieser Sprung erweiterte sich von der Wucht des Andrangs dergestalt, daß man hindurchsehen konnte, und es war nicht wahrscheinlich, daß der schwache Riegel der Gegenwucht lange widerstehen würde. Wir da oben Sitzenden waren jeden Augenblick auf den hereinbrechenden Strom gefaßt. Die kolossale Figur des ebenfalls in dortiger Gegend sitzenden Geschichtschreibers Gfrörer hat sich in der Paulskirche nie so gut ausgenommen als in diesem Momente. Er stand mit seinem Stocke bewaffnet dicht an der Glastüre, unzweideutig an den Tag legend, daß jeder Eindringling einen bemerklichen Widerstand an ihm finden werde. — Jetzt weicht die Tür, hieß es — trotzdem daß man sich mit aller Schwere von unsrer Seite dagegen stemmte — jetzt kracht sie! — da schwieg auf einmal das Schlagen und Lärmen draußen, der Druck hörte auf, und man sah, daß auf der Diplomatengalerie, etwas weiter westlich von dieser Seite, alles zu den Fenstern drängte. Es mußte

draußen etwas Neues vorgehn. — Gagern rief: „Meine Herren, verlassen Sie die Fenster!“ „Keine Komödie hier!“ rief eine Stimme aus der Linken, ich glaube Blums. „Keine Komödie draußen!“ entgegnete eine Stimme von der Rechten.

Übrigens war es still, und da Gagern seinen Redner über Geschäftsordnung standhaft auf der Tribüne erhalten hatte während dieses geheimnisvollen Zwischenspiels hinter den Mauern, so fuhr er als Präsident ungestört fort: „Es sind drei Anträge gestellt, die ich zur Abstimmung bringen werde.“ — Die Hilfe draußen war von den preußischen Truppen gekommen. Obwohl entfernt vom Orte des Einbruchs, hatte doch der Offizier bemerkt, was vorging, hatte seine Leute antreten und heranmarschieren lassen. Die Masse war trotzdem nicht gewichen. Jeden Augenblick glaubte sie, die Tür springen zu sehen; dann ging's hinein, trotz der Soldaten! Die hätten sich dann im wirren Getümmel heraussuchen mögen, wer Abgeordneter, wer Volk sei. Der Offizier hatte die Masse aufgefordert, sich zu entfernen. Sie wich nicht. Er hatte seine Leute laden lassen. Sie wich nicht — die Tür konnte jeden Augenblick springen. — Fällts Bajonnett! hatte er endlich kommandiert und der Bajonnettangriff hatte die Masse gesprengt und auch die an der Tür Stürmenden zum Rückzuge genötigt.

Straßenkampf in Frankfurt.

Laube erzählt: Die Musketenschüsse knatterten fortwährend, und ein elegant gekleideter junger Mann trat zu uns auf der Zeil mit dem Bemerken, wir möchten die Biegung der Straße nicht überschreiten, denn auch außerhalb der vermutlichen Richtung irrten gedankenlose Kugeln umher. Zum Beweise zeigte er seine angerauchte Zigarre vor, welche ihm soeben durch eine solche Kugel aus dem Munde gerückt und verdorben worden sei. Sie hatte, wie man zu sagen pflegt, zu viel Luft bekommen, und der junge Mann war bei dieser heiteren Wendung doch ziemlich erregt. Man sah Verwundete vorübertragen, man sah Adjutanten sprengen, namentlich einen jungen, schlanken Österreicher, welcher wie zum Tanze ge-

putzt schien mit dem engen weißen Leibrocke, mit der schwarzgoldenen Schärpe darüber, mit dem Federhute und mit weißen Glacéhandschuhen in den Zügeln des Pferdes. Auch Boddien hoch zu Rosse flog einmal vorüber die Zeil hinunter mitten ins Kugelfeuer hinein, und man hörte, daß er auf dieser Seite den Angriff leiten helfe. Man rücke langsam vor, entweder weil man schonen wolle, oder weil man zu wenig Truppen habe. [Von Darmstadt wurde Artillerie erwartet. Sie kam am Spätnachmittag, griff aber wegen der vereinbarten Waffenruhe nicht sofort ein.] Die Darmstädter Geschütze kamen an und fuhren auf am Roßmarkte und an der Hauptwache; Darmstädter Truppen, aufgeweckte, intelligent aussehende, fixe Leute, kamen aus einer anderen Straße an und begrüßten ihre Geschütze mit brausendem Hurra. Die Geschütze machten sich fertig, die Zeil hinunterzurasseln. Es entstand eine ängstliche Pause, der Tag sank immer mehr. Alles harrte gespannt, ob [die Waffenruhe] wirklich länger dauern und die Entscheidung knicken solle. Die Artilleristen saßen zu Pferd vor und neben den Kanonen und harrten ebenfalls, da hörte man auf einmal das Kommando „Vorwärts!" und weiterhin ebenfalls „Vorwärts!" und noch einmal „Vorwärts!" und in vollem Trabe ging's mit den Kanonen und mit der Bedeckung die Zeil hinab. Der Eindruck nach solcher Spannung war so groß, daß die zahlreichen Zuschauer, allerdings wohl meist Feinde des Aufstandes, in ein allgemeines Bravoschreien ausbrachen. Man hörte, daß die Kanonen still hielten unten an der Zeil, man erwartete, ob der donnernde Schuß folgen werde. Gleichzeitig glaubte man auch weit drüben südlich, etwa nach der alten Brücke zu, neues Musketenfeuer zu hören. „Das sind die Darmstädter Schützen," rief unser von der Eschenheimer Gasse zurückkehrender Kundschafter, „sie arbeiten sich mit bewundernswerter Bravour und Geschicklichkeit durch die Barrikaden der Fahrgasse herauf, um den Unsrigen die Hand zu bieten!" — „Also die Waffenruhe ist aus?" — „Aus! Die Linken drohten mit Himmel und Hölle, wenn neues Bürgerblut vergossen werde, und schoben Schmerling die

ganze Verantwortung zu; „ich werd's verantworten", erwiderte er trocken österreichisch hinter dem Tische vor, und Boddien und Deetz sind auf dem Platze und —"

Da donnerte der erste Schuß des hessischen Geschützes —

Es war die wunderlichste Lage einer Revolutionsschlacht, die man sich denken kann. Die Aufständischen fochten gegen Behörden, welche eben erst aus allgemeinem Stimmrecht der Nation hervorgegangen waren; es fehlte ihnen also ganz und gar der Schimmer und Duft eines gekränkten, zur Gewaltsamkeit gezwungenen Rechtsgefühls. Die Angegriffenen aber verteidigten sich mit Truppen, deren ursprüngliche Befehlshaber kurz vorher noch Widersacher der jetzt Angegriffenen waren, und — wahrscheinlich in kurzem wieder sein würden.

H. Laube, Das erste deutsche Parlament. II.

Arthur Schopenhauer an Julius Frauenstädt

über den Aufstand vom 18. September 1848.

Frankfurt a. M., 2. März 1849.

Ist mit mir Alles beim Alten: der Atma [Schopenhauers Pudel] grüßt schönstens. Aber was haben wir erlebt! Denken Sie sich, am 18. September eine Barrikade auf der Brücke und die Schurken bis dicht vor meinem Hause [Rechneigraben] stehend, zielend und schießend auf das Militär in der Fahrgasse, dessen Gegenschüsse das Haus erschüttern: plötzlich Stimmen und Geboller an meiner verschlossenen Stubenthüre: ich, denkend, es sei die souveräne Kanaille, verrammle die Thüre mit der Stange: jetzt geschehn gefährliche Stöße gegen dieselbe: endlich die feine Stimme meiner Magd: „es sind nur einige Österreicher!" Sogleich öffne ich diesen werthen Freunden: 20 blauhosige Stockböhmen stürzen herein, um aus meinen Fenstern auf die Souveränen zu schießen; besinnen sich aber bald, es gienge vom nächsten Hause besser. Aus dem ersten Stock rekognoscirt der Officier das Pack hinter der Barrikade: sogleich schicke ich ihm den großen doppelten Opernkucker, mit dem Sie einst den Ballon sahn; — — und *ψυχων σοφων τουτ᾽ ἐστι φροντιστηριον*! [welch ein Denkasyl für weise Gemüter!]

Die Ermordung Lichnowskys und Auerswalds
am 18. September 1848.

Lichnowsky und Auerswald ritten nachmittags zum Eschenheimer Tor hinaus, um zu rekognoszieren. Die hessischen Truppen waren im Anmarsch. Lichnowsky war an diesem Tage unwohl, wie Laube erzählt, und nicht ganz im Besitz seiner sonstigen Geistesgegenwart. Auerswald war erst der lebhaften Überredung Lichnowskys nachgebend auf einem Pferde des Reichskriegsministers, Generals von Peucker, mitgeritten. Auch Lichnowsky ritt ein fremdes Pferd. Die Haufen, welche die beiden Männer erschlugen, waren aus hessischen Ortschaften auf dem Wege nach Frankfurt. Den ersten Angriff erfuhren die beiden Reiter am Hessendenkmal beim Friedberger Tor. Sie suchten die Friedberger Chaussee nach Homburg hinaus zu gewinnen.

In der Friedberger Chaussee wurden die beiden von einem Trupp aus der Eschenheimer Vorstadt getrennt. Lichnowsky gerät endlich in ein Gartengrundstück. Hier trifft Auerswald, schon am Arm verwundet, mit ihm wieder zusammen. Der Besitzer des Gartens erbietet sich, sie zu verbergen. Sie gehen in das Haus. Die Verfolger sehen eben noch, wie Auerswalds Pferd in den Kuhstall geführt wird.

Laube erzählt: Kaum waren . . Roß und Reiter in dem Gartenhäuschen verschwunden, so waren auch die Feinde da, wie die Schweißhunde den Pferdehufen folgend. „Hier sind die Pferde hinein! hier müssen sie sein!" — Und nun ward der Garten umstellt, das Haus durchsucht. In dem Hause selbst war man den Verfolgten auf das Bereitwilligste zu Hilfe gekommen: Auerswald hatte man einen Schlafrock gegeben, damit er wie ein Bewohner des Hauses erscheinen möchte; Lichnowsky hatte man einen Keller und dort einen Lattenverschlag geöffnet zum Verstecke. Umsonst! Auerswald, dessen Gesicht wahrscheinlich von niemand erkannt worden wäre, und den sie auch wirklich totgeschlagen haben, ohne daß sie gewußt, wen sie totschlugen, blieb in seinem Schlafrocke nicht wie ein Hausbewohner im offnen Zimmer, sondern flüchtete auf den Boden und ward dort gefunden. Man schleppte ihn die Treppe hinab und schlug nach ihm. Ohne weiteres Parlamentieren riß man den Betäubten bis vor das Häuschen, aus derselben Gartentür hinaus, durch welche er eingetreten war, und an dem Brückchen dicht an

der Gartentür wurde er wie ein wildes Tier erschlagen. Der sterbende Leib rollte in den trockenen Graben hinab. Ein durch Politik entmenschtes Weib, welche man Schriftstellerin nennt, hat mit dem Regenschirm nach ihm gehauen und die verwilderten Männer angefeuert zum Totschlage.

Wahrscheinlich hat Lichnowsky das alles gehört. Der Keller ist so seicht, daß nur ein paar Stufen hinabführen, und an der Kellertür vorüber hat man Auerswald hinausgeschleift. Nun kam man auch in den Keller. Dort sind drei Bretterverschläge nebeneinander. In dem mittleren war Lichnowsky und hatte sich auf ein sogenanntes Obstbett im Hintergrunde geworfen. Dies Obstbett war gebrochen, und er war deshalb wirklich versteckt, dadurch, daß das Brett dem Zuschauer entgegenstand und den nach der Mauer Hinabgeglittenen deckte. Aber das Schicksal spielte tückisch mit ihm: ein Zipfel seines Rockes war oben am Brett hängen und soweit sichtbar geblieben. Der Hausbewohner, welcher den Mordlustigen öffnen mußte, versucht es, sie über das Vorhandensein des mittleren Verschlages zu täuschen: er öffnet den zur rechten und den zur linken Hand, und die Täuschung gelingt. Sie verlassen fluchend den Keller, und der Gefangene kann aufatmen. Aber die zwei Pferde, welche man im Kuhstall entdeckt, sprechen zu stark dafür, daß auch der zweite Flüchtling vorhanden sein müsse. Das Haus wird nochmals von oben bis unten durchsucht, und so kommt man zum zweiten Male in den Keller und — entdeckt die mittlere Tür. Der Gartenbub, welcher leuchten muß, will verhindern, daß man ohne weiteres die Tür einschlage und wird dabei verwundet. Unter dem Klaggeschrei des jungen Burschen wird die Tür erbrochen, und man tritt ein. Nichts! — Man sieht niemand — halt! — da! — Man sieht den Rockzipfel; das Schlachtopfer ist gefunden. — Der hervortretende unglückliche Mann hat in diesem entsetzlichen Augenblicke herzliche Worte an seine Verfolger gerichtet, welche ausgedrückt haben, daß er nach seinen besten Kräften dem Volke zu helfen bereit sei. Erfolglos. Man ist desselben Weges mit ihm gegangen wie mit Auerswald, und

nur einem aus dem nahen Bornheim hinzukommenden Manne von Bildung namens Dr. Hoddes ist es gelungen, den Gedanken aufzubringen, daß Lichnowsky nicht sofort getötet, sondern nach Bornheim gebracht werden solle. Dort hat er, wie die augenblickliche Wendung lautet, als Geisel dienen sollen, ein gefangener „Preuß" für irgendeinen Aufständischen, der in der Stadt von den Preußen gefangen würde. Unter dieser Form der Verschiebung hat ihn der grimmige Haufe über das Brückchen, vorbei an Auerswalds Leiche, transportiert. Von dort führt eine schmale Pappelallee, ein breiter Fußweg, über den Anger hinüber nach Bornheim. In dieser Allee war man etwa dreihundert Schritt unter wildem Toben und Drohen gekommen, da reißt einem der Henker die Geduld, und er greift nach dem Kleide Lichnowskys. Dieser wendet sich zur Abwehr und faßt einen Gewehrlauf, welcher auf ihn gerichtet ist, das Handgemenge wird vollständig, die Waffen fallen und fliegen auf ihn, er wird zusammengehauen. Weg da vorn! schreien einige; man macht vorne Platz, und die Schüsse knallen auf den zusammenbrechenden Redner der Paulskirche, auf den Abgeordneten zur deutschen Nationalversammlung, welcher den Souveränen aus einem kleinen Städtchen mißfällig war. — Dort auf jenem Anger, welcher hoch gelegen ist, sieht man den Taunus rechts und Frankfurt mit seinem alten Dome links; dort lag der so lange glückliche Mann schmerzvoll in seinem Blute, im Angesichte die schöne Welt, an welcher er so lebhaft hing, und konnte nicht leben, nicht sterben. Unter wildem Hohne gingen die Mörder von dannen. — Den langsam Sterbenden, denn seine Lebensgeister schieden mit eben solcher Zähigkeit und Widerstrebung aus dem Körper wie seine Seele von dieser Erde, den schmerzhaft Sterbenden hat man in das Gartenhäuschen des Unglücks zurückgebracht. Dort hat er sein Testament diktiert. „Mein Erbe ist mein Bruder Karl — nein, ich widerrufe", hat er mit brechender Stimme gesagt, und dies ist das Liebenswürdigste, was ich aus seinem Leben kenne — „ich widerrufe! Mein Erbe ist die Herzogin von Sagan." — Sie ist, die frühere Herzogin von Dino-Talley-

rand, eine der reichsten Frauen des Landes, und er war wohl von ihr geliebt. Spät abends, noch unter dem knatternden Gewehrfeuer, ist er ins Hospital nach der Stadt gebracht worden, und dort erst gegen Mitternacht verschieden, ein Opfer politischen Hasses. Noch heute glaub' ich nicht daran, daß er nicht mehr lebe, obwohl ich ihn selbst habe begraben sehen. Er gehörte eben zu den Menschen, denen alles für dies Leben und nur dies Leben geschenkt schien.

H. Laube, Das deutsche Parlament.

Die Bestattung Lichnowskys und Auerswalds,
am 19. September 1848.

Heinrich Laube erzählt: Die Leichen der erschlagenen Männer Lichnowsky und Auerswald wurden auf dem Friedhofe bestattet. Der Friedhof strotzte von Menschen. Alle Parlamentsmitglieder waren da den Särgen zunächst, hinter uns mitleidige und trotzige Leute, die letzteren in tiefen Massen. Man sah's an ihren Gesichtern, daß der Groll stärker war als das Mitleid. Die Parteien standen hier bei hellem Tage nebeneinander. Es war eine entsetzliche Stimmung, als Wilhelm Jordan die Leichenrede begann. Ihn namentlich haßten die Barrikadenmänner, welche da zuhörten, denn er hatte anfangs zur Linken gehört und hatte sich später von ihnen und ihren Übertreibungen getrennt. Und gerade er hielt die Leichenrede. Er sprach mit kaltem Blute, heißer Grimm aber pulsierte in den Worten. Die Verantwortung für solchen Greuel wälzte er mit dröhnenden Worten den Aufständischen an die Seele. Man meinte, jeden Augenblick könnte die unverhüllte furchtbare Anklage die Masse der zuhörenden Angeklagten zu einem Ausbruche, zu einer Schlacht über den noch offenen Gräbern treiben. Wie eine ungeheure, tiefschwarze Gewitterwolke hing die Stimmung über uns. Man bewunderte den kalten herausfordernden Mut Jordans und fürchtete doch jedes neue treffende Wort, weil es das Gewitter entladen, weil der Blitz verheerend einschlagen könnte. Es blieb still, blieb auch totenstill, als er geendet. Die Erdschollen kollerten auf die Särge hinab, man hörte dies trost-

lose Geräusch weithin, still ging jeder von uns durch die starrende Menge von dannen, in seinem Geiste erwägend, wie schwer die Neugestaltung eines Staatswesens sei und wie teuer es bezahlt werden müsse. Laube, Erinnerungen.

Gabriel Riesser.

Gabriel Riesser, geb. am 2. April 1806 zu Hamburg, Notar, beteiligte sich am Vorparlament, Abgeordneter zur Nationalversammlung, gehörte zum linken Zentrum („Württemberger Hof"), war zweiter Vizepräsident, später zum Zentrum („Augsburger Hof") gehörig, Mitglied des Verfassungsausschusses, der Kaiserdeputation, schied im Mai 1849 aus, politisch tätig, 1860 Obergerichtsrat als erster deutscher Richter jüdischer Religion, gest. am 22. April 1863 zu Hamburg.

Was der Sturm des Augenblicks den Ungeduldigen zu verheißen schien, aber zu gewähren nicht vermochte, das wollen wir in treuer, schwerer, beharrlicher Arbeit der Zeit abzuringen nicht ermüden. Riesser ins Parlamentsalbum.

*

Gabriel Riesser, ein Rechtsgelehrter aus Hamburg und nach Frankfurt gewählt für Lauenburg, gehört der Judenschaft unmittelbar an. Es ist der Gegendruck nach dem Drucke, dem wir es zuzuschreiben haben, daß an jedem Punkte unseres erschütterten Weltteils, in Paris und Genua, in Wien und Venedig, in Berlin und Anhalt-Dessau die Juden eine hervorragende Rolle bei der Neugestaltung der Verhältnisse spielen. Hier zum Vorteil, da zum Nachteil der Sache, aber stets mit Wirkung. Daß sie Verstand und Eifer in einem Grade besitzen, an dem sich besonders die germanische Rasse ein Beispiel nehmen sollte, wissen wir längst. Auch daß sie, wenn schon selten schöpferische Künstler, doch häufig meisterhafte Virtuosen sind. Aber denen unter uns, die ihnen alle Eigenschaften lieber als die der Liebenswürdigkeit zugestehen, dürfen wir Herrn Riesser entgegenhalten als einen überzeugend liebenswürdigen Menschen. Bescheiden, trotz bedeutender Gaben, zuversichtlich nur für die gute Sache und ein Patriot. Von der kosmopolitischen Völkerverwässerung, von der kläglichen Auflösungs- und Verallgemeinerungs-

politik, welche die Juden, da sie ihrer Heimatlosigkeit nahe lag, erst in die Literatur und dann von den linken Seiten her in die Kammern eingeführt haben, ist kein Tropfen und kein Gedanke in Herrn Riesser. Die deutschen Unbilden, die sein von ihm heißgeliebter und mit glühendem Ehrgefühl verteidigter Stamm erleiden mußte, haben ihn nicht einen Moment wanken gemacht im Glauben, in der Hingebung an unser Vaterland. Solche Charaktere sind wert, es mit zu begründen. Robert Heller, Brustbilder aus der Paulskirche.

Gabriel Riesser zum Septemberaufstand.

Zur Verhandlung stand das vom Ausschuß vorgelegte „Gesetz, betreffend den Schutz der konstituierenden Reichsversammlung und der Beamten der Zentralgewalt".

Ich kann den Eindruck dieser Ereignisse nicht hinwegwischen von meinem Gemüte, wie man den Staub von seinen Füßen schüttelt, und wenn man [Vogt] uns gesagt hat, daß auch die Leidenschaft ein Recht habe, in der Politik ein Wort mitzureden, nun denn, so möge man auch der Leidenschaft des empörten Rechtsgefühls etwas zu Gute halten. ... Ich bekenne, ich fürchte den Tod nicht, aber ich fürchte das Verbrechen. Ich fürchte es nicht um seiner Opfer willen allein, sondern ebensowohl um seiner Urheber und Werkzeuge, um des Vaterlandes willen, dessen Ehre es untergräbt, dessen Freiheit und Zukunft es gefährdet.

Stenographischer Bericht vom 6. Oktober 1848.

Ludwig Simon-Trier.

Ludwig Simon, geb. 1810 zu Trier, Advokat, Abgeordneter zur Nationalversammlung, gehörte zur äußersten Linken („Donnersberg"), Mitglied des Dreißiger-Ausschusses, des Rumpfparlaments, wurde in contumaciam zum Tode verurteilt, lebte als Flüchtling im Auslande, gest. am 2. Februar 1872 zu Montreux.

Freilich enthält die „demokratische Monarchie" einen grundsätzlichen Widerspruch. Aber gerade aus dem tatsächlichen Bestehen grundsätzlicher Widersprüche entwickelt sich das fernere Leben. Simon ins Parlamentsalbum.

Die Freiheit ohne Schranken, ohne Gesetz und Ende ist sein Traum, sein Leben, sein Ideal. Die anderen stülpen sich

die rote Mütze auf den Kopf wie eine Tracht, deren Mode eben gefällt, wie einen Schmuck, der in der Gegenwart ein kühnes und geistig vorgerücktes Ansehen verleiht — Ludwig Simon allein trägt sie wie eine priesterliche Tiara, unter deren Weihe er nicht mehr er selbst, sondern das Werkzeug einer mystischen Gewalt ist. .. Der Lavastrom einer Simonschen Rede entladet sich wie der Vesuv, von Blitz und Donner begleitet. Das geistreiche Wetterleuchten in der schwarzen Wolke fesselt das Auge, und flößte uns auch die elementarische Kraft der Zerstörung einen Schauer des Grauens ein, so versagen wir ihr doch eine gewisse Bewunderung nicht.

Robert Heller, Brustbilder aus der Paulskirche.

L. Simon-Trier zum Septemberaufstand.

Die Abgeordneten Zitz, Schlöffel und Ludwig Simon sollten als Miturheber des Septemberaufstands in Untersuchung gezogen werden.

Simon-Trier: Sie fragen nach dem Grunde des Aufstandes? Der Aufstand ist die Folge der verleugneten Revolution. .. Wir könnten ein Staat sein, wenn wir den richtigen Moment erfaßt, wenn wir zur Zeit unseres Zusammentritts, als alle Pulsschläge der Einheit begeistert zuflogen, dieselben warm aufgriffen und dadurch das Herz Deutschlands in Frankfurt gebildet hätten. Jetzt sind wir als Staat verloren. Wir sind jetzt höchstens eine Universität, wo, nach meiner Meinung, eine sehr langweilige Politik gelesen wird...

... Wir haben die Blüten der Freiheit gesehen, aber der böse Geist der alten Zeit wandelte nächtlich durch die Fluren, vergiftete die Blüten, und das getäuschte Volk ringt sich die Hände blutig nach verlorenen Früchten! Dies sind die wahren Gründe der Zuckungen im gesamten deutschen Vaterlande! Stenographischer Bericht vom 16. Oktober 1848.

Robert von Mohl rettet gefangene Aufständische am 18./19. September 1848.

Mohl erzählt: Ein Verdienst anderer Art [als die Durchsetzung der Reichswechselordnung] war es, daß ich, höchst-

wahrscheinlich, eine Anzahl von Menschen vor dem Erstickungstod rettete, und so der Versammlung und dem Reichsministerium einen unerhörten Skandal ersparte. Als ich nämlich spät in der Nacht vom 18. zum 19. September, somit nach Entscheidung des Sieges über den Aufstand, aber noch vor der völligen Beendigung des Kampfes, an der Hauptwache auf dem Roßmarkte vorüberging, sah ich, daß Gefangene von allen Seiten her durch Soldaten herbeigeführt und kurzer Hand in einen unter der Hauptwache befindlichen Keller geworfen wurden. Ich wollte doch wissen, was hier vorgehe, und stieg in Begleitung einiger zufällig anwesender Offiziere in den Keller, oder richtiger gesagt, ich wollte hinabsteigen, wurde aber auf der Treppe von einer unerträglichen Hitze und durch einen entsetzlichen Geruch von weiterem Vordringen abgehalten. Es waren Hunderte von Menschen in dem engen Raume aufeinandergedrängt, welche nach Luft, nach Wasser, nach ärztlicher Hilfe riefen und vom Heraufbrechen nur durch die auf sie gerichteten Gewehre der zahlreichen Wache abgehalten wurden. Daß hier Hilfe geschafft werden müsse und zwar schnell, war klar; allein niemand wußte Rat. In der Stadt war kein Lokal zur sicheren Aufbewahrung so vieler und zum Teil so desperater Gefangener. So entschloß ich mich denn, an den Gouverneur von Mainz zu telegraphieren und Aufnahme der Gefangenen zu verlangen; auf die alsbald einkommende Zusage ging ich zu dem Oberbefehlshaber der Truppen, General Nobili, verabredete mit ihm den militärischen Transport der Gefangenen auf der Eisenbahn und hatte die Genugtuung, nach wenigen Stunden den ganzen Keller geleert zu sehen. Der Anblick der an die frische Luft Herausgeholten zeigte am deutlichsten, wie dringend hier Hilfe gewesen war. Mir ist nicht der mindeste Zweifel, daß sich die Szenen der schwarzen Hölle in Kalkutta — einem Gefängnis in einem Fort von Kalkutta, „Schwarzes Loch" genannt, in welches von den Bengalesen im Jahre 1756 146 Engländer geworfen wurden, und das nach kürzester Zeit nur 23 lebendig verließen — erneuert hätten, wenn die Gefangenen (ich glaube, es waren ihrer

6—700) die Nacht über in dem Loche gelassen worden wären. Auf Mitleid von seiten des Militärs, welches im höchsten Grade erbittert war durch die erlittenen Verluste und durch die häufig heimtückische Art des Kampfes, möchte nicht zu sehr zu rechnen gewesen sein. Mohl, Lebenserinnerungen. II.

Robert Blum an seine Frau.

Frankfurt a. M., 4. Oktober 1848.

In der Nationalversammlung verfolgt aus Bosheit, vom Volke in die traurigste Stellung gebracht aus Dummheit, von den Demokraten angefeindet und geächtet aus Unverstand, stehen wir isolierter als jemals und haben vor- wie rückwärts keine Hoffnung. Die letzten Wochen sind Kräfte vergeudet und törichterweise vernichtet worden, die bei weiser Zusammenfassung und sorgsamer Verwendung hingereicht hätten, das Schicksal Deutschlands vollständig umzugestalten. Nie bin ich so lebens- und wirkensmüde gewesen wie jetzt; wäre es nicht eine Schande, sich im Unglück von den Kampfgenossen zu trennen, ich würde zusammenraffen, was ich allenfalls habe und entweder auswandern, oder mir in irgendeinem stillen friedlichen Tale des südlichen Deutschlands eine Mühle oder dergleichen kaufen und nie wieder in die Welt zurückkehren. Hans Blum, Robert Blum.

Herr „Piepmeyer".

Alle Karikaturen wurden übertroffen durch die Erfindung eines Typus: des Herrn „Piepmeyer". Piepmeyer ist der gesinnungslose Gesinnungsheld, der Sklave der Freiheit, der Wicht der Popularität, der Lump der stolzen Phrase. [J. H. Detmold, Taten und Meinungen des Herrn Piepmeyer, mit Zeichnungen von A. Schrödter. Frankfurt 1849.]

Laube erzählt: Piepmeyer hat vor der Wahl einen Teil seiner Wähler von der Stärke seiner konstitutionell monarchischen Gesinnung, und in der anderen Ecke einen anderen Teil seiner Wähler von der Reinheit und Kraft seiner republikanischen Gesinnung überzeugt. Er wird einstimmig gewählt. Zum erstenmal in der Paulskirche ist er ungewiß, ob er auf der Rechten oder Linken Platz nehmen soll. In

dieser Lage macht er die Bekanntschaft eines Journalisten, der ihn über manches ins klare bringt. Die Neigung nach links stellt sich als zeitgemäß dar und befestigt sich. Er kauft sich einen Parlamentshut und gibt demselben durch Fußtritte die nötige parlamentarische Form. Zur Erklärung diene, daß die Mode der Hüte genau den herrschenden Grundsätzen in Sachen der Politik entsprach während der Jahre 1848 und 49. Der steife, unbiegsame Zylinderhut verschwand mit der Märzrevolution und machte Platz dem weichen, jedem Eindrucke nachgiebigen Filze. Je höher die Revolution stieg, desto verbogener der Hut, je tiefer sie sank Anno 1849, desto fester wurde auch wieder der Hutstoff. Hand in Hand ging damit der Bart, dessen Üppigkeit ein Symptom der üppigen Freiheit wurde. Piepmeyer, kein ganz junger Knabe mehr, beschließt, der Natur freien Lauf zu lassen, auch in diesem Betrachte, und erreicht bald das Ansehen eines verwogenen Mannes. Inzwischen überreicht er Robert Blum sein Stammbuch, und dieser schreibt ihm den Vers hinein: „Üb' immer Treu und Redlichkeit". Sein Freund, der Journalist, ferner macht ihn darauf aufmerksam, daß es noch stets an einem eigentlichen ausschließlichen Nationalgetränke für Deutschland fehle, und stürzt ihn damit in die Wehen einer großen politischen Idee. „Die Aufgabe ist, ein Getränk herzustellen, das die richtige Mitte zwischen Wein, Bier und Branntwein hält, und damit sowohl einerseits den Neigungen und Richtungen der verschiedenen deutschen Stämme" Rechnung trägt, „als andrerseits auch der Idee der deutschen Einheit entspricht." Er macht kostspielige, nicht gerade unangenehme Versuche. Zu seinem Schrecken hört er, daß der „volkswirtschaftliche Ausschuß" auch mit dieser Angelegenheit sich beschäftige, ihm also leichtlich mit der Erfindung zuvorkommen könne. Moritz Mohl, Philipp Schwarzenberg, Lette, Eisenstuck führen ein großes Wort in diesem gefürchteten Ausschusse; der brennende Wunsch entsteht in Piepmeyer, Mitglied eines Ausschusses zu werden, für welchen er sich durchaus geschaffen fühlt. Er weiß sich wenigstens in die Registratur Eintritt zu verschaffen. Einsam ar-

beitet dort ein Mann im grauen Paletot und blonden Lockenhaupte. Auch von hinten erkennt er den unerbittlichen Volkswirtschaftslehrer Moritz Mohl, und tritt leise auf, um des Archimedes Zirkel nicht zu stören; er will nur die Etiketten der Registratur lesen und genießen. Er liest: „Über Heerwesen." — „Über die Vexationen der Schiffsjungen durch die Matrosen." — „Über die Unsterblichkeit der Seele." — „Über verschiedene Mittel gegen Ungeziefer; notabene vertraulich zu behandeln." — „Über den Umgang mit Menschen." — „Über eine Verbesserung an Papierscheren. Berichterstatter Freiherr von Reden." — „Zur deutschen Reichsverfassung." — „Über die Mittel zur Pazifikation Mexikos." — „Über Verbesserungen an Hosenträgern." — „Desgleichen an schwerem Geschütz." — „Über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche." — „Über die Erziehung der Kinder beiderlei Geschlechts." — Bewundernd hat er dies durchmustert, selig und neidisch entfernt er sich leise, wie er gekommen. Die unerläßliche Zeitungslektüre ist so störsam! Heute nötigt sie ihn zur Überlegung, „ob es in Anbetracht der neuesten Zeitereignisse nicht zweckmäßiger sei, mit seiner politischen Überzeugung etwas weiter rechts zu rücken, morgen, ob es nicht zweckmäßiger sei, etwas weiter links zu rücken". Inzwischen hat er sich wiederholt zum Worte gemeldet, immer aber erst, nachdem die Diskussion geschlossen und der grimme Gagern berechtigt ist, ihn abzuweisen. Pflichtschuldigst meldet er es jedesmal seinen Wählern. Endlich aber gelangt er zum erstenmal auf die Tribüne und — nimmt einen zurückgenommenen Antrag wieder auf. Dies meldet er seinen Wählern und seiner Frau. Bei nächtlicher Weile und im Hemde übt er nichtsdestoweniger vor dem Spiegel eine Rede ein nebst den dazu gehörigen Redensarten und Gesten. Namentlich folgende Ausdrücke mit den entsprechenden Stellungen empfehlen sich selbst: Ich interpelliere das Reichsministerium! — Wir wollen den Wünschen des Volkes Rechnung tragen. — Von meinem Standpunkte aus. — Der Konvent, meine Herren, der Konvent! — Reaktion, die offenbare Reaktion! — Eine verräterische Kamarilla, eine bru-

tale Soldateska! — Kein Fußbreit deutschen Bodens! — Das brechende Himmelsauge der Freiheit! — —

Piepmeyerei wurde bald eine Eigenschaft genannt, welche freilich zu allen Zeiten als Schwäche des Charakters vorhanden, aber besonders nur zu den Zeiten eines gelinden Terrorismus sichtbar ist. Wer nicht die Kraft hatte, unpopulär zu werden, der piepmeyerte. Bei den Debatten über die Grundrechte entwickelte sich dies hundertfältig. Ein Freiheitsbegriff, ein wertvoller, jedem Menschenfreunde teurer Begriff wird aufgestellt an falscher Stelle oder in frecher Ausweitung, wie das täglich bei jenen Debatten geschah; er wird aufgezündet mit unsauber qualmenden Feuerstoffen, mit Schwefel und Pech und stinkenden Harzen — wer hat den Mut, ihn abzuweisen, unter Zischen und Pfui der Heuschreckenwolke (der Demokraten)? Der Poltron [Hasenfuß] im linken Zentrum nicht; auch der Kurzsichtige nicht und der Leichtsinnige nicht, der es nicht sieht oder nicht wissen will: wie weit und tief die Folgen eines grundgesetzlichen Wortes greifen — sie piepmeyern alle. Die Linke terrorisiert das linke Zentrum, und das linke Zentrum terrorisiert manchen Schwachen im rechten Zentrum. Piepmeyer hier, Piepmeyer da! Ganz so geschieht es umgekehrt von rechts her, wenn die herkömmliche Gewalt die Schreckensfäden in der Hand hält. Piepmeyer ist eben der Gegensatz zum wahrhaft selbständigen, zum wahrhaft freien Manne, zu demjenigen, der sich in seinem Votum nicht durch Lob und nicht durch Tadel, nicht durch Lohn und nicht durch Strafe beirren läßt.

H. Laube, Das erste deutsche Parlament. II.

Adolf von Zerzog an seinen Sohn.

Der Abgeordnete v. Zerzog gehörte dem „Augsburger Hof" an, der Mittelpartei zwischen rechtem und linkem Zentrum. Robert von Mohl sagt von ihm in seinen Erinnerungen: „Der köstliche Kraftmensch Zerzog aus Regensburg, die verkörperte Unabhängigkeit gegen Oben und Unten, der Fleisch gewordene, gesunde und durchschlagende Menschenverstand, in Rede und Schrift von klassischer Derbheit, aber mit Gedanken und Wendungen, welche an Jean Paul oder Shakespeare erinnern, im Äußeren fast ein Wilder, dem Wesen nach gebildet und unterrichtet."

Es wird wohl lange nicht mehr sein, daß Ihr wie Euere Väter das herrliche Leben lebt, welches ein Haufe junger, ehrlicher, fröhlicher, frischer Gesellen führte — in Unschuld sich freuend über die schöne Gotteswelt und der vollen Kraft, sie zu genießen. — Unsere Universitäten sollen unser Stolz bleiben in allen Zeiten. — Nirgends war freiere Pflege der Wissenschaft, nirgendwo diese Selbstregierung freier, gleicher und gleichgebildeter Jugend, die kein Gesetz kannte als Mut und Ehre! — Die unbekümmert um der Zeiten schwere Not und die prosaischen Ängsten und Nöten der Philister — den ungebeugten Sinn und das offene Herz mit hinübernahmen in die ihrer harrenden Kämpfe des Lebens. — Darum siehst Du noch dem alten Graukopf an, ob er ein Bursch war, und was für einer — und darum glänzen ihm noch die alten Augen — wenn er erzählt von der schönen Zeit und den lieben Kameraden! Hat uns schon der Polizeizopf, Jesuiteneinfluß und Bureauprotzerei das Leben verkümmern wollen — wir selber haben's uns doch nicht verkümmert — wir sprangen lustig weg über die knotigen Schranken, und blieb einer hängen, was war's viel? — wir zahlten der gärenden Zeit unsern Tribut, aber alles in Ehren und auf Burschenweise, nicht mit weisheitsgrinsendem Altvatergesicht und der verrunzelten Anmaßung eines philosophischen Siebenmonatkindes.

Die ganze Welt ist toll geworden, und daß die Jugend allein gescheit bleibt, ist nicht wohl zu verlangen — aber Jugend soll sie doch bleiben und nicht aussehen wie eine ekelhaft abgelebte Affenfrühgeburt, die nach der Pfeife eines schmutzigen Schurken tanzt, der behauptet: „es wäre der Zeitgeist." — Man sollte glauben, es gehörte blutwenig Grütze dazu, um einzusehen, daß einer, der etwas gelernt hat, es besser wissen muß, als der, der's erst lernen will; man sollte meinen: das wäre ein ausgezeichneter Hohlkopf, der behauptet: „was man nicht erfahren und probiert, verstehe man besser, als was man erfahren und probiert". Ich glaube auch steif und fest, daß dies große Esel sind — aber sie glauben's selber nicht, und Du kannst alle Tage sehen

und hören, wie ein so unbärtiger Fuchs, der Dir gerne zugeben wird, daß er den Geschäften eines Oberschreibers bei weitem nicht gewachsen ist — das Deutsche Reich einrichten, regieren und retten will, daß es eine Art hat!

Da spreizen sich solche Laffen wie die Staberle und stoppeln gräßlich fade Adressen voll mühselig herausgequälter Phrasen zusammen und schwelgen in dem Bewußtsein ihrer Größe und Bedeutsamkeit und ahnen vielleicht gar nicht, wie jedem vernünftigen Menschen so gar eitel im Magen und im Herzen wird, wenn er solch schales Komödiantengetu ansieht, solch ekelhafte Arroganz von unzeitigen Fratzen — zu armselig zum Ärger, zu traurig zum Lachen. Ich verbitte mir, daß Du ein solcher erbärmlicher Narr wirst!! — Daß sich auch der Studio kümmert um Wohl und Weh des Vaterlandes, das muß sein und soll recht sein — aber nicht wie ein naseweiser Gelbschnabel, sondern herzlich und natürlich. — Und wenn's zum Treffen kommt, da ist nicht sein Platz in der Schreibstube eines hungerleiderischen Journalisten, nicht in den Klubs verrückter, raubgieriger Republikaner, nicht in der Versammlung demokratischer Neidhammel und bezahlter Poltrons — sondern draußen im Feld bei den ehrlichen Soldatenherzen — die nicht achten des schulfüchsigen Gezänkes, noch der feigen demagogischen Lügenkläfferei. . .

Dem Vaterlande gehört Ihr Jungen — aber nicht das Vaterland Euch! Wenn man Euch braucht, wird man es Euch sagen, und dann sollst Du mir auch nicht daheim bleiben. Es gibt kein Blut, was dann zu kostbar ist!

Robert Heller, Brustbilder aus der Paulskirche.

Der Struveputsch.

Durch die Verzögerung des Verfassungswerks in Frankfurt blieb die Revolution permanent. Baden, das soeben erst den Heckerschen Aufstand erlebt hatte, dessen Grenzen exponiert waren, wurde vor allen anderen kleinen Ländern durch Emissäre, Brandschriften und alle Künste der Propaganda in fortwährender Fieberhitze erhalten. Struve und Heinzen warfen ihren „Plan zur Revolutionierung Deutschlands" nach Baden, eines der rohesten Pamphlete der Zeit. Zugleich fanden Zusammenkünfte und Rüstungen der Flüchtlinge an der Grenze statt.

Die Krisis in Frankfurt, die durch den Waffenstillstand von Malmö veranlaßt war, schien den Flüchtlingen der günstige Anlaß zu sein, und so brach Struve am 21. September in Baden ein und proklamierte „die deutsche Republik“ in Lörrach. Er kam zu früh und zu spät. Zu spät, weil in Frankreich bereits die blutige Entscheidung gegen die Revolution ausgefallen war; zu früh, weil die Dinge in Baden denn doch nicht so verfault und haltlos waren, daß eine solche Expedition viel Erfolg erwarten konnte. Vielmehr hatten die Greuel vom 18. September [in Frankfurt] einen merklichen Rückschlag hervorgebracht und die Struvesche Razzia war nicht geeignet, diesen Eindruck zu verwischen. Es war eine solche Mischung von Schwulst und Gemeinheit, von jakobinischer Affektation und gemeinem Raub, von Lächerlichkeiten und scheußlichen Gewalttaten in diesem dreitägigen Drama beisammen, daß eine Propaganda von der Seite nicht zu besorgen stand. Von dem Augenblicke an, wo Struves Bande in Lörrach einzog, Widerstrebende und Mißliebige brutal mißhandelte, nicht bloß öffentliche Kassen, sondern Privatpersonen auf das gemeinste bestahl, alle schlechten Subjekte zu öffentlichen Stellen erhob, bis zu dem Momente, wo, nach der eigenen Aussage des revolutionären Führers, die Kämpfer bei Staufen davonliefen „ähnlich den Tieren des Feldes, die beim Herannahen eines Gewitters zitternd ihre Schlupfwinkel suchen“; bis zu dem Momente endlich, wo das Struvesche Ehepaar mit 16 700 Gulden davonfuhr, um bei Wehr von Bürgern angehalten zu werden — dies alles zusammen machte einen so kläglichen und zugleich einen so empörenden Eindruck, daß die ganze Partei fürs erste überwunden schien. Die „Republikaner“ vom April [unter Hecker] hatten wie leichtsinnige Abenteurer, die vom September wie Räuber und Wegelagerer gehandelt.

Ludwig Häusser, Denkwürdigkeiten zur badischen Revolution.

Häusser stützt sich auf die Prozeßakten. Nach diesen wurde z. B. nicht nur die Familie Blankenhorn in Müllheim „um ihrer Gesinnung willen“ um 1000 Gulden auf den Kopf gebrandschatzt, sondern man plünderte die Juden in Sulzburg (bei Freiburg) um

996 fl. und einem Handwerksburschen nahm man auf der Landstraße 13 fl. 30 Kr. ab u. a. m. — „Haltet, ihr Viehvolk!" rief Struve den Weichenden zu, wie mehrere Zeugen im Prozesse versicherten.

Republikanisches Regierungs-Blatt.

Aufruf an das deutsche Volk!

Der Kampf des Volkes mit seinen Unterdrückern hat begonnen. Selbst in den Straßen der Stadt Frankfurt a. M., am Sitze der ohnmächtigen Zentralgewalt und der geschwätzigen konstituierenden Versammlung ist auf das Volk mit Kartätschen geschossen worden. Nur das Schwert kann das deutsche Volk noch retten. Siegt die Reaktion in Frankfurt, so wird Deutschland auf dem sogenannten gesetzlichen Wege furchtbarer ausgesogen und geknechtet werden, als dieses in den blutigsten Kriegen geschehen kann. Zu den Waffen, deutsches Volk! Nur die Republik führt uns zum Ziele, nach dem wir streben. Hoch lebe die deutsche Republik!

Lörrach, den 21. September 1848.

Im Namen der provisorischen Regierung: Gustav Struve.
Der Kommandant des Hauptquartiers: M. W. Löwenfels.
Der Schriftführer: Karl Blind.

Der badische General Hoffmann sprengte bei Staufen die Banden Struves auseinander. Struve wurde gefangen und in Bruchsal eingesperrt.

Reichsverfassung und deutsche Frage.

Endlich trat die Nationalversammlung an die Lösung ihrer eigentlichen Aufgabe heran: an die Reichsverfassung. Wie hatte sich aber ihre Lage indessen verschlechtert! Der Waffenstillstand Preußens mit Dänemark in Malmö hatte die Ohnmacht des Nationalparlaments gegen die Fürsten, der Septemberaufruhr ihre Ohnmacht gegen den republikanischen Radikalismus enthüllt. Das moralische Ansehen des Parlamentes war schwer geschädigt. Die Majorität hatte sich von den Bajonetten der alten Gewalt retten lassen müssen. Noch stand diese Mehrheit zwar aufrecht, kraft der hohen Idee, die sie vertrat, und durch die Unerschütterlichkeit ihres Glaubens daran. Aber daß sie die Zukunft des deutschen Volkes zu gestalten die Kraft nicht mehr habe, das war aller Welt deutlich geworden. — Der Verfassungsausschuß hatte seine Aufgabe in sieben Abschnitte geordnet: das Reich, dessen

Umfang und Bestandteile; die Reichsgewalt, deren Rechte und Pflichten; das Reichsoberhaupt; das Reichsgericht; die Grundrechte und die Gewähr der Verfassung; das Wahlgesetz. Zunächst standen zur Beratung: Reich und Reichsgewalt. Hier tat sich nun der Abgrund der deutschen Frage auf. Der Ausschußantrag, von Dahlmann und Droysen herbeigeführt, ging dahin, das Reich bestehe aus dem Gebiet des deutschen Bundes (Schleswig vorbehalten); habe ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen dasselbe Staatsoberhaupt, so solle das deutsche Land eine von dem nichtdeutschen Lande getrennte eigene Verfassung, Regierung und Verwaltung haben. Es handelte sich bei diesem Antrag um Leben und Sterben Österreichs. Denn die vorgeschlagene Verfassung zerriß die Gesamtmonarchie. In der Paulskirche spaltete sich die Majorität. Die Linke aber gab die Entscheidung. Es war im Oktober. Ungarn war im Aufruhr. Dort standen die Magyaren gegen die Kroaten unter Jellachich; die Tschechen verlangten die Autonomie Böhmens. In Wien herrschte die Revolution; — zwar lag Windischgrätz vor der Stadt, aber der Zerfall Österreichs war, nach der Meinung der Republikaner, gewiß. So stimmte die ganze Linke für den oben bezeichneten Ausschußantrag, der am 27. Oktober zum Beschluß erhoben wurde. Es war vorauszusehen, daß Österreich sich nicht selbst aufgeben werde. Am 31. Oktober wurde Wien genommen. Danach fiel Österreichs Antwort aus.

Michael Bakunin an Georg Herwegh.

Sommer 1848.

Deutschland stellt jetzt das interessanteste und sonderbarste Schauspiel vor; nicht ein Schattenkampf, [sondern] ein Kampf von Schatten, welche sich für Wirklichkeit nehmen und doch in jedem Augenblick ihre unermeßliche Schwäche fühlen und unwillkürlich zeigen. — Die offizielle Reaktion und die offizielle Revolution wetteifern in Nichtigkeit und Dummheit, — und dabei alle hohlen, philosophisch-religiös-politisch-poetisch-gemütlich-gewichtigen Phrasen, welche, nachdem sie so lange in deutschen Köpfen spukten, sich jetzt am Licht zeigen... Das Zugrundegehen Österreichs ist für uns Slaven, und auch für die ganze Revolutionspartei eine Lebensfrage.

Marcel Herwegh, Briefe von und an Georg Herwegh.

Ludwig Uhland.

Johann Ludwig Uhland ist geboren am 26. April 1787 in Tübingen, studierte die Rechte, weilte ein Jahr lang in Paris

(1810—11). Hier vertiefte er sich in die Schätze provençalischer und altfranzösischer Dichtung. 1812—1814 praktizierte er im Justizministerium zu Stuttgart. 1815 erschien die erste Sammlung seiner Gedichte. Im württembergischen Verfassungskampf stritt der Dichter für das „gute, alte Recht" der Stände gegen die neue Konstitution. In der heimischen Ständekammer gehörte er zur konstitutionellen Opposition. 1848 wählte ihn Tübingen-Rottenburg ins Nationalparlament, nachdem er schon vorher Vertrauensmann Württembergs beim Bundestag und Mitglied des Vorparlaments gewesen. Er schloß sich keiner Partei an, stimmte aber oft mit der Linken, in wichtigen Entscheidungen stimmte er z. B.: für Heinrich von Gagern als Präsidenten des neuen deutschen Bundes, für Abschaffung der Todesstrafe, für die Zulassung Heckers, für die Verwerfung des Malmöer Waffenstillstands, für förmliche Anerkennung der Volkssouveränität, gegen die erbliche Kaiserwürde, für die Übertragung der Kaiserwürde auf den König von Preußen. Zuletzt war er noch Mitglied des Rumpfparlaments und wohnte dessen Auflösung bei. Er starb am 13. Nov. 1862 in Tübingen.

Aus dem Geist einer mächtigen Volkserhebung muß auch die Form, die ihn fassen soll, geschaffen werden.

Uhland ins Parlamentsalbum.

Als gewissenhafter Abgeordneter erschien Uhland täglich an seinem Platze und auch einige Male auf der Rednerbühne. Das ganz lichte Auge unter lichter Braue sieht über die Menge hinweg ins Leere, es haftet an keines Menschen Blicke, es erwidert keinen, und wie ein Einsiedler spricht der Mann mit herber, schwäbisch akzentuierter Stimme da oben, als ob ihn niemand hörte. Keine Spur von Dramatik! Langsam, in kleinen Pausen, klimmt ein Satz nach dem andern hervor, und die Paulskirche gewöhnt sich bald daran, die politische Ansicht seiner Rede zu übersehen, einige schöne Bilder aber und Vergleiche, die nie in seiner Rede fehlen, mit Beifall auszuzeichnen. Laube, Das deutsche Parlament. III.

Uhland gegen Österreichs Trennung von Deutschland.

26. Oktober 1848.

Man hat wohl gesagt: Österreich hat den großen providentiellen Beruf, nach dem Osten hin mächtig zu sein, nach

dem Osten Aufklärung und Gesittung zu tragen. Aber wie kann das deutsche Österreich Macht üben, wenn es selbst überwältigt ist? Wie kann es leuchten und aufklären, wenn es zugedeckt und verdunkelt ist? Mag immerhin Österreich den Beruf haben, eine Laterne für den Osten zu sein, es es hat einen näheren, höheren Beruf: eine Pulsader zu sein im Herzen Deutschlands! Österreich ist mit uns gewesen im Deutschen Bunde; wie auf ihm selbst, hat auf uns, auf allen Zuckungen der Freiheit in den einzelnen deutschen Staaten, der Druck der österreichischen Diplomatie gelastet: wir hätten dennoch Österreich nicht losgelassen; wir wußten, was wir ihm verdankten. Aber jetzt soll Österreich von uns losgerissen werden? jetzt, wo es eben jung wie ein Adler, mit den frischen Wunden der März- und Maikämpfe zu uns herangetreten ist, um den neuen Bund der Freiheit zu schließen? Man sagt, die alten Mauerwerke seien darum so unzerstörbar, weil der Kalk mit Blut gelöscht sei — Österreich hat sein Herzblut gemischt in den Mörtel zum Neubau der deutschen Freiheit, Österreich muß mit uns sein und bleiben in der neuen politischen Paulskirche! Meine Herren, Sie haben kaum erst ein Gesetz zum Schutze der persönlichen Freiheit der Abgeordneten gemacht: wollen Sie zustimmen, daß anderthalbhundert deutsch-österreichische Volksvertreter vor Ihren Augen hinweggeführt werden in die Verbannung? Aus Notter, Ludwig Uhland.

Radetzky und das „ganze Österreich".

Man werfe einen Blick auf die Karte und frage sich, ob es möglich ist, die deutschen Provinzen Österreichs aus einem Staatsverbande herauszureißen, in dem sie jahrhundertelang ihr Glück und ihren Wohlstand gefunden. Glaubt man denn ernstlich in Frankfurt, daß das mit einem Votum möglich sei? In meiner Brust schlägt ein treues deutsches Herz, aber wahrlich, um diesen Preis müßte ich es zum Schweigen bringen. Man faselt viel in Deutschland von den Gefahren des Panslawismus; man tut aber wirklich alles, um dieses Gespenst zu verkörpern, denn schon ist Em-

pörung fast identisch mit deutsch geworden. Österreich mit seinen nichtdeutschen Provinzen zählt 38 Millionen; möge man das in Frankfurt nicht vergessen, und sich nicht mit einem starren Deutschtum um einen solchen Bundesgenossen bringen. Österreich wird sich eher von Deutschland als von Österreich trennen. Aus Mathy, Briefe von 1846—48.

Wien und Österreich von März bis Oktober 1848.

Der Kaiserstaat war zusammengebrochen. In fast allen Kronländern erhob sich der Aufruhr. In der Lombardei und Venetien war er zunächst siegreich. Der greise Radetzky, ein Mann von Eisen, mußte am 23. März Mailand räumen. Aber er besiegt den König von Sardinien, Karl Albert, der sich mit den Aufständischen verbündet hatte, am 25. Juli bei Custozza. Durch den Sieg bei Novara (22. März 1849) wird Lombardo-Venetien wieder unterworfen. In Böhmen wird die Autonomie gefordert. Ein panslawistischer Kongreß erweist sich als leere Demonstration, man muß sich bei den Verhandlungen der deutschen Sprache bedienen. Fürst Windischgrätz unterwirft nach zweimaliger Beschießung Prag und beendigt damit die Revolution in Böhmen. Die Südslawen fordern die vollständige Lostrennung von Ungarn und die Errichtung eines illyrischen Staats. Die Wiener Regierung ernennt Jellachich zum Banus von Kroatien; dieser bricht mit Ungarn alle Verbindung ab. Siebenbürgen vereinigt sich mit den Magyaren. Ungarn selbst reißt sich unter Ludwig Kossuths Führung vom Kaiserstaat los. Jellachich marschiert mit seinen Kroaten gegen die Magyaren, desgleichen die Serben und Rumänen. Der Palatin Erzherzog Stephan flieht, Kossuth macht sich zum Diktator. Der Bruch mit Österreich ist vollständig. Jellachich söhnt sich mit dem Kaiser aus und sucht Ungarn für ihn zu unterwerfen. — Während so der alte Bau der Donaumonarchie in allen Fugen krachte, war Wien in der Revolution immer weiter vorgeschritten. Die radikale Presse erging sich in zügelloser Agitation. Die Minister und bald auch der Reichstag sind ohnmächtig. Die Stadt war beherrscht vom Studentenkorps (der „Aula“), vom Bürgerkorps und von der Nationalgarde. Am 25. April erscheint die Konstitution mit 2 Kammern, Ministerverantwortlichkeit und Eid der Armee auf die Verfassung. Die Bewegungspartei erzwingt das Einkammersystem ohne jeden Wahlzensus. Am 17. Mai flieht der Kaiser

vor einem Aufstand mit dem Hof nach Innsbruck. Der Ministerpräsident Pillersdorff löst die akademische Legion auf. Aber der „Barrikadentag“ vom 25. Mai endigt mit dem Sieg der Aula. Diese bildet mit der Nationalgarde einen „Ausschuß“, der von nun an die Stadt regiert. Am 8. Juli wird Pillersdorff gestürzt. Am 22. Juli eröffnet der Erzherzog Johann den Reichstag. Dieser beschließt die Befreiung des Grundes und Bodens von allen Lasten — die einzige bleibende Errungenschaft der Zeit. Der Kaiser kehrt nach Wien zurück. Im September suchen die Magyaren beim Reichstag Hilfe gegen die Kroaten; ihre Deputation wird nicht vorgelassen. Diese Stellungnahme der Regierung gegen die Magyaren, welche den radikalen Deutschen als Freiheitskämpfer erscheinen, die Siege der Magyaren über die von der Regierung (Kriegsminister Latour) unterstützten Kroaten, läßt den Aufruhr in Wien noch einmal aufflammen.

Berlin und Preußen bis zur Oktroyierung der Verfassung.

Am 22. Mai 1848 eröffnete der König im Weißen Saale des Schlosses die aus Urwahlen ohne Zensus hervorgegangene preußische Nationalversammlung. Sogleich wurde ihr ein Verfassungsentwurf vorgelegt, der auf keiner Seite befriedigte. Die Sitzungen boten gleich von Anfang an ein wenig erfreuliches parlamentarisches Bild. „Man schrie durcheinander; die unerquicklichsten Debatten über Nebendinge führten zum Lärm. Es trat zuweilen völlige Anarchie ein.“ Der Prinz von Preußen, Abgeordneter für den pommerschen Wahlkreis Wirsitz, über dessen Rückkehr ein heftiger Streit entbrannt war, erschien am 8. Juni in der Versammlung. Das neue Parlament, dem es an Gesetzesvorlagen fehlte, beschäftigte sich mit Interpellationen und dringlichen Anträgen. Die monarchisch-konstitutionelle Majorität der Versammlung verlor an Vertrauen, und die äußerste Linke zog nach und nach von der gemäßigten Linken so viel Stimmen an sich, daß sie auf 114 anwuchs, moralisch verstärkt durch das allgemeine Mißtrauen gegen die

Regierung, gegen die Aristokratie sowie gegen eine kleine aber mächtige Hofpartei. Das sogenannte „Junkerparlament", ein „Verein zum Schutze des Eigentums", von dem die Gründung der „Preußenvereine" ausging, gewann Einfluß beim König. Das „Schaumspritzen" der Revolution mit seinen Katzenmusiken, größeren Tumulten wie dem Zeughaussturm, kleineren wie sie sich später häufig vor der Singakademie und dem Schauspielhaus (den Sitzungslokalen der Versammlung) wiederholten, die Ziellosigkeit der Berliner Bewegung wächst sich zu einem anarchischen Zustand aus, dessen Gefährlichkeit viel geringer war für die Krone als für die junge Freiheit. Die Presse und die Flugschriften sind ein getreues Abbild dieser unfruchtbaren Ruhelosigkeit. — Das Ministerium Camphausen trat am 26. Juni, nach dem Zeughaussturm, zurück. Mit Camphausen wich ein guter Geist aus der Regierung. Die Bildung einer freigesinnten festen Majorität, auf die sich ein streng konstitutionelles Regiment stützen konnte, wollte auf die Dauer nicht gelingen. Das neue Ministerium Auerswald-Hansemann lavierte vom 26. Juni bis zum 7. September. Die Versammlung geriet in eine immer schwierigere Lage durch die maßlose Agitation der Ultra- und Pseudodemokraten, durch die „kleine, aber tätige Zahl der blinden Republikaner, denen die nordamerikanischen Republiken noch lange nicht republikanisch, noch lange nicht demokratisch genug waren" (v. Unruh). Die Linke geriet immer mehr unter den Einfluß der Straßendemokratie und der Klubs. Die schwachen Ministerien taten das ihre, um einen heillosen Zustand herbeizuführen. Ein am 4. August in Schweidnitz vorgefallener Konflikt zwischen Militär und Bürgerwehr führte zu dem Antrag Stein gegen die „reaktionären Bestrebungen" im Offizierkorps. Der Steinische Antrag wurde von der Versammlung angenommen. Von diesem Zeitpunkt an war der König entschlossen, gegen die Versammlung vorzugehen. Das Ministerium Auerswald trat ab. Am 15. September wurde der General Wrangel zum Befehlshaber aller Truppen in den Marken ernannt und ein Ministerium Pfuel—Eichmann—Bonin—Dönhoff eingesetzt. Der Wendepunkt in dem begonnenen konstitutionellen Leben

Preußens war eingetreten. Am 22. September trat das neue Ministerium mit einem klug gefaßten Programm auf. Eine Interpellation wegen der Ernennung des Generals Wrangel zum Kommandierenden in den Marken wurde von Pfuel beruhigend beantwortet. Eine starke Erklärung der Versammlung über die Ereignisse in Frankfurt vom 18. September wurde angenommen und die Regierung ersucht, die Zentralgewalt kräftig zu unterstützen. Am 12. Oktober begann die Beratung über den Verfassungsentwurf, die „Charte Waldeck". Die Worte „Von Gottes Gnaden" fielen aus dem Titel des Königs. Der Adel wurde für abgeschafft erklärt. Ein radikaler Beschluß folgte dem andern. Die Krisis nahte heran. — In Wien tobte der Entscheidungskampf zwischen der Revolution und dem Heer. Am 31. Oktober stand ein Antrag Waldeck, des Führers der Liberalen, zur Debatte, das Staatsministerium aufzufordern, „zum Schutze der in Wien bedrohten Volksfreiheit alle dem Staate zu Gebote stehenden Mittel und Kräfte schleunigst aufzubieten." Massen umlagerten das Haus. Selbst der Ministerpräsident mußte beim Verlassen des Schauspielhauses, wo das Parlament tagte, von demokratischen Abgeordneten geschützt werden. Bismarck beriet den König, und es kam das Ministerium der „rettenden Tat". Am 1. November trat das Ministerium Pfuel ab, am 2. teilte Graf Brandenburg, ein natürlicher Sohn Friedrich Wilhelms II., mit, daß er mit der Neubildung eines Kabinetts beauftragt sei.

Die Nationalversammlung protestierte beim König. Am 9. November stellte sich das neue Ministerium in der Kammer vor. Neu eingetreten waren Otto v. Manteuffel für das Innere, General v. Strotha für den Krieg. Graf Brandenburg teilte eine königliche Botschaft mit, daß die Versammlung bis zum 27. November vertagt sei. Von da ab sollten die Verhandlungen in Brandenburg stattfinden. Die Rechte schied fast vollständig aus. Am 11. November wurde die Bürgerwehr aufgelöst, am 12. über Berlin und Umkreis, dann über Breslau, Posen und Elberfeld der Belagerungszustand verhängt. Das Rumpfparlament hatte noch am 9. beschlossen,

in Berlin weiterzutagen. Am 10. November findet eine Sitzung statt, in der ein Schreiben des Grafen Brandenburg verlesen wird, welches alle Beschlüsse nach der Vertagung für null und nichtig erklärt. Inzwischen hatte General Wrangel das Schauspielhaus militärisch besetzt. Unter Protest gegen die Gewalt verließen die Abgeordneten das Haus. Nach einigen gesprengten Sitzungen beschloß der Rumpf des Parlaments die Steuerverweigerung. Im Lande fanden noch mannigfach Bewegungen zugunsten der Versammlung statt, auch Versuche, die Steuern zu verweigern. Die Revolution in Preußen war durch einen Staatsstreich geschlossen. Die Versammlung in Brandenburg war beschlußunfähig. Sie wurde am 5. Dezember aufgelöst. Am nämlichen Tage wurde vom König eine Verfassung oktroyiert, nebst einem Wahlgesetz für 2 Kammern. Die neue Kammer wurde auf den 26. Februar 1849 einberufen. Die neue Verfassung war liberaler als man erwartet hatte; aber sie blieb nur bis Ende April 1849 in Kraft.

Soziale Bestrebungen in Berlin.

Unübersehbar ist die Zahl der Vereinigungen zum Schutz des Gewerbs und Handels. Jedes einzelne Gewerbe, jeder Nahrungszweig wollte die „Errungenschaften" für sich allein haben. Die Viktualienhändler Berlins fordern, daß die Bewohner einer Straße nur in dieser sollen kaufen dürfen, die Klein-Obsthändler wenden sich gegen die Großhändler, bald darauf die Kleinhändler überhaupt gegen die Groß-Zwischenhändler. Die „Fuhrherren" Berlins fordern Aufhebung des Omnibusmonopols usf. Die „Möbelhändler" geraten mit dem „Komitee der unzünftigen Tischlermeister" in Streit. Der „Verein deutscher Köche zu Berlin" tritt in einer „Ansprache an die hohen und höchsten Herrschaften" gegen die „in einem Vorurteil ihren Ursprung habende Ungerechtigkeit" auf, französische Köche zu halten. „Es ist die Zeit gekommen, wo Deutschland seine Suppen allein kochen kann. Es wird eine Kraftbrühe werden. In den französischen Küchen wird jetzt so manches gekocht, was

einem ehrlichen deutschen Magen zuwider ist." — Die Kellner, die Materialhandlungsdiener, die Grundbesitzer, die Putz- und Kleidermacherinnen, die Friseusen treten mit ihren Beschwerden an die Öffentlichkeit. „Was ist Freiheit?" fragen bescheiden „mehrere Friesiermamsells" in der „Vossischen Zeitung": „daß man den jungen Mädchen das Frisieren verbieten will? Frisieren ist eher eine weibliche als männliche Beschäftigung." Die Meister und Gesellen des Perückenmachergewerbs waren anderer Ansicht: „wir können es unmöglich mit ansehen, daß ... sogenannte Frisier-Mamsells uns bei den Damen ins Handwerk pfuschen." Die Handlungsgehilfen tragen auf Ladenschluß um 8 Uhr (statt um 10 Uhr) an, unterstützt vom „Verein für junge Kaufleute". Vom 9. bis 13. April rufen Eckenanschläge Versammlungen ein von Kunstgärtnern, Tapezierern, Schiffahrtsinteressenten, Schiffseigentümern, Mechanikern, Seidenwirkern, von sämtlichen Schlächtern Berlins, von Tischlern (Zunft- und Patentmeistern), von Gastwirten usf. — Auch die Beamten regen sich, ihre gedrückte Lage zu verbessern. Eine Generalversammlung der „Geheimen Kanzlei-Sekretäre, Kanzlisten, Diätarien und Hilfsschreibern" ernennt am 18. April ein „Komitee aller Kanzleiverwandten", ebenso schließen sich zusammen „die Zivil-Supernumerarien aller Branchen", die „Bureauvorsteher bei Justizkommissarien"; die Eisenbahnbeamten und die Postbeamten, die letzteren mit dem Wunsch um die Entfernung des General-Postamtsdirektors Schmückert, wenden sich an ihre Behörde um Reformierung ihres Standes. Nichts zeigt vielleicht unmittelbarer, aus welchen Banden das arbeitende Volk sich loszuringen hatte, als diese Versuche sozialen Zusammenschlusses.

Nach A. Wolff, Berliner Revolutionschronik. I.

Der Ruf nach dem großen Mann.

Rudolf Gneist schreibt: In diesem Zustande, wo alles vertrauenslos hin und her schwankte, erwachte ein weitverbreiteter Ruf nach einem energischen Ministerium.

Dies wurde damals das Stichwort des Tages. Ein großer Staatsmann, und nur er allein konnte und sollte uns aus dieser Lage reißen; auf ihn wartete die Bevölkerung wie auf ihren Messias... Alle Welt schrie nach einem energischen Ministerium; aber bei dem leisesten Versuch der Energie brach man in Zetergeschrei aus, wie ein Wundfieberkranker bei Berührung seiner Wunde. Noch drei Monate später erregte der Versuch, nur eine Straßenpolizei wieder zurückzuführen, die gewaltigste Aufregung... Preußen hat im ganzen Laufe seiner Geschichte keinen Zeitpunkt einer so vollendeten Ohnmacht seiner Regierungsorgane gehabt wie im Zeitraum dieser Monate. Es war eine vollständige Lähmung in einem gesund aussehenden Körper. Das Finanzwesen, die Verwaltung noch immer ziemlich geordnet, das Heer siegreich dem Feinde gegenüber, an materiellen Mitteln nichts verloren: und dennoch eine völlige Lähmung an Haupt und Gliedern! Von den untersten bis zu den obersten Schichten fehlte das Vertrauen zum Beamtentum; das Beamtentum selbst glaubte an sich nicht mehr. Gegen jede Neugestaltung erhob sich das Tagesgeschrei: „keine Bevormundung"! Nur eins fehlte nicht: es war das Vertrauen zu der eigenen Einsicht. In allen Schichten der Gesellschaft war jeder rasch zum Staatsmann geworden. Kein Wesen war politisch so harmlos, welches nicht von der Unfähigkeit des Ministeriums die klarste Überzeugung gewonnen hätte. Ein Urteil der Anerkennung und Entschuldigung ist mir wenigstens nicht vorgekommen.

R. Gneist, Berliner Zustände. 1849.

Der König an Camphausen und Auerswald.

Potsdam, Nachts v. 1.—2. April 1848.

Meine lieben Minister Camphausen und von Auerswald! Das Occupiren einer Anzahl vollkommen Unbefugter Menschen vom Eigentum und Pallast meines Bruders, des Prinzen von Preußen, ist ein Akt roher Willkür ohne Alles Beyspiel in der deutschen und Preußischen Geschichte. Dies öffentliche Ärgerniß muß jetzt aufhören. — Ich fordere und befehle als König und Familienhaupt, daß in den nächsten

Tagen kein fremder Mensch mehr in meines theueren, ehrlos und wissentlich verleumdeten Bruders Haus gelitten, und dasselbe, ohne Alles Aufsehen, dem Hofmarschall Graf Pückler und dem Hofrath Bork (beyde in Wilhelms Dienst) übergeben werde ... Ich beauftrage sie Beyde, die Übergabe des Hauses sogleich vorzubereiten. Der Schutz des Hauses durch Bürgerwehr muß vor der Hand noch fortdauern. Deutsche Rundschau 32.

Urwähler-Cigarren.

Hört! Hört!

Urwähler-Cigarren,

abgelagerte reine Pfälzer (kleine Landsorte) 6 Stück pro 1 Sgr. Die beliebten alten Hamburger Manilla-Cigarren, Originalbunde von 10 Stück 2 Sgr.

Wahlmänner-Cigarren,

Hamburger und Bremer Fabrikate, pro Mille von 7—20 Thlr.

Deputierten-Cigarren,

ächte importierte Havana.

(Der Deputierte soll zwar vaterländisch wirken, aber er muß auch das Beste des Auslandes prüfen, um danach unseren Bedürfnissen möglichst abzuhelfen.) ... Cigarren- und Tabacks-Handlung von W. Fähndrich & Co., Charlotten-Straße Nr. 50.

Plakat. Friedländersche Sammlung. Stadtbibliothek Berlin.

Prinz Wilhelm an Otto von Manteuffel.

London, 7. April 1848.

Was erlebten wir, seitdem wir uns nicht sahen! Hin ist hin! Man kann darüber noch lange in Preußischen Herzen trauern, aber zurückzubringen ist nichts; möge man jeden Versuch der Art aufgeben! Getrost das neue Preußen anzuschauen und wieder aufbauen zu helfen, das ist die Aufgabe jedes Patrioten, wenngleich es viel Überwindung kostet, einen Staat 2. Größe aufbauen zu helfen, der sonst einer 1. Größe und selbständig war! Dem Vaterlande in dieser Crisis nicht nutzen zu können, und durch die That noch mehr als durch meinen gekannten Karakter beweisen

zu können, daß ich auf das Schändlichste verläumdet wurde und einer misérablen Intrigue erliegen muß, — das ist ein großer Schmerz für mich! Wenn ich als Représentant des alten Systems erscheine und bezeichnet werde, so ist das mein Stolz, denn ich kannte keine andere Aufgabe, als Preußen auf der Stufe erhalten zu sehen, auf die die Geschichte und seine Monarchen es gestellt haben. Daß es auf dieser Stufe nicht stehen bleiben sollte, ist ausgesprochen, da es in Deutschland aufgehen soll. Jetzt passen also auch für Preußen Institutionen, die sonst, meiner Überzeugung nach, nie für dasselbe paßten. Daß ich auch unter diesen neuen Formen meinem Vaterlande alle meine Kräfte widmen werde, wird die Zukunft lehren, wenn man mich überhaupt noch wieder haben will; in einem verantwortlichen Ministerium ist freilich keine Stelle mehr für mich! Ihr

Prinz von Preußen.

Denkwürdigkeiten des Ministers Otto Freiherrn von Manteuffel.

Gespensterseherei.

Rudolf Gneist schreibt: Das Gespenstersehen ist keine Errungenschaft, es ist ein Erbstück der früheren Zeit. Hatte doch die Metternichsche Schule den ganzen Kontinent zum Herd einer allgemeinen Verschwörung gemacht... Glaubte doch eine ganze Bevölkerung an die Vernagelung der Berliner Brücken, an die geladenen Kanonen im Zeughause und auf dem Schloßdach, an die zwei Schiffsladungen von Militärleichen, an den verdächtigen Blitzableiter auf dem Schloß, den man für einen reaktionären Telegraphen ansah! Glaubt die eine Hälfte der Bevölkerung daran, warum sollte die andere Hälfte nicht in totenstiller Nacht Sturm läuten und schießen hören, nicht den märkischen Sand für einen vulkanischen Boden, den Kreuzberg am 16. August für einen Vesuv halten? R. Gneist, Berliner Zustände. 1849.

Rudolf Gneist über die „Aufregung".

Durch die Verbindung des Literatentums mit dem Proletariat entstand beinahe ausschließlich jene unruhige Physio-

gnomie der Hauptstadt... Es war wieder die Kehrseite der vorangegangenen Zustände. Die alte Regierung kannte nichts Schlimmeres als das Wort „Aufregung". Dem Polizeistaat genügte das eine als das gefährlichste Merkmal des Menschen, daß er eine „Aufregung" veranlasse, und mochte es die edelste, die freudigste Aufregung sein: sie war um ihrer selbst willen verdächtig. Jetzt suchte man die Aufregung um ihrer selbst willen. Man meinte, das freie Staatsleben bestehe in permanenten Aufregungen. R. Gneist, Berliner Zustände. 1849.

Der König an Camphausen.

Betrifft die Trennung der Garden vom König.

Potsdam, 27. April 48 abends.

Sie haben heut ein Wort fallen lassen, das mir schwer in den Gliedern liegt; das des Mißtrauens nämlich über meine Garden. Ich beschwöre Sie, teuerster Camphausen, lassen Sie sich solche Sachen nicht einreden, hören Sie nicht darauf, weisen Sie dieselben mit Ernst zurück. Erstlich ist der Verdacht so ungerecht, so unbegründet, als einer in der Welt nur sein kann. Meine Garden sind mir treu bis in den Tod, und die gerechte Efferveszenz gegen das feige und freche Berliner Wortgedresch nach dem 19. legt sich bei den Truppen, im selben Maße, als es in Berlin die gehörige Verachtung findet. Sorgen Sie, ich bitte dringendst darum, für gute, patriotische Artikel in den Zeitungen, für solche, denen man die echtpreußische Gesinnung gleich ansieht, so wird das der Bürgerschaft wie dem Militär im gleichen Grade zuträglich und wohltuend sein. — Dann muß ich Sie, bester Camphausen darauf aufmerksam machen, daß es eine gewisse Grenze im Nachgeben gibt, die kein König von Preußen, der also geborener Soldat ist, vor allem, wenn er wie ich 15 Schlachten mitgemacht hat, überschreiten kann, ohne sich zu entehren. Dazu gehört vor allem die Zumutung, mich von meinen treuen, geliebten, tapfern Garden zu trennen, weil es Berlin, oder vielmehr ein Minimissimum von Berlinern also haben will!!! Das wäre mein moralischer Tod, denn ich hätte in der Meinung des ganzen Heeres (welches

der heroischen Tapferkeit der Garden am 18. begeistert zugejauchzt hat) aufgehört Officier zu sein. Und dann allerdings steh' ich für gar nichts. Es schien mir, als glaubten Sie mich von zahlreichen Truppen umgeben. Diesen Irrtum nehm' ich Ihnen leicht. [Der König zählt die Truppen auf.] Das Füsilier-Bataillon ist nach Kremmen unweit Fehrbellin, um einen Burgemeister zu schützen gegen seine verrückten Spießbürger ... Versprechen Sie mir nun, mein teurer Camphausen, solchen Insinuationen, die meine Trennung von meinen Garden (den ersten Truppen der Welt) verlangen, nie das Ohr zu leihen. Es wäre vergebens. Denn ich lasse eher alles über mich ergehen, als etwas zu tun, was mich in den Augen dieser herrlichen Menschen, des ganzen vortrefflich gesinnten platten Landes, ja sogar vor der Mehrzahl der Berliner (glauben Sie mir das) und in meinen eigenen entehren würde.

Merkwürdiger Bauernbrief aus Westpreußen.

Robert Prutz veröffentlicht dies an ihn gelangte Schreiben in der Constitutionellen Klubzeitung Nr. 6 am 9. Mai 1848.

Wir Bauern aus Westpreußen kündigen euch Berlinern an, daß, wenn ihr nicht bald Zucht und Ordnung in eurem verfluchten Nest herstellen und unsern allgeliebten König in seine Rechte wieder einsetzen werdet, wir Bauern zu Hilfe kommen werden, daß euch Schuften Hören und Sehen vergehen soll. Ihr Hunde habt die verräterischen Polaken befreit und gegen uns angehetzt, die nun sengen und morden, ihr habt unsere Söhne und Brüder, die Gardisten, verraten und geschlachtet; das soll euch gedacht bleiben, besonders da ihr deshalb noch das Maul voll nehmt und zu feig seid, euren Pöbel zu bändigen. Ihr Hallunken habt den Staatsschatz geplündert und anderes Staatseigentum, wozu wir unser Geld beigesteuert, mutwillig zerstört; das sollt ihr uns ersetzen. Vor eurer Ruchlosigkeit hat der Prinz von Preußen fliehen müssen und wenn ihr nicht dafür sorgt, daß der Prinz bis zum 24. Mai d. J. wieder in seinem Recht und im Lande ist, so sollt ihr die Westpreußen kennen lernen;

denn eure Räuberhöhle soll an hundert Stellen zugleich brennen. Wir Bauern wollen euch nicht ernähren, damit eure Brut uns zugrunde richtet. Denkt an den 24. Mai, wir werden euch das Nachaffen der Franzosen lehren.

Berliner Witzblätter.

Der politische Witz drängte zur Karikatur. Von den Witzblättern jener Zeit hat sich nur der „Kladderadatsch" erhalten. Die „Ewige Lampe" (bis 1850) mit ihren „Prangerungen", der Bloßstellung von Personen, war wohl das frechste unter den periodischen Witzblättern. Der „Berliner Krakehler" (bis Anfang 1849) ließ an Zynismus auch nichts zu wünschen übrig. Am gemessensten hielten sich die „Freien Blätter", deren Herausgeber Adolf Glasbrenner dem alten Berliner Witz schon im Vormärz literarische Geltung verschafft hatte.

Aus der ersten Nummer des „Kladderadatsch."

Sonntag, 7. Mai 1848.

Berlin, am 1. Mai.

Im wunderschönen Monat Mai,
wo alle Blüten sprangen: —
Da sind auch meiner Bummelei
die Augen aufgegangen!

Die Zeit ist umgefallen! Der Geist hat der Form ein Bein gestellt! Der Zorn Jehovahs brauset durch die Weltgeschichte! Die Preußische Allgemeine, die Vossische, die Spenersche, — Gesellschafter, Figaro und Fremdenblatt haben zu erscheinen aufgehört — Urwahlen haben begonnen — Fürsten sind gestürzt — Throne gefallen — Schlösser geschleift — Weiber verheert — Länder gemißbraucht — Juden geschändet — Jungfrauen geplündert — Priester zerstört — Barrikaden verhöhnt — Kladderadatsch!

Wer dürfte hiernach die Farbe — die Tendenz — den Charakter unseres Blattes in Zweifel ziehen. Der klare Ausdruck unseres Bewußtseins wird uns Männer wie Junius, Julius, Curtius, Gervinus, Ruppius und Nebenius; — Löwisohn, Löwenfeld, Löwenberg, Löwenthal, Löwenheim, Löwenstein, Löwenherz ... zu Mitarbeitern gewinnen.

Ein Wahlkandidat und nebenbei Bankier leistete folgendes Glaubensbekenntnis: Meine Herren! — Meine Devise für Berlin ist: Mit Gott, für König und Vaterland. Für Frankfurt: Tue Recht und scheue niemand.

*

Anzeige.

Böswillige Konkurrenten haben seit einigen Tagen das Gerücht zu verbreiten gesucht, ich wolle Deutscher Kaiser werden, und beabsichtigte ich, demnächst mein Geschäft aufzugeben. Wer mich näher kennt, wird wissen, woran er ist. Fremden und Auswärtigen aber empfehle ich nach wie vor mein reichhaltiges Lager von Nachtmützen und Unterbeinkleidern. Levy Heymann, Schloßplatz.

*

Nieder mit den Literaten!

Eher wird's auf dieser Erden
vor der Hand nicht ruhig werden:
Bis die Federfuchserbanden
man getrieben aus den Landen,
bis man ihnen Mores lehret —
und das Räsonnieren wehret:
Drum, Berliner, laßt euch raten:
Nieder mit den Literaten!

Theologen, unbrauchbare, —
weggejagte Ref'rendare, —
Leutnants, — wegen Soff kassierte —
Handlungsdiener — pensionierte —
schreiben all' die Zeitungsblätter,
wiegeln auf, zum Donnerwetter!
Ihr Berliner! — laßt euch raten:
Nieder mit den Literaten!

Scheint die Sonne Unter'n Linden,
werdet ihr sie bummeln finden —
tragen meistens dünne Röcke,
schlechte Hüte, — dicke Stöcke: —

Denn wo wird denn solchen Lumpen
noch ein guter Bürger pumpen! —
Drum, Berliner! laßt euch raten:
Nieder mit den Literaten!

A. Kielstein, Bürger.

Schlagworte der Revolution.

Aus dem „Lehrbuch der Demagogie", einer satirischen Flugschrift gegen die Radikalen, mit besonderer Beziehung auf Berliner Verhältnisse, geschrieben nach dem Zeughaussturm in Berlin (14. Juni 1848). Die Wörter dieses Lexikons sind nicht etwa erfunden, sondern treten, natürlich verstreut, in der Publizistik und öffentlichen Beredsamkeit jener Tage wirklich auf.

Beiwörter (Adjectiva).

Manche Beiwörter gibt es, die selbst durch den häufigsten Gebrauch nicht abgenutzt werden, wie z. B. urwüchsig, souverän, demokratisch, reaktionär, mittelalterlich. Andere dagegen dürfen gar nicht gebraucht werden, weil sie durch den häufigen Gebrauch ihr Gepräge verloren haben, wie z. B. liberal, servil, zeitgemäß und überhaupt alle Stichwörter der gemäßigten liberalen Partei. — Es möge hier ein bunt zusammengewürfeltes Verzeichnis von Adjektiven folgen, die wir aus den besten Volksreden zu Nutz und Frommen junger Aspiranten zusammengetragen haben:

Verrucht — niederträchtig — wedelnd — kriechend — schäbig — nüchtern — schuftig — vorsündflutlich — abgetragen — faulend — fadenscheinig — jammervoll — alltäglich — hündisch — verdummt — verknechtet — armselig — feige — verächtlich — winselnd — gedungen — katzenpfötig — volksfeindlich — wurmstichig — morsch — zusammenkrachend — abgelebt — durchlöchert — mittelalterlich — verpestet — vermodert — aussätzig — vertiert — bluttriefend — gehetzt — lethargisch — entnervt — engherzig — wucherisch — gleißnerisch — ränkesüchtig — hohnlachend — brutal — übermütig — zähnefletschend — kannibalisch — bestialisch — andressiert — aberwitzig — schamlos — großartig — gigantisch — todesmutig — himmelanstrebend — kolossal —

haarsträubend — unbestechlich — verkannt — gelästert — geschmäht — gekreuzigt — abgeängstigt — ausgefoltert.

Errungenschaft.

Dies ist eines jener großen Wörter, die selbst durch den häufigsten Gebrauch nicht banal werden, und kann nicht oft genug angewandt werden, ebenso die Worte: „Es ist zu spät!" — „Die Revolution klopft an die Pforte" usw. Die Trabanten dieses Zeitwortes sind: heilig — glorreich — ewig — blutig — teuer — schwererkämpft — unveräußerlich.

Minister.

In Volksreden nennt man die Minister: Kamarilla — untertänige Stiefelknechte der Fürsten — Speichellecker — Krebsschäden des Gemeinwohls — Blutsauger — Rückwärtser — Courtisane — Apostaten — Würgengel der Freiheit — Laternenpfahlzierden — spitzfindige Diplomaten — Freiheitsmeuchler — Prügeljungen der Fürsten — Hofintriganten — Achselträger — diplomatische Schleicher — gleißnerische Zungendrescher — feile Kreaturen.

Paschah

wird jeder Oberpräsident, Landrat oder Militärgouverneur genannt, auch wohl Satrap oder Landvogt. Mit Gerichtspaschah bezeichnet man den Gerichtspräsidenten; ebenso wird Kommunalpaschah statt Bürgermeister, Schulpaschah statt Direktor gesagt. Auch andere türkische, sowie russische Wörter sind beliebt, als „Wessir" für Minister, „Ferman" oder „Ukas" für Kabinettsordre, „Knäs" für Fürst u. a.

Stichwörter.

Außer den in andern Abschnitten schon aufgeführten Wörtern und Sätzen empfehlen sich noch folgende für Schlaglichter:

Es ist zu spät — auf zum Kampfe — hier gilt es Entschlossenheit — das Vaterland ist in Gefahr — noch haben wir Eisen — jetzt oder nie — an die Barrikaden — schon wankt der Thron — jetzt entscheidet das Blei — wollen wir uns zertreten lassen? — die Ereignisse

überstürzen sich lawinenhaft — Zündstoff der Revolution — Rüstkammer der Freiheit — süße Lawendelseelen — Donnerwort des Zeitgeistes — Lammesgeduld der Impotenz — Gifthauch des Absolutismus — Pesthauch der Despotie — rauchende Trümmerhaufen — dramatischer Zorn eines Volkes, das sich erhebt — unbestechlicher Volkstribun — Asche einer Welt — Genius des Jahrhunderts — Drachensaat der alten Staatsgaukler — magischer Zauber der Freiheit — zum Himmel stinkende Gewalttaten — vorenthaltene Menschenrechte — Sklavengeröchel — Renegatentum — dynastische Bestienehre — kommißduftige Ladstockgrazie — christlich-germanischer Stumpfsinn — Todeskampf der Verzweiflung — keuchendes, bluttriefendes Wild — Wurmfraß — edler Männertrotz — Furchen in die Weltgeschichte reißen — Lutschbeutel der Vertröstung — enervierte Federfuchser — Stadium der Begeisterung — Pulsschlag der Zeit — großartige Weltanschauung — Kirchhofsruhe — Atem der Freiheit — dumpfe Kerkerluft — Guillotinenfutter — Furien des Bürgerkriegs — Nacht des Aberglaubens — Stolz des Schweigens — Urscheusal — Zentral-Standrechtsbestie mit den dickwulstigen Tigerlippen.

Radike, Lehrbuch der Demagogie. Leipzig, Georg Wigand, 1848.

Der König an Camphausen.

Die Nachricht von der Rückkehr des Prinzen von Preußen aus England brachte in Berlin eine ungeheure Aufregung hervor. Die Klubs, die Zeitungen, die Plakate und Flugblätter protestierten. Auf den Abend des 12. Mai war eine große Volksversammlung angesagt.

Sanssouci, 12. Mai 1848.

Teuerster Camphausen! Sie werden schon von dem sauberen Projekt „einer Demonstrazion gegen die Minister" unterrichtet sein, die mir soeben mein treuer Hensel (der Maler und Chef des Künstler-Corps) angezeigt hat. Ich beschwöre Sie und Ihre Collegen als Ihr bester und treuster Freund, sich durch dieselbe in Nichts, gar Nichts stören und imponieren zu lassen, wenn sie überhaupt zu Stande kommt. Es ist jetzt die Losung „Mut, Ausdauer und der Blick auf

das wohlgesinnte Land"; Berlin ist nicht Paris und die Brandenburgischen Marken nicht Frankreich. Bedenken Sie, daß „ein Schritt zurück" die Thronfolge und folglich den Thron selbst in Frage stellt. Vor allem also und um Gottes Willen darf keiner von Ihnen an den Rücktritt denken. Es wäre schon um jeder Berliner Demonstrazion Willen unverzeihlich; um dieser aber: Félonie. Sie würden den Thron aufgeben. Sagen Sie den Frevlern, vor dem Landtage würden Sie Rede stehen, aber nie vor ihnen. Sollte die Sache, was ich zu Gott nicht hoffe, bedrohlich werden, so verlassen Sie die Stadt und kommen Sie zu mir, wo Ihr Platz im Augenblick der Gefahr ist. — Ich bin felsenfest entschlossen, einer Demonstrazion, die die Thronfolge in Frage stellt, mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten. Gott mit Ihnen! Vale. Friedrich Wilhelm.

Am Abend des 12. Mai erschien eine Deputation von den „Zelten" vor Camphausens Wohnung und verlangte die Zurücknahme des Beschlusses über die Rückkehr des Prinzen Wilhelm. Schwerin und Camphausen versprachen, daß die Sache nochmals im Ministerrat erwogen werden sollte. Daraufhin zog sich die Menge friedlich wieder in die „Zelte" zurück. Gegen Mitternacht aber kam es zu neuen Tumulten vor dem Palais des Prinzen von Preußen. Die alte Inschrift „Nationaleigentum" wurde wieder angebracht, und die Fenster eingeworfen. Den Volksführern Held und Jung gelang es endlich, die Leute zum Nachhausegehen zu bewegen. Schlimmere Ausschreitungen kamen nicht vor. — Das Staatsministerium erklärte schließlich: der Thronfolger dürfe nicht fehlen, wenn über die Verfassung des Landes beraten werde; er solle jedoch vor Eröffnung der konstituierenden Versammlung Berlin nicht betreten und vor seiner Ankunft sein Einverständnis mit den neuen Einrichtungen öffentlich erklären.

Bürgergarde.

Mai 1848.

Prinz Hohenlohe-Ingelfingen erzählt: Berlin bot damals einen sonderbaren Anblick dar. Es war minder belebt als früher. Starke Patrouillen Bürgerwehr durchzogen die Straßen. Die politische Ordnung wurde sehr streng gehandhabt. Die Bürgerwehr war in Zivil mit rundem Zylinder gekleidet, und es nahm sich dazu das Kommiß-

gewehr mit Bajonett possierlich aus. Statt des gewohnten Doppelpostens in Helm stand vor dem Brandenburger Tor einmal ein dicker Fleischermeister mit rundem Hut Posten. Ich beobachtete ihn. Er langweilte sich sehr. Es war Mittag. Seine ebenso dicke Frau brachte ihm das Essen. Während er im Schilderhause dinierte, nahm die Gemahlin das Gewehr und spazierte an seiner Stelle mit Gewehr über auf und ab. Dann sang ein Gassenjunge nach der bekannten Polka:

„Komme doch, komme doch, stolze Garde,
komme doch, komme doch nach Berlin,
denn die edle Bürgergarde
will nicht mehr auf Wache ziehn."

Hohenlohe-Ingelfingen, Aus meinem Leben. I.

Programm des „Krakehlers".

Dies liebenswürdige Blättchen erschien zum erstenmal am Donnerstag, den 18. Mai 1848, „am 60. Tage nach dem ersten Mißverständnis" im Verlag von Ernst Litfaß, Adlerstr. Nr. 6, unter dem Motto: „Ruhe ist die letzte Bürgerpflicht, die erste aber: immer mit dem Kuhfuß!"

Die Tendenz des Krakehlers ist einzig und allein Krakehl.

Die Rehberger.

v. Unruh schreibt: Man tat weniger als nichts für die Exekutivgewalt; man eröffnete große Baustellen dicht bei Berlin [an den sog. Rehbergen] und zahlte, um doch jedenfalls die Massen zufriedenzustellen, 15 Sgr. Tagelohn dem Mann, nicht nur dem Berliner unbeschäftigten Arbeiter, sondern auch Fremden, die man dadurch wider Willen heranzog. Tagelohn ohne Arbeitsmaß, ohne strenge Aufsicht, ohne die Mittel, eine solche auszuüben, noch dazu in einer großen Stadt, wo bestrafte Diebe und Vagabunden sich mit den tüchtigen Arbeitern vermischten, demoralisiert in den ruhigsten Zeiten. Solch hohes Tagelohn für Nichtstun in einer Revolution bezahlen, hieß, einen revolutionären Herd selbst schaffen. Die Bewegungsmänner brauchten keine Sammelplätze zu bestimmen, sie fanden ihr Auditorium stets auf den Bau-

stellen versammelt, und nicht schlaffe Zuhörer, sondern rüstige, kräftige Leute, denen die Regierung ein Schlaraffenleben auf Staatskosten gewährte. Wahrlich, nichts zeugt besser für den milden Sinn des Volkes, als daß solchem Benehmen gegenüber die Revolution nicht wuchs, daß es bei Straßenkrawallen blieb.

v. Unruh, Skizzen aus Preußens neuester Geschichte.

Friedrich Wilhelm IV. an Josias von Bunsen.

Potsdam, 30. Mai 1848.

In Berlin wird ein neuer 18. März organisiert. Ungeheuer viel Polnisches und Französisches Gesindel ist in Kneipen, Kellern und Höfen verborgen. Die Lügenbrut ist furchtbar thätig, französisches Geld coursiert, namentlich in Frankenstücken, wie in den Märztagen (hear! hear!), kurz, wenn der montirte Coup nicht an der Feigheit des Gesindels und den Bajonetten der Bürgerwehr scheitert, so haben Sie große Begebenheiten zu erwarten. Ist es Ihnen gar nicht aufgefallen, daß die versuchten oder ausgeführten Umwälzungen in Berlin, Paris, Wien, Neapel, alle an demselben Tag Statt gefunden haben? Das ist Wasser auf meine Mühle. [Nämlich daß der König recht habe mit seiner Behauptung einer zusammenhängenden Verschwörung.]

Ranke, Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen.

Am 30. Mai versammelte sich eine große Menge stellenloser Arbeiter vor dem Köllnischen Rathause. Zwei Abgesandte der Arbeiterschaft begaben sich zum Minister von Patow und forderten die schriftliche Erklärung, daß der Minister ihnen „heute" oder „sofort" Arbeit zusichern wolle. Minister von Patow versprach, sein Möglichstes zu tun, er ließ vorschußweise an die zusammengeströmten Arbeiter Geld verteilen, worauf sich diese zerstreuten.

Der König an Camphausen.

Friedrich Wilhelm hatte den Gedanken an eine gewaltsame Unterwerfung Berlins und an die Sprengung des Parlaments nicht aufgegeben.

Sanssouci, 30. Mai 1848.

Ich hoffe, daß Sie keinen Augenblick daran zweifeln, daß ersten Tages etwas Ernsthaftes, Revoluzionäres in Berlin

ausbrechen wird. Ich vertraue Ihnen, daß Sie die möglichen Chancen im voraus berechnet haben, und sich alle über den Zeitpunkt Rechenschaft gegeben haben, wann Sie zu mir und um mich sich versammeln werden. — Dann muß die Losung sein: die Unterwerfung Berlins. Gewiß, wenn's gelingt, ein unermeßliches Glück für unser Land, seine Gegenwart und seine Zukunft. Ich wanke natürlich nicht einen Augenblick in Erfüllung aller meiner möglicherweise noch erfüllbaren Zusagen. Wir müssen aber auch die Chance berechnen, wenn eine namhafte Minorität des Landtages an der [aufständischen] Bewegung teilnimmt. Ich halte die Rückkehr meines Bruders für das Signal des Ausbruchs der lange vorbereiteten Bewegung.

Offner Brief

Simche Kuggel an Mausche Lockschen.

Kann Berlin geplündert werden?

Is Berlin Neapel?

Sag mer mal, Mausche! bist Du nor a bestußter Schaute, oder bist de razekaal meschugge? — Du schreibst mer, ich soll kommen mit Sack und Pack zu Dir, denn es werd werren in Berlin wie in Neapel.

... Na, Mausche, sei kan Kind! — Is der Meloch [König] Friedrich Wilhelm der Vierte, nit umhergeritten mit de schwarz, roth goldne Fohne in de Stadt Berlin, un hat gedibbert von freie Construction, und von de deutsche Spitze, un von de lieben Berliner? — Hot er nit abgeschmatzt de Bergerhauptleute, das mer de Kuß is gegangen bis in de siebente Ripp? — Was werd sogen de Welt, wenn er mit uns ä bische Neapel spielen will! — Na, Mauscheche, ich komm nischt zu Dir, ich forcht hier gor nischt. — Wer werren uns nit lossen ufhetzen un schießen uf de Arbeiter, wenn se ach mal Viecher spielen un Miauen, weil se glauben se werren bemaust. — Hunderttausend derbe Goim, un e poor Tausend Jüdden (es sollen sich werklich verkriechen de Helft) macht mer nit gleich zu e Kapporehünche... Werste

nit ä Amhorez, hättest de gelernt Gomohre, werste nit e so e graußer Beheime. Dein Simche Kuggel.

Flugblatt. Friedländersche Sammlung. Stadtbibliothek Berlin.

Franz Grillparzer.

Gebet.

O Gott! Laß dich herbei
und mach' die Deutschen frei,
daß endlich das Geschrei
danach zu Ende sei.

Bedrohung des Ministers von Arnim.

Juni 1848.

Der Garten vor der Singakademie [Sitzungslokal der Nationalversammlung] wie das Gebäude selbst war von Bürgerwehr besetzt, und befand sich niemand darin, der nicht darein gehörte. Außerhalb dieses Rayon hatten sich Gruppen gebildet, als im weißgefütterten Mantel, den einen kürzern Fuß durch einen Knotenstock unterstützt, mit langem Schnurr- und Knebelbart ein ältlicher Herr aus der Singakademie an die nächsten Gruppen herantrat und, gefragt, wie die Abstimmung ausgefallen sei, in barschem Tone erwiderte: Was wollt Ihr? Was steht Ihr hier? — Und als man ihm erwiderte, was man wolle, da fuhr er noch barscher aus: das werdet Ihr morgen erfahren; geht nach Hause, an Eure Arbeit! Eben wollte er seinen Weg fortsetzen, als eine Stimme aus der Volksmasse rief: Das ist der Minister v. Arnim. Da wurde lautes Geschrei erhoben; ein dichter Menschenknäuel umgab ihn, stets enger ihn umringend. Hängt den Kerl auf! Schlagt ihn tot! schrie es wild durcheinander. Knittel wurden hochgeschwungen. Eingepreßt in der Masse, wurde er hin und her gedrängt, und an eine Befreiung des Ministers war augenblicklich nicht zu denken; er war in Gefahr, da jede Abmahnung Besonnener ohne Erfolg blieb. Da drängte sich eine Zahl junger Leute, mehrere Studenten an der Spitze, zu seiner Rettung durch. Bringt ihn nach der Universität! riefen sie. Der Haufe stimmte mit ein in den Ruf und

wälzte sich langsam zum Universitätsgebäude hin. Auf diese Weise ward dieses Lokal erreicht, welches für den Minister ein Asyl wurde. Steinmann, Die Revolution in Preußen.

Der König an Camphausen.

Der Kriegsminister hatte aus dem Zeughause in Wagen und Kähnen Gewehre fortbringen lassen. Die Berliner Bevölkerung sah darin den Versuch, das Zeughaus zu entleeren, um bei einem etwaigen neuen Straßenkampfe dem Volke die Bewaffnung zu erschweren. Es gab eine große Aufregung; die Bürgerwehr verhinderte die Absendung der Gewehre, auch ein Geschütz war bei diesem Tumulte von der Bürgerwehr entführt worden.

Sanssouci, Himmelfahrt [1. Juni] 1848.

Lassen Sie mich, bester Camphausen, durch Graf Kanitz benachrichtigen, was gegen das unerhörte Vergreifen des gebildeten und ungebildeten Pöbels an meinem Heergerät, das gestern stattgefunden, geschieht? Ich verlange, so wahr ich König von Gottes Gnaden bin, daß das Absenden der Gewehre, die die Armée... notwendigsterweise gebraucht, von deren Ablieferung und Gebrauch vielleicht der Gewinnst der nächsten Schlachten abhängt, vor sich gehe, und daß das geraubte Geschütz zurückgegeben werde. Gestärkt durch die Erklärungen des Landtages kann man getrost vorwärts gehen und ein ernstes Wort mit diesem Pöbel reden. Berlin ist eine Eiterbeule, die, wenn der Staat in Freiheit aufstreben soll, wie es mein ernster Wille ist, aufgeschnitten werden muß über kurz oder lang.

Der König an Camphausen.

Sanssouci, 6. Juni 1848.

Die Lage der Dinge wird so bedenklich, mein teuerster Camphausen, daß ich es als erste Pflicht betrachtet habe, mir Rechenschaft darüber zu geben, ob? und welche? Verschuldung dieselbe veranlaßt hat, und ob? und welche? Mittel vorhanden und geboten sind, um dem Verderben entgegen zu treten... Das Berliner Volk ist es gewohnt geworden, daß täglich ungestraft grobe Gottes-Lästerungen, frechstes Antasten der irdischen Majestät, Zuchtlosigkeit, Auf-

ruf zum Widerstand und Ungehorsam, scheußlichste Lüge, revoltante Placate, frevelhafte Club-Herrschaft, und seit einigen Tagen das Wort und der Ruf der Republik und des vollsten Umsturzes aller Verhältnisse unsere Gassen entweihen. Heut haben die Clubs eine Versammlung ausgeschrieben, um die Provinz „in die rechte (!) Stimmung" zu bringen — und alles das duldet Auerswald [Minister des Inneren] und hebt den Finger nicht dagegen, ja nicht einmal die Feder... Ich fordere und befehle also hiermit, daß das Staats-Ministerium Sorge trage, daß der Zuchtlosigkeit, dem Frevel, dem offen hochverräterischen Beginnen, in Berlin und wo sich's zeigt, mit ernstestem Nachdruck entgegengetreten werde, und daß die dazu wirksamen Mittel (Wort, Schrift, Reden, Volksbearbeitung, Placate, Versammlungen, Bilder, Brochuren, Bildung guter Clubs, Beschickung der Provinzen, gute Besetzung vacanter Posten, Durchgreifen zur endlichen Restituzion der Berliner Wachen an das Militär, Verstärkung der Berliner Garnison, Aufforderung an alle Geistliche (bei Strafe des Ungehorsams) nicht allein Friede, sondern auch Ordnung, Gehorsam und Treue zu predigen) endlich auf die lebendigste eifrigste Weise in die Hände genommen werden.

Der Prinz von Preußen bei den Garde-Offizieren.

7. Juni 1848.

Prinz Hohenlohe-Ingelfingen erzählt: Ich glaube, es war der 7. Juni selbst, an dem wir Offiziere alle nach dem Schlosse zu Potsdam beschieden wurden, weil uns der Prinz von Preußen zu sprechen wünsche. Wir versammelten uns in demselben Saale, in welchem der König nach den Märzkämpfen zu uns gesprochen hatte. Wir harrten seiner aufs höchste gespannt. Die ärgsten Heißsporne unter uns erwarteten, von ihm zum Kampfe gegen Berlin aufgerufen zu werden. Wenn auch niemand bei ruhiger Überlegung so etwas für möglich halten konnte, so war doch alles begeistert, den geliebten und so sehr geschmähten und ungerecht verunglimpften kommandierenden General und Thronfolger nach jenen schmerz-

lichen Ereignissen und nach dreimonatiger Trennung endlich einmal wieder sehen zu können. Die Türen gingen auf, die Riesengestalt des Prinzen trat herein. Es donnerte ihm ein Hurra entgegen, welches, so unmilitärisch eine solche Kundgebung ohne Erlaubnis auch war, ihn doch sichtlich nicht unangenehm überraschte. Erst trat er betroffen einen Schritt zurück. Aber als das Hurra nicht enden wollte, da sah man ihm die Rührung an. Er machte ein Zeichen, daß er sprechen wollte, und alsbald herrschte lautlose Stille, und wir lauschten. Waren auch die Worte des Prinzen ganz die eines Generals, der zu seinen Truppen sprach, die mit ihm, für ihn, wie er für sie, Unbill erlitten hatten, so entsprachen sie doch nicht ganz den Erwartungen, welche die Heißsporne gehegt hatten. Am Schluß sagte er, er werde sich immer als der erste und als der gehorsamste Untertan des Königs betrachten, und das Vertrauen zu ihm, welches in unserer Begrüßung seiner Person seinen Ausdruck gefunden habe, berechtige ihn zu dem Vertrauen zu uns, daß wir, ohne weiter zu fragen, mit ihm dem Könige auf allen Wegen blind folgen würden, welche dieser zum Heile des Vaterlandes einzuschlagen für gut befinden werde. Tief bewegt verließ uns der Prinz. Tief bewegt begaben wir uns die große Treppe hinab auf den Lustgarten. Da fuhr eine zweispännige Kalesche an der kleinen Pforte bei den Kolonnaden vor, der Prinz stieg mit dem Adjutanten schnell ein, und sausend jagte die Kalesche nach dem Bahnhof.

„Wo fährt er hin?" — „Nach Berlin!" — „Was, nach Berlin? Man wird ihn ermorden!" — „Er fährt doch wohl nur nach Charlottenburg?" — „Nein, er fährt in die Nationalversammlung nach Berlin!"

Hohenlohe-Ingelfingen, Aus meinem Leben. I.

Rede des Prinzen Wilhelm von Preußen

in der Nationalversammlung zu Berlin am 8. Juni 1848.

Nach dem Beginn der Sitzung (in der Singakademie) und während eines Vortrags des Abg. Temme vernahm man vom Kastanienwäldchen her laute und lärmende Stimmen; nach einigen Minuten erschien der Prinz in Generalsuniform im Sitzungssaale

und nahm auf der ersten Bank der rechten Seite Platz. Die Rechte erhob sich zum Zeichen der Ehrerbietung vor dem Thronfolger, die Linke aber rief in heftigem Tone und unter Zischen, sitzen zu bleiben. Nachdem Temme seinen Vortrag geschlossen, erteilte der Präsident „dem Abgeordneten des Wirsitzer Kreises" in einer persönlichen Angelegenheit das Wort. Der Prinz bestieg die Tribüne und sprach mit freier, kräftiger Stimme:

Vermöge der auf mich gefallenen Wahl bin ich berechtigt, in Ihrer Mitte zu erscheinen. Ich würde bereits gestern hierher geeilt sein, wenn es nicht der Jahrestag unauslöschlicher Trauer gewesen wäre, der mich im Schoße meiner Familie zurückgehalten hat (es ist der Todestag des Königs Friedrich Wilhelm III.); heute aber ergreife ich die Gelegenheit, um zuvörderst meinen Dank für das Vertrauen auszusprechen, welches mich in Ihre Mitte berief, und wodurch es mir möglich wird, Sie, m. H., welche aus allen Provinzen des Landes und allen Ständen hier versammelt sind, herzlich willkommen zu heißen. Nicht nur die Blicke Preußens, die Blicke der Welt sind auf unsere Versammlung gerichtet, da durch sie eine Vereinbarung mit unserm Könige herbeigeführt werden soll, welche für lange Zeit die Schicksale des preußischen Volks und seiner Könige feststellen soll. Welch ein hoher Beruf! Je heiliger dieser Beruf, desto heiliger muß der Geist und die Gesinnung sein, welche unsere Beratungen leiten. Die konstitutionelle Monarchie ist die Regierungsform, welche unser König zu geben uns vorgezeichnet hat. Ich werde ihr mit der Treue und Gewissenhaftigkeit meine Kräfte weihen, wie das Vaterland sie von meinem ihm offen vorliegenden Charakter zu erwarten berechtigt ist. Dies ist die Pflicht eines jeden Vaterlandsfreundes, vor allem also die meinige, als des ersten Untertanen des Königs. So stehe ich wieder in ihrer Mitte, um mitzuwirken, daß die Aufgabe, welche uns gestellt, zu einem glücklichen Ziele geleitet werde. Möge die Gesinnung, welche ich ausgesprochen habe, von uns allen geteilt und festgehalten werden, dann wird unser Werk gelingen und zum Wohl und Heil des geliebten Vaterlandes gereichen. Möge mein Erscheinen unter Ihnen in dieser Beziehung ein

günstiges sein; mögen wir vereint die Tätigkeit entwickeln, welche von uns erwartet und gehofft wird. Meine übrigen Geschäfte werden mir nicht erlauben, regelmäßig an Ihren Sitzungen teilzunehmen; ich ersuche daher den Herrn Präsidenten, meinen Stellvertreter einberufen zu lassen. Uns alle aber, m. H., leite der Ruf und Wahlspruch der Preußen, der sich so oft bewährt hat: Mit Gott für König und Vaterland!

Peter Reichensperger, Abgeordneter der Rechten, berichtet: Diesen Worten folgte der Bravoruf der Rechten, worauf der Prinz die Tribüne und bald nachher den Saal verließ. — Die Menge vor der Singakademie zischte, als der Prinz erschien und den Wagen bestieg. Die Parteipresse der Linken griff den Willkommgruß des Thronfolgers als eine unzulässige Anmaßung an und wollte in den Schlußworten nur die Devise der Reaktionspartei erblicken. Reichensperger, Erlebnisse eines alten Parlamentariers.

Der Zeughaussturm in Berlin
am 14. Juni 1848.

Rudolf Gneist erzählt: Der Keim zu dieser Explosion lag in der seltsamen Vorstellung von einer allgemeinen Volksbewaffnung — ein natürlicher Rückschlag gegen die frühere militärische Exklusivität in Preußen. Lebhaft genährt wurde diese Idee durch die Rückerinnerung an die Wehrlosigkeit des Volks am 18. März und in naiver politischer Unerfahrenheit gestaltete sie sich jetzt zu der bestimmten Forderung, daß jeder Urwähler Waffen haben müsse, natürlich umsonst und vom „Staat“ ... Vergeblich erinnerte man ... daran, daß, wenn alle bewaffnet würden, doch auch die Reaktion Waffen erhielte, und daß künftig nicht bloß die demokratischen, sondern auch die Teltower Bauernvereine, Preußenvereine und Junkerparlamente mit Piken und Trommeln ausziehen würden, daß man dabei leicht gerade den Unverstand gegen den Verstand bewaffnen könnte ... Dies alles war kein Hindernis. Denn unter Volk dachte sich die Politik des Tages nur die Männer, die sich in den Klubs und Volksversammlungen Berlins als wackere Gesinnungsgenossen und Mitstreiter für die Freiheit

kennen gelernt hatten. Die sonstigen 16 Millionen Preußen hatten für diese Politik kein besonderes leibhaftiges Dasein. Ohne diesen Schlüssel sind weder die Berliner Zustände verständlich, noch die Politik der Nationalversammlung. Schon seit Wochen war die Idee vorherrschend, daß das Ministerium Camphausen aus reaktionären Gelüsten dem „Volk" die ihm gebührenden Waffen vorenthalte, ja sogar diese Waffen fortzuschicken wagte, um damit außerhalb seine Soldaten zu bewaffnen. Wirklich waren einige Waffentransporte von hier fortgegangen. Einem solchen „reaktionären Übermut" mußte ein Ziel gesetzt werden. Bei jeder Waffensendung entstand daher ein Krawall, welcher am 14. Juni, durch äußere Anreizungen angestachelt, sich zu einer Hauptaktion gestaltete. Viele Gerüchte trafen dahin zusammen, daß jetzt das Zeughaus förmlich ausgeräumt und dem „Volk" diese Waffen entwendet werden sollten. Schon am Tage bildeten sich daher lärmende Haufen um das Zeughaus ... [Es war eine schöne Mondnacht, als Gneist auf dem Gendarmenmarkt, zwischen 10 und 11 Uhr die Kunde vernahm, das Zeughaus sei gestürmt.] Die auf dem Gendarmenmarkt stehenden Kompagnien (42, 43, 44) zogen hierauf ab, direkt vor die der neuen Wache gegenüberliegende Seite des Zeughauses. Von dieser Seite war der Einbruch geschehn, Tor und Fenster eingeschlagen, und über dem Tor stand eine lange Feuerleiter, welche in die Fenster des zweiten Stocks führte. Ich selbst hatte mich einer der letzten Sektionen freiwillig als Flügelmann angeschlossen und kam, als wir haltmachten, vor das fünfte Fenster diesseits des Tores zu stehn. Die Szene, obgleich in schönster Mondnacht, hatte etwas Unheimliches. Vor dem Tore brannten düster einige Fackeln. Im Innern des Zeughauses war tiefe Finsternis, und nur aus einem gewissen Summen ließ sich vermuten, daß eine große Anzahl Menschen darin tätig war ... Da kam der Hauptmann Vogel (derselbe mutige Führer, welcher bei dem Arbeitertumult im Oktober zuerst die Barrikade in der Roßstraße bestieg und dort lebensgefährlich verwundet wurde) auf den überaus glücklichen Gedanken, die Tamboure vor dem Zeughauseingang einen Wirbel schlagen zu lassen.

Es war ein infernalischer Lärm, indem der Schall in stiller Nacht von den Zeughauswänden mächtig abprallte! — ein Lärm, welcher in uns allen, wenn nicht kriegerische, jedenfalls lebhafte Empfindungen hervorrief. Dieser Akt war entscheidend, und augenblicklich verwandelte sich die Szene. Sofort nämlich begannen aus den einzelnen Fenstern Selbstbewaffner herauszuhüpfen, und mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit an der Wand entlang davonzulaufen. Kaum mochten fünf oder sechs entwischt sein, als die Wehrmänner meiner Sektion nicht mehr zu halten waren. Sie sprangen zu, um die Fliehenden zu erwischen, und ein solcher Eifer war plötzlich in uns gefahren, daß drei Wehrmänner auf einmal mit ihren Bajonetten auf einen 17jährigen Jungen losstachen, der noch räsonieren wollte. Ich sprang dazwischen; es war aber auch so böse nicht gemeint. Sonstige Waffentaten zu vollbringen, wollte uns beim besten Willen nicht gelingen. Es strömten von nun an unausgesetzt Menschen zu den Fenstern heraus. Die ersten versuchten wir zu verhaften; da es aber an Leuten zum Transport fehlte, ließen wir bald gern laufen, was nur laufen wollte. Immer mehr aber wurde es die Regel, daß die Abziehenden ein Gewehr bei sich hatten und mitnehmen wollten. Die größere Hälfte gab es jedoch auf Erfordern sogleich ab; manche waren verwundert über eine solche Zumutung; manche räsonierten und bekamen eine Ohrfeige, wogegen sie das Gewehr ablieferten; sehr wenige endlich suchten sich gewaltsam durchzudrängen, bekamen dann Rippenstöße und gaben das Gewehr endlich auch ab... [Inzwischen trafen noch mehrere Kompagnien Bürgerwehr und ein Bataillon des 24. Regiments am Zeughaus ein. Die Besatzung des Zeughauses, 200 Mann unter dem Hauptmann v. Natzmer, war abgezogen. Dem unglücklichen Offizier war eingeredet worden, das ganze Volk sei im Aufstand, der Thron gestürzt, ein Blutbad sei unvermeidlich und aller Widerstand erfolglos.] Fortwährend strömten indessen die Ausreißer aus dem Zeughaus heraus, und das Erdgeschoß mochte so ziemlich ausgeleert sein, als das Linienbataillon mit Trommelschlag

einrückte. Dies war das Signal für die im obern Stock befindlichen, vielleicht hundert bis zweihundert Menschen, sich schleunigst aus dem Staube zu machen. Alle Fenster öffneten sich, man stieg auf das breite vor den Fenstern befindliche Gesims heraus, und drückte sich das Gesims entlang bis zu der Feuerleiter, auf welcher die einzelnen nun herunterkletterten. Naiverweise brachte die Mehrzahl auch von diesen ein Gewehr mit, welches natürlich jedem einzelnen sofort abgenommen wurde, meistens gegen Empfang einer Ohrfeige. Bei dieser Gelegenheit wurden einige Gewehre von oben herunter auf das Pflaster geworfen; auch stürzte ein Mensch vom Gesims herab. Dies sind jedoch die einzigen Gefährlichkeiten, die mir bei der Aktion vorgekommen sind; ich habe auch sonst von keiner Beschädigung weiter gehört. Ich erwähne diese Einzelheiten, da ich in den Zeitungsbeschreibungen eine unbefangene Darstellung ebensowenig habe finden können, wie über die Vorgänge vom 18. März. — Die im Zeughaus befindliche Menge bestand aus drei Klassen. Die eine, ergriffen von dem Volksbewaffnungsschwindel, glaubte im vollen Recht zu sein, indem sie sich die schmählich vorenthaltenen Waffen selbst holte. Die zweite bestand aus den sehr zahlreichen Berlinern, welche überall dabei sind, wenn es nichts kostet und man sich noch etwas mitnehmen kann. Die dritte Klasse waren gemeine Diebe, für die gab es im Zeughaus auch keine Fahnen, sondern nur goldgestickte Seide. Wenn nur dieses „Schaumspritzen der aufgeregten Wellen" dem Staate nicht 50000 Taler und einige Siegestrophäen gekostet hätte!... Unmöglich war das ganze Ereignis, wenn die Bürgerwehr eine Ordnung und einen Oberbefehlshaber hatte.

R. Gneist, Berliner Zustände. 1849.

Gneist führt die üblen Berliner Zustände auf die jammervolle Organisation der Bürgerwehr hauptsächlich zurück. Er schreibt: „Noch jahrelang wird die Berliner Bürgerwehr diese Bemerkungen nicht lesen können, ohne empfindlich und böse zu werden; noch Jahre wird es vielleicht dauern, bevor man sich überzeugt, daß der praktische Punkt in den Berliner Zuständen bis zum 10. November eben diese Organisation war!" — Von der Bedeutung des Zeughaus-

sturmes urteilt er: „Der Zeughaussturm vom 14. Juni ist der Maßstab, an welchem die äußerste physische Stärke des anarchischen Elements in Berlin zu messen ist."

Russisches.

3./20. Juli 1848.

Der junge Patkul (Sohn des Kaiserlichen Flügeladjutanten und späteren Generals à la suite) erzählt aus Petersburg: Vor dem Palais hatten sich zahlreiche Volksmassen versammelt, die den Kaiser [Nikolaus I.] zu sehen wünschten. Als dieser fragte, was sie wünschten, erhielt er die Antwort: „Die Cholera solle aufhören, und außerdem verlangten sie so etwas wie in Paris." Der Kaiser bescheidet die Leute auf das Marsfeld, wo er antworten werde. Sie sind dumm genug hinzugehen, werden von Artillerie und Truppen umzingelt. Der Kaiser erscheint: „Liefert die Rädelsführer aus, sonst lasse ich schießen." Drei Kerls werden ausgeliefert und sollen Spießruten laufen.

Bernhardi, Unter Nikolaus I. und Friedrich Wilhelm IV.

Tagesbefehl des Generals von Wrangel.

Friedrich Heinrich Ernst Graf Wrangel, geb. 1784 zu Stettin, gest. 1877, 93jährig, zu Berlin. Er machte als Reiterführer die Napoleonischen Kriege mit. Nach seinen Kommandos in Westfalen und Pommern erhielt er den Oberbefehl im deutsch-dänischen Krieg. Er siegte am 23. April 1848 bei Schleswig und drang in Jütland ein. Am 15. September 1848 übergab der König dem General den Oberbefehl über sämtliche in den Marken garnisonierenden und kantonierenden Truppen.

17. September 1848.

...Meine Aufgabe ist, die öffentliche Ruhe in diesen Landen da, wo sie gestört wird, wiederherzustellen, wenn die Kräfte der guten Bürger hierzu nicht ausreichen. ... Ich gebe mich der bestimmten Hoffnung hin, daß ich keine Veranlassung haben werde, mit der militärischen Macht einzuschreiten, denn auch mein Vertrauen zu den Bürgern, daß sie ebenfalls das Gute wollen, steht fest, es ist ja ihr eigener Herd, den sie und ich beschützen sollen. Es sind jedoch

auch im Lande Elemente vorhanden, die zur Ungesetzlichkeit verführen wollen, sie sind zwar nur gering, aber desto kräftiger treten sie hervor, während die guten Elemente sich zurückhalten; diesen letzteren will ich fortan zunächst eine kräftige Stütze sein, um ihnen die Erhaltung der öffentlichen Ordnung zu erleichtern, ohne die keine gesetzliche Freiheit möglich ist... Soldaten! Laßt euch nicht irreleiten von den Reden und Proklamationen, welche von euch unbekannten Leuten an euch gerichtet werden, hört nicht darauf, wenn sie auch noch so schmeichelhaft für euch klingen und sie eure Zukunft mit herrlichen Worten ausmalen, wenn ihr die gegebenen Ratschläge befolgt. Hört dagegen auf meine Stimme, die Stimme eures Generals, sie ist wohlgemeint. Haltet fest an euren Offizieren, wie diese an euch; zwischen beide darf sich kein fremdes Element einschleichen. Habt ihr gerechte Wünsche, so tragt sie euren Offizieren in der gesetzlichen Weise vor; von niemandem wird euch sicherer geholfen, als von diesen, denn niemand kennt eure Bedürfnisse besser, als sie, und niemand ist mehr von dem Wunsche beseelt, euch mit Rat und Tat beizustehen...

Zum Gruße rufe ich euch zu: „Offiziere und Soldaten haltet fest an eurem gegenseitigen Vertrauen und an eurem teuren Könige. Er lebe dreimal hoch!"

General von Wrangel hält in Berlin Parade ab.

Wrangel beabsichtigte, am 20. September eine Parade in Berlin zu halten, um den Geist der Truppen zu heben und mit der Einwohnerschaft wieder Fühlung zu nehmen. Wie er die Lage ansah, geht aus folgenden Worten eines Briefes hervor: „Die hiesigen politischen Zustände sind trostlos, man gibt sich ganz dem Zufall hin und ist in komplette Ratlosigkeit versunken. Jeder fühlt, daß etwas Energisches geschehen müsse, aber es geschieht nichts, um diesen beklagenswerten Zuständen entgegenzutreten, um den Staat und das Königtum zu retten; es sind tausend Ratgeber da, aber es kommt zu keinem kräftigen Auftreten. So eilen wir rettungslos der Anarchie und Republik entgegen."

Der Ministerpräsident und Kriegsminister von Pfuel war in Angst, es möchte zu gefährlichen Ausschreitungen kommen, und ließ Wrangel bitten, die Parade nicht in Berlin

abzuhalten. Wrangel, der den Charakter der Berliner richtiger einschätzte, bestand auf der Truppenbesichtigung in Berlin und antwortete dem Adjutanten des Kriegsministers in der Nacht vom 19. auf den 20.: „Sagen Sie dem Herrn Kriegsminister, Sie hätten Ihren Auftrag pünktlich ausgerichtet, sagen Sie ihm aber auch, daß mit meinem Willen die Besichtigung nicht abbestellt werden würde, und daß ich die Verantwortung übernehme. Sollte aber die Parade in Berlin durchaus nicht stattfinden dürfen, so möge mir der Herr Minister einen dahin gehenden Befehl, von allen Ministern unterzeichnet, zufertigen — ich kann zwar meinen Befehl nicht zurücknehmen, werde aber dann den Oberbefehl über die Truppen sofort niederlegen und Se. Majestät bitten, nach Stettin zurückkehren zu dürfen." Am frühen Morgen des 20. erschien eine abermalige Botschaft des Ministerpräsidenten mit der dringenden Mahnung, die Parade nicht in Berlin abzuhalten. Wrangel wiederholte seine frühere Erklärung, stieg mit seinem Gefolge zu Pferde, ritt langsam nach dem großen Stern und blieb dort halten, um den Truppen Zeit zur Aufstellung zu lassen. Dort meldete sich bei ihm der Kommandeur der Bürgerwehr, Major Rimpler, mit seinem Stabe, richtete eine längere Ansprache an den Oberbefehlshaber und schloß sich dessen Suite an.

Als die Aufstellung beendet war, ritt der Oberbefehlshaber, das Brandenburger Tor passierend, vom linken Flügel ab im Schritt die Front entlang, von allen Truppenteilen mit lautem, freudigem Hurra empfangen. Die „Linden" waren gedrängt voll von Menschen, alle Fenster dicht besetzt. In den Dachluken, ja selbst auf den Dächern befanden sich Schaulustige. Auf den Bäumen hatte die Straßenjugend Posto gefaßt. Von allen Seiten und auf alle Arten wurde Beifall gespendet. Im Lustgarten sammelte Wrangel die Stabsoffiziere um sich und hielt an sie und an die ihn umdrängende Volksmenge folgende Ansprache:

„Meine Herren! es ist heute ein sehr glücklicher Tag meines Lebens. Ich bin schon vor den Toren von dem Stabe der Bürgerwehr so freundlich begrüßt worden, und in der

Stadt war es wie ein Triumphzug. Ich weiß, das konnte ich nicht auf mich beziehen, sondern auf die Truppen, die ich die Ehre gehabt habe, in Schleswig zum Siege zu führen.

(Zum Publikum.) Ich werde diese Truppen euch, wenn auch nicht sogleich, doch bald hierher führen und sie sollen sicher kommen.

(Zu den Offizieren.) Meine Herren! der König hat mir den größten Beweis der Gnade und des Vertrauens gegeben, indem Er mir das Kommando über die in den Marken stehenden Truppen übertragen. Ich soll die Ordnung, wo sie gestört, das Gesetz, wo es übertreten wird, wieder herstellen. Die Truppen sind gut, die Schwerter haarscharf geschliffen, die Kugel im Lauf.

(Zum Publikum.) Aber nicht gegen euch Berliner! sondern zu eurem Schutze, der wahren Freiheit, die der König gegeben, und zur Aufrechterhaltung des Gesetzes. (Allgemeiner Beifall.) Gefällt euch das, Berliner? (ja! ja!); das freut mich! Für euch, mit euch werden wir auftreten und handeln! — Wie traurig finde ich Berlin wieder, in den Straßen wächst Gras, die Häuser sind verödet, die Läden sind voll Ware ohne Käufer, der fleißige Bürger ohne Arbeit, ohne Verdienst, der Handwerker verarmt. Das muß anders werden, und es wird anders werden, ich bringe euch das Gute mit der Ordnung, die Anarchie muß aufhören! Ich verspreche es euch, und ein Wrangel hat noch nie sein Wort gebrochen!

(Zu den Offizieren.) Meine Herren! es macht mich sehr glücklich, die Truppen in diesem guten Zustande zu finden, Sie werden sie darin erhalten, Verträglichkeit mit den Bürgern muß stattfinden.

(Zum Publikum.) Sie sind mit euch verwandt, sie haben denselben Zweck, Preußens Größe und Ruhm aufrecht zu erhalten und Deutschlands Einigkeit mit zu begründen, sie sind eure Brüder und ihr werdet nicht vergessen, daß in der Armee eure Brüder, eure Verwandte, eure Freunde sind.

(Zu den Offizieren.) Es tut mir leid, meine Herren,

daß ich heute die Truppen nicht Sr. Majestät vorführen kann. Es lebe Sr. Majestät der König!"

Nach: Das Volk in Waffen im Sinne der Demokratie. 1887.

Gras-Auktion.

Flugblatt, bezugnehmend auf das Wort Wrangels: „In den Straßen [Berlins] wächst Gras."

Ende dieser Woche, wenn sonst der gemütliche Zustand es zuläßt, findet bei mir eine große Berliner Straßen-Gras-Auktion statt. Die Zeitbestimmung behalte ich mir vor, und bemerke nur noch, daß jeder Käufer eines Grasquantums, das Bild, wie ein kleiner Mann durch großes Gras reitet, als Gratis-Beilage erhält. Der Erlös wird nach Abzug der Kosten zum Ankauf von Pulver und Blei für den souveränen Linden Club verwandt.

Gustav Müller [der „Lindenmüller"] Marienstraße 1a.

Friedländersche Sammlung. Stadtbibliothek Berlin.

Josias von Bunsen an Friedrich Wilhelm IV.

über dessen Projekt einer Reichsverfassung.

London, Herbst 1848.

Kommen wir erst zu einer neuen definitiven Reichseinteilung, so werde ich mir erlauben, Ew. Majestät daran zu erinnern, daß in 1848 und 1850 eine Einrichtung der Gegenwart empfohlen und eingepflanzt werden muß, nicht parceque, sondern malgré in Beziehung auf das Mittelalter. Namentlich haben sich Ew. Majestät zu hüten, nicht als ein Altertumskünstler angesehen zu werden, statt als König und Gesetzgeber des Jahres 1848 oder 1850 aufzutreten und die Sprache des Jahrhunderts zu sprechen.

L. v. Ranke, Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen.

Gratulationscour am 15. Oktober 1848.

Am Geburtstag des Königs begaben sich auch die Repräsentanten der Nationalversammlung und der Bürgerwehr aufs Schloß. Der Präsident der Nationalversammlung, von Grabow, brachte die Glückwünsche derselben in einer Ansprache vor, worauf der König erwiderte:

Was Sie Mir sagen, trägt allerdings den Schein der Ergebenheit und des Gehorsams; aber es ist eben nur dessen Schein. Die Verhandlungen in der Nationalversammlung, die Ich voll Vertrauen auf die loyalen Gesinnungen Meiner Untertanen zusammenberufen, geben Mir aber den Beweis, von welchen Ansichten und Grundsätzen sie ausgeht. Sie lassen kein Recht unangetastet; das Heiligste selbst ist vor Ihren Angriffen nicht sicher. Sie haben Mein Mir von Gott verliehenes Recht auf die Krone angetastet; Sie wollen Mir das Von Gottes Gnaden nehmen! Aber hierzu wird keine Macht der Erde stark genug sein, — Ich werde es treu bewahren, wie Ich es von Meinen Ahnen überkommen. Sagen Sie dies den Herren, die Sie gesandt. Sagen Sie ihnen, daß Ich Ruhe und Ordnung im Lande herstellen werde, daß Mir hierzu die Mittel vollauf zu Gebote stehen; sagen Sie ihnen, daß Ich den Aufruhr und die Aufrührer, wo Ich sie finde, bekämpfen und zerschmettern werde, und daß Ich Mich hierzu durch Gottes Gnade stark genug fühle.

Aus: Das Volk in Waffen im Sinne der Demokratie. 1887.

Bayerisches.

Der Münchener Bierkrawall vom 18. Oktober 1848.

Die Schilderung stammt von einem fränkischen Demokraten, der den Altbayern nicht grün ist.

Schon seit mehreren Tagen wußte man ganz genau, daß ein Bierkrawall von seiten des Münchener Pöbels und der Herren Soldaten, welche bekanntlich bei solchen Gelegenheiten in München immer die Hauptrolle übernehmen, bevorstehe, weil die Maß Bier um 4 Kr. 2 Pf., statt um 4 Kr. ausgeschenkt werden sollte. Scharen von liederlichem Gesindel, mit Soldaten untermischt, machten schon tags zuvor in den Brauhäusern die Runde und schrieben ihre Forderungen in den einzelnen Lokalen an die Wand:

Soldaten waren hier,
um vier die Maß wollen wir;
und wird dies nicht immer so sein,
so schlag das Donnerwetter drein!

Am 18. Oktober früh 6 Uhr erfolgte der förmliche Ausbruch. Trupps von Soldaten, vom Pöbel verstärkt, zogen in die Brauhäuser, verlangten zuerst Herabsetzung, dann unentgeltliche Abgabe des Biers, und wo sie Widerspruch fanden, fingen sie an zu zerstören und zu demolieren. Nach 11 Uhr hatten sie ihre Runde durch die Brauhäuser vollendet, und es wurden Saufgelage [der „Frühschoppen"] gehalten in und vor den Schanklokalitäten. Nach 12 Uhr ging man von neuem an das Zerstörungswerk, man hielt jetzt die Nachlese und alles, was man auffinden konnte, wurde zertrümmert. Man ging auch jetzt an die Bäckerläden ... Am ärgsten hauste der Pöbel im Pschorrschen Hause. Anderthalb Stunden lang waltete hier die roheste Verwüstung. Die Fenster voran auf die Straße, ihnen nach die wertvollsten Mobilien, Spiegel, Kästen, Instrumente, Betten und sonstiges Hausgeräte ... Vandalisches Jubelgeschrei bei jedem Sturze. Was nicht zertrümmert auf dem Pflaster anlangt, wird in hundert und tausend Stücke zerrissen und zerschlagen ... In andern Straßen werden Bäckerläden heimgesucht; der Besuch bei den Metzgern, der vorgeschlagen ist, wird auf später verschoben. So ging es bis nach 2 Uhr, von früh 6 Uhr an ... Um 2½ Uhr rief die Alarmtrommel die Bürger zusammen und diese säuberten die Straßen. Die aufmarschierten Soldaten hatten ruhig zugesehen.

Nach G. Diezel, Bayern und die Revolution. 1849.

Der deutsche Demokratenkongreß in Berlin am 28. Oktober 1848.

Jodocus Donatus Hubertus Temme (1798—1881) gibt den folgenden Bericht. Temme gehörte in der preußischen Nationalversammlung zu den Führern der entschiedensten Linken, so daß er später wegen Hochverrats verhaftet, verhandelt und zwar freigesprochen, aber aus dem Staatsdienst entlassen wurde. Temme war Kriminaljurist und nach den Märztagen Staatsanwalt in Berlin. Er starb als Professor der Jurisprudenz in Zürich.

In Deutschland hat es wohl noch nie eine unverständigere, dünkelhaftere und rohere Versammlung gegeben. Die Menschen wollten das deutsche Volk, seine Rechte, seine Freiheit, seine Ehre vertreten! Ich war einmal auf eine halbe

Stunde aus Neugierde als Zuschauer hingegangen. Nie habe ich in einer halben Stunde so viel Unsinn, Roheit erlebt...

Als ich eintrat, waren gerade die Deputierten der einzelnen Bezirke damit beschäftigt, über die politische Gesinnung ihrer Bezirke zu referieren. Natürlich verlangte das deutsche Volk aller Orten nur „die eine und unteilbare deutsche Republik", Wegjagen oder Aufhängen aller Fürsten, und was sonst damals zu den Schlagworten der Straßendemokratie gehörte, und lauter Jubel der Versammlung begrüßte und belohnte jeden Redner. Da trat ein kleiner, unscheinbarer, junger Mann auf, Rudolf Benfey aus Göttingen. Er war gleichfalls Deputierter der demokratischen Vereine eines Bezirks, wie ich meine, in Thüringen. Er sei guter Republikaner, begann er, — Bravo, Hurra wurde ihm zugejubelt. — Er habe mit großem Interesse die von den Vorrednern bekundeten republikanischen Gesinnungen aus so vielen deutschen Gauen vernommen. Bravo, bravo, hurra, hurra! — Er wünsche nichts mehr, als daß das die Gesinnungen des gesamten deutschen Volkes seien. Dreifaches Bravo, dreifaches Hurra! — Aber — Aber? — Ein leises Knurren schlich durch die Versammlung. Aber, fuhr der Redner fort, er seinerseits müsse bekennen —. Seinerseits bekennen? es wurde das Knurren schon zum Grunzen...

Bekennen? Was hat er zu bekennen!

Rudolf Benfey fuhr auf der Rednerbühne ruhig fort, er hatte auch Nachrichten aus manchen anderen Gegenden Deutschlands, und danach stehe die Sache nicht so, wie die Vorredner sie geschildert hätten. Das deutsche Volk sei erst in seinem geringeren Teile reif für die Republik.

Ein furchtbarer Tumult entstand; der vierschrötige Postsekretär [einer der Hauptkrakehler] gab das Signal dazu. Lüge, Verleumdung! rief er, das deutsche Volk will die Republik, die eine, unteilbare rote Republik! Er hieb und stieß und klopfte dabei mit seinem Knotenstock den Boden, daß Bänke und Stühle zitterten. Mit ihm schrie und lärmte und tobte seine ganze Umgebung, bald der halbe, fast der ganze Saal.

Der Präsident — ich glaube Bamberger aus Hamburg —

konnte endlich Ruhe herstellen. Rudolf Bensey sprach weiter, versicherte, daß er nun aber auch aus seinem Bezirke, den er hier vertrete, leider geradezu erklären müsse, daß man dort von der Republik nichts wissen wolle. Ein neuer Tumult, ein rasender! Lüge, Verleumdung! das deutsche Volk will die Republik! Herunter von der Rednerbühne! Abbitte tun! ... Rudolf Bensey verließ die Rednerbühne. — Er soll wieder hinauf! schrien sie. Er solle Abbitte leisten; er habe das deutsche Volk beleidigt, die Repräsentanten der einen und unteilbaren deutschen Republik. — Der Präsident forderte die Versammlung zur Ruhe auf, zu einem geordneten parlamentarischen Verhalten. — Parlamentarisches Verhalten? schrien sie. Ja, ja, abstimmen, abstimmen! — Worüber abstimmen? fragte verwundert der Präsident. Sie sahen sich verdutzt an. Da rief der vierschrötige Postsekretär mit Donnerstimme: Worüber abstimmen? Daß das deutsche Volk in seiner großen Mehrheit die Republik will! — Der Präsident stand wie vom Donner gerührt: Wie können wir darüber abstimmen? — Aber sie schrien wie rasend: Abstimmen, daß das deutsche Volk die Republik will! — Die eine und unteilbare! — Die rote! — Abstimmen, abstimmen! — Es war ein Tumult wie in einem Irrenhause, in dem der Wahnsinn entfesselt ist. Der Präsident verließ seinen Stuhl; man hörte ihn noch sagen: er lege sein Amt nieder, sie möchten sich einen anderen Präsidenten wählen. — Ein Name wurde genannt, ich habe ihn vergessen. Akklamation folgte: Ja, der soll unser Präsident sein! Der Genannte nahm den Präsidentenstuhl ein. Abstimmen, abstimmen! wurde wieder gebrüllt, Und der Präsident brachte zur Abstimmung: „Der in Berlin versammelte deutsche demokratische Kongreß beschließt, daß das deutsche Volk die eine und unteilbare Republik will." Und es wurde angenommen „mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Majorität!" Ein Sturm und Gebrüll des Beifalls folgte. Ich verließ den Saal. Es war mir unmöglich, länger zu bleiben. Es war mir so schwer, so angstvoll schwer um das Herz geworden! Es waren so viele gebildete Männer da, die an dem Narrenskandal teilnahmen. Manche kamen frei=

lich nicht wieder hin. Manche wurden freilich erst am folgenden Tage geheilt. Da hatte die Versammlung den Unsinn praktisch machen wollen. In den Versammlungen über die Lösung der sozialen Frage hatten sie zum Beschluß erhoben § 3 oder § 4: „der Pächter zahlt dem Verpächter keinen Pachtzins mehr." — Mit welchem Hohn konnten die Potsdamer sich solcher Szenen erfreuen! Temme, Erinnerungen.

Lumpensammlerlied.

Seltenes Berliner Flugblatt. Lithographierte Bordüre (ein Lumpensammler packt ein) und lithographische Schrift. Druck von R. Kretschmer, Berlin. (Gezeichnet OL.

Hat mich Gott verdammt auf Erden
just ein Lumpenkerl zu werden;
darum ruf' ich ungescheut:
Lumpen, Lumpen! weit und breit;

Lumpen, Lumpen, bringt mir Lumpen!
Ungewaschen, ungekrumpen;
Königskleider, goldgestickt,
Bettlerkittel, bunt geflickt.

Ordensbänder, Bischofsmützen,
bunte Lappen, blanke Litzen;
alles muß in meinen Sack,
alles muß ins Lumpenpack!

Tuch von zahm und wilden Böcken,
schwarz und weißen Pfaffenröcken,
jüngst von Weihrauch noch umdampft,
morgen wird es eingestampft!

Eure großen Weltenwunder
sind nur wohlgeborner Plunder!
Hadern, Lappen, Fetzen, Fleck,
's ist doch alles Lumpendreck!

Fort mit Sammt und Seidenlappen!
Fort mit Prunk und Narrenkappen!
Fort mit Weihrauch, Wust und Dampf,
vorwärts in den Lumpenstampf!

Eure faulen Staatspapiere,
Wechsel und Prozeßgeschmiere,
eure Wische, alt und neu,
vorwärts in den Lumpenbrei!

Eure Rechte von Hallunken,
eingestampft mit Stiel und Strunken!
eingestampft mit Lump und Laus,
sonst wird doch nichts Bessres draus!

Friedländersche Sammlung. Stadtbibliothek Berlin.

König Friedrich Wilhelm IV. und Johann Jacoby am 2. November 1848.

Die Nationalversammlung beschloß noch in ihrem alten Sitzungslokale, dem Kgl. Schauspielhaus, bevor Wrangel sie daraus vertrieb, eine Adresse an den König, in welchem die Entfernung des Ministeriums Brandenburg gefordert wurde. Der Präsident der Versammlung, H. V. von Unruh, führte die Deputation, die mit der überreichung der Adresse in Sanssouci beauftragt war. Johann Jacoby, der radikale Führer, gehörte auch zu dieser Deputation. v. Unruh erzählt:

Der König ließ zuerst die Deputation nicht vor, entschloß sich dann aber doch dazu. Nachdem ich dem König eine tiefe Verbeugung gemacht, trat ich an den Tisch in der Mitte des Zimmers, wo eine Lampe stand, und las die Adresse laut, aber ehrerbietig vor. Der König, der schon beim Vorlesen der Adresse Zeichen von Ungeduld gab, nahm mir das Papier aus der Hand, als ich geendigt, drehte sich kurz um und ging nach der Tür. In dem Augenblick, als er dieselbe erreichte, schrie ihm Jacobi nach: „Das ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen." Diese Szene machte auf sämtliche Mitglieder der Deputation keineswegs einen günstigen, sondern einen sehr peinlichen Eindruck. Zeichen und Worte der Mißbilligung traten hervor in Gegenwart der noch im Zimmer befindlichen Adjutanten des Königs, die auch erstaunt, aber gegen die Abgeordneten durchaus höflich waren. Der Ausdruck Jacobis verstieß auch gegen jeden parlamentarischen Gebrauch, nach welchem bei einer solchen Deputation niemand zu reden hat

als der offizielle Sprecher. — Später ist Jacobi nicht nur von radikalen, sondern auch von liberalen Zeitungen wegen seines Auftretens in Sanssouci in den Himmel erhoben worden. Er sei, hieß es, der einzige Mann, der vor dem König offen zu sprechen gewagt habe. Es mag der Nachwelt überlassen bleiben, über den Fall zu urteilen, aber zugetragen hat sich derselbe genau so, wie ich es hier geschildert habe, und der Eindruck auf alle Gegenwärtigen war der oben mitgeteilte. Von diesen stimmte Jacobi laut niemand bei. Hätte sich der König nach Vorlesung der Adresse, die doch als Anrede gilt, auf eine Antwort oder ein Gespräch eingelassen, so würde sich dann erst gezeigt haben, ob es dem Präsidenten an Mut fehlte, seine Meinung ehrerbietig, aber offen auszusprechen. Dagegen erschien mir und anderen das Nachrufen einer Sentenz hinter dem eben sich zurückziehenden König nicht würdig, vielmehr als revolutionäre Affektation. Im Verlauf der nächsten Tage zeigte sich deutlich, daß die Nationalversammlung keineswegs zu revolutionären Schritten geneigt war. v. Unruh, Erinnerungen.

Am 8. November verlegte der König die Versammlung auf den 27. November nach Brandenburg.

Extrablatt der Neuen Preußischen (Kreuz-)Zeitung.

Berlin, 3. November 1848.

Wien ist seit gestern Morgen in den Händen der Truppen. — Floridsdorf, den 1. Nov. In der vergangenen Nacht ist Wien mit Sturm genommen worden! Die meisten Anführer der Aula und der Volkshaufen sind feig entflohen und haben die Verführten im Stich gelassen!... Die Herrschaft der Anarchie und der rothen Republik ist somit gestürzt, die gesetzliche Macht hat gesiegt. Möge die Hyder nie und nirgends wieder ihr fluchbeladenes Haupt erheben. Friedländersche Sammlung.

Armeebefehl des Generals von Wrangel beim Einmarsch der Truppen in Berlin.

10. November 1848.

1. Obgleich die einrückenden Truppen im allgemeinen

einen friedlichen Empfang zu erwarten haben, so wäre es doch möglich, daß ihrem Einrücken an einigen Punkten Widerstand geleistet würde. Wo dieser Fall eintritt, haben die Truppen mit aller Ruhe und Mäßigung zu verfahren und eventuell jeden Widerstand mit der Gewalt der Waffen zu bekämpfen. Von jedem vorkommenden Falle dieser Art ist mir sofort Meldung zu machen.

2. Die Quartiere werden in den ersten Tagen viel zu wünschen übrig lassen; die Soldaten sind anzuweisen, sich mit dem zu begnügen, was geleistet wird, selbst wenn ihr Unterkommen nur ein Biwak in der Stube, ihr Lager nur Stroh ist.

3. Die Soldaten sind vor jedem Exzeß zu warnen und müssen sämtlich abends 9 Uhr in ihren Quartieren sein.

Wiedereinzug der Garde-Artillerie in Berlin.

Prinz Hohenlohe-Ingelfingen erzählt: Wir setzten uns in Bewegung. Die Batterie marschierte zwischen beiden Bataillonen. Plötzlich Halt! Aha! Jetzt kommt der Angriffsbefehl. Richtig, da jagt ein Adjutant heran! „Soll die Batterie vor?" — „Nein, die Musik soll an die Tête." Der Schellenbaum der Janitscharenmusik der Königs-Grenadiere war also der Sturmbock des Schönhauser Tores. An jedem Tor hatte sich dieselbe Komödie abgespielt. Mehrere Bataillone Bürgerwehr standen an jedem Tor, bereit, es zu verteidigen. Der Führer dieser imposanten Masse war unseren Truppen entgegengeeilt und hatte erklärt, er könne den Einmarsch der Truppen nicht dulden und stehe mit seinen Bataillonen bereit, um das Tor zu verteidigen. Die Musik des Pariser Einzugsmarsches übertönte seine Worte. „Um Gotteswillen, lassen Sie Ihre Truppen halten!" schrie er. Fürchterlicher Lärm von Trommeln, Pfeifen, Pauken usw. antwortete. „Lassen Sie halten, Herr Oberst!" — Kopfschütteln und Musik antwortete. „Sie werden doch nicht ein entsetzliches Blutbad verursachen wollen?" — Wieder Kopfschütteln und Musik. „Ich werde mich widersetzen." — „Ach, machen Sie sich doch nicht lächerlich!" — „Ich erhebe Ein-

spruch gegen Ihren Einmarsch." — „Meinetwegen." — „Wenn ich nun Gewalt gebrauche, werden Sie dann wieder Gewalt gebrauchen?" — „Na, das sehen Sie ja!" — „Nun gut, so weiche ich der Gewalt!" schrie er mit Schwung und eilte schleunigst voraus, um seiner Bürgerwehr den Befehl zu geben, uns ungehindert durchzulassen.

Der Präsident von Unruh am 10. November 1848 in der preußischen Nationalversammlung.

Solange die Presse, solange das Vereinsrecht nicht von neuem geknebelt werden, hat das Land die Mittel in der Hand, ohne Blutvergießen den Sieg über die Bestrebungen der Reaktion herbeizuführen.

Flugblatt:

Der General Wrangel,

der sich in offenem Widerstande gegen die Versammlung der Vertreter des Volks, also gegen das ganze Preußische Volk befindet, der es versucht, die Nationalversammlung an der Ausübung ihrer gesetzlichen Obliegenheiten mit Bajonetten zu hindern,

Diesen General Wrangel erklären wir, im Einverständnisse mit allen ehrenhaften Bürgern des Staates, für einen Volksverräther, der, selbst außerhalb des Gesetzes stehend, auf gesetzlichen Schutz keinerlei Anspruch zu machen hat. Der demokratische Club. Der Demokraten-Verein der Königsstadt. Friedländersche Sammlung.

Die Auflösung der preußischen Nationalversammlung am 10. Nov. 1848.

[Nach Wrangels Schilderung.] Um 10 Uhr ritt General v. Wrangel von Charlottenburg nach dem Brandenburger Tor, von dort um die Stadt nach dem Kreuzberge, wo die Garde-Grenadier-Brigade ihr Rendezvous hatte, und zog an deren Spitze um 2 Uhr durch das Hallesche Tor in die Stadt. Der Marsch ging nach dem Gensdarmenmarkt, wo die Bataillone Kolonne formierten und Gewehre zusammensetzten. Die Artillerie hielt in der Mohren- und Markgrafenstraße.

Die Bürgerwehr stand längs der Charlottenstraße und rings um das Schauspielhaus. Der General ritt einen Teil der Front entlang und grüßte die Bürgerwehr, welche den Gruß jedoch nicht erwiderte. In dem weiter entfernten Volkshaufen hörte man Zischen und Pfeifen.

Auf dem Wege vom Tore nach dem Platze hatte die Bevölkerung ein mürrisches Schweigen beobachtet.

Nachdem General v. Wrangel zu den Truppen in der Mohrenstraße zurückgekehrt war, stieg er ab und setzte sich auf einen Stuhl, der ihm aus einem Hause gebracht wurde. Bald erschien der Kommandeur der Bürgerwehr, mit unbedecktem Haupte, rechts von seinem Stabschef Duncker, links von seinem Adjutanten geführt, und erklärte: „Die Bürgerwehr sei entschlossen, die Freiheit des Volkes, die Würde der Nationalversammlung zu schützen, und sie würde nur der Gewalt weichen.“ Ruhig und freundlich erwiderte der General: „Sagen Sie Ihrer Bürgerwehr, die Gewalt wäre nun da, ich werde nun mit den Truppen für die Ordnung einstehen; die Nationalversammlung wird binnen 15 Minuten den Sitzungssaal verlassen und dann wird auch die Bürgerwehr abziehen.“

Major Rimpler kehrte zur Bürgerwehr am Schauspielhause zurück. Noch war die bestimmte Zeit nicht abgelaufen, als die Abgeordneten paarweise die Freitreppe des Schauspielhauses hinabstiegen und, von Zurufen des Volkes begleitet, in Prozession nach der Taubenstraße zogen und verschwanden. Ebenso schnell und spurlos verschwand die Bürgerwehr; wie durch einen Zauberschlag war die Charlottenstraße und die Umgebung des Schauspielhauses leer geworden.

Aus: Das Volk in Waffen im Sinne der Demokratie.

Verkündigung des Belagerungszustandes.

Berlin, 12. November 1848.

Im Verfolg des Erlasses des Königlichen Staatsministeriums vom heutigen Tage, wodurch die Stadt Berlin und ihr zweimeiliger Umkreis in Belagerungszustand versetzt worden ist, verordne ich hiermit:

1. Alle Klubs und Vereine zu politischen Zwecken sind geschlossen.

2. Bei Tage darf keine Versammlung von mehr als 20 Personen, bei Nacht keine von mehr als 10 Personen auf Straßen und öffentlichen Plätzen stattfinden.

3. Alle Wirtshäuser sind um 10 Uhr abends zu schließen.

4. Plakate, Zeitungen und andere Schriften dürfen nur dann gedruckt, öffentlich verkauft, oder durch Anschlag verbreitet werden, nachdem das hiesige Polizeipräsidium die Erlaubnis dazu erteilt hat. ...

7. Die Bürgerwehr ist nach der Königlichen Bestimmung vom 11. d. Mts., vorbehaltlich ihrer Reorganisation aufgelöst; während des Belagerungszustandes kann diese Reorganisation nicht erfolgen. ... von Wrangel.

Vom alten Wrangel.

Prinz Hohenlohe-Ingelfingen erzählt: Wrangel wurde damals als der entsetzlichste Tyrann und Unterdrücker, als der Geßler, Tilly und Teufel Berlins verschrien, aus welcher entsetzlichen Gestalt sich bald der volkstümlichste alte Herr entpuppte, der je in dieser Stadt gelebt hat. Zunächst erhielt er noch Droh- und Brandbriefe anonym. Eines Tages wurde ihm angekündigt, wenn er nicht bis zu dem und dem Datum Berlin mit seinen Truppen verlassen habe, werde seine Gemahlin punkt 3 Uhr in Stettin aufgehängt werden. Es war dies seine Essensstunde. Am bestimmten Tage setzte er sich zu Tische, sah nach der Uhr und sagte: „Es ist 3 Uhr. Ob sie ihr wohl gehängt haben? Ich glaube kaum." Der Zwischenfall soll beim Einzuge auf dem Gendarmenmarkte vorgekommen sein, die Drohung sich nur auf den Einzug bezogen haben. Hohenlohe-Ingelfingen, Aus meinem Leben. I.

Die Bonner Studenten und die Steuerverweigerung.

Der Beschluß der preußischen Nationalversammlung vom 15. November 1848, der Regierung solange die Steuern zu verweigern, bis die Versammlung wieder ungestört in Berlin tagen könne, hatte allenthalben Volksversammlungen hervorgerufen, um die Steuerverweigerung durchzusetzen. Die Bonner Studenten ver-

trieben die Steuerbeamten von den Toren der Stadt. — Karl Schurz erzählt:

[Es schien] uns nötig, uns der Maschinerie der Steuerverwaltung in größerer Ausdehnung zu bemächtigen, und am nächsten Tage begab sich ein Komitee, von welchem auch ich ein Mitglied war, auf das Rathaus, um von demselben Besitz zu ergreifen. Der Bürgermeister empfing uns recht höflich, hörte ruhig an, was wir ihm über die bindende Kraft der von der höchsten gesetzgebenden Autorität beschlossenen Steuerverweigerung auseinandersetzten, und suchte dann uns mit allerlei ausweichenden Redensarten hinzuhalten. Endlich wurden wir ungeduldig und verlangten eine augenblickliche und bestimmte Antwort, nach der sich unsere weiteren Maßregeln richten würden. Plötzlich bemerkten wir eine Änderung in des Bürgermeisters Gesichtsausdruck. Er schien auf etwas zu horchen, das draußen vorging, und dann, immer noch höflich, aber mit einem triumphierenden Lächeln auf den Lippen, sagte er: „Meine Herren, die Antwort wird Ihnen wohl jemand anders geben. Hören Sie das?" Nun horchten auch wir auf und hörten den noch entfernten aber sich rasch nähernden Schall einer Militärmusik, die im Marschtakt die preußische Nationalhymne spielte: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?" Immer näher klang die Musik eine vom Rhein führende Straße herauf. In wenigen Minuten erschien sie auf dem Markt und hinter ihr der schwere Marschtritt einer Infanteriekolonne, die bald den ganzen Marktplatz zu füllen schien. Unsere Unterredung mit dem Bürgermeister war natürlich damit zu Ende, und wir fanden es seinerseits recht anständig, daß er uns überhaupt von sich ließ. Karl Schurz, Erinnerungen. I.

Aufruf der National-Versammlung an das Volk.

15. November 1848.

... In dem schweren Augenblicke, wo die gesetzliche Vertretung des Volks durch Bajonette auseinandergesprengt wird, rufen wir Euch zu: Haltet fest an den errungenen Freiheiten, wie wir mit allen unseren Kräften und unserem Leben dafür

einstehen, aber verlaßt auch keinen Augenblick den Boden des Gesetzes. Die ruhige und entschlossene Haltung eines für die Freiheit reifen Volkes wird mit Gottes Hülfe der Freiheit den Sieg erringen! Flugblatt. Friedländersche Sammlung.

Theodor Mögling an Emma Herwegh.

Mögling, Freund Heckers, später im badischen Aufstand 1849 Mitglied der provisorischen Regierung.

Straßburg, 4. Dezember 1848.

Ich bin nur froh, daß die badische Regierung den Struve gefangen hat, dies ist ein wahres Glück für uns, denn Struve hätte uns noch mehr Schaden angerichtet. Auf diese Art nützt er uns als Märtyrer, kann uns aber nichts schaden. Seine Frau sitzt immer noch in Freiburg, soll aber einen liebenswürdigen Untersuchungsrichter haben.

Marcel Herwegh, Briefe von und an G. Herwegh.

Michael Bakunin an Georg Herwegh.

Köthen, 8. Dezember 1848.

... „J'attendrai Monseigneur!" — Das ist meine Antwort auf die triumphierende Reaktion, — und die Anarchie, die Zerstörung der Staaten, wird doch bald kommen müssen. — Aber sehr oft habe ich an Dich gedacht und Dir recht gegeben, als ich die Verhältnisse und die Vorgänge in Deutschland näher sah. Ich erinnerte mich an die Worte, die Du mir in Paris, vor der Revolution, so oft wiederholt hast: „Die erste Revolution in Deutschland wird für uns nichts Tröstliches haben, da sie der Sieg der bourgeoisen Niederträchtigkeit sein wird." — Wie groß die Niederträchtigkeit des deutschen Philisters ist, das habe ich erst jetzt in vollem Maße gesehen. Nirgends ist der Bourgeois ein liebenswürdiger Mensch, aber der deutsche Bourgeois ist niederträchtig mit Gemütlichkeit. Marcel Herwegh, Briefe von und an G. Herwegh.

Moritz von Schwind an seinen Freund Thäter.

München, 9. Dezember 1848.

Musik ist mir lieber als Gesinnungstüchtigkeit, wie man sie jetzt trägt. Ich frage nur, wenn in der ganzen Bewe-

gung ein Funke von Nationalstolz oder auch nur vom ordinärsten Patriotismus wäre, ob man es nicht schon in den Kunstforderungen spüren müßte? Ich habe neulich das „Es lebe die Freiheit hoch“ im Don Juan wütend applaudieren hören. Die Freiheit, zu morden und Schulden zu machen, die Freiheit des Urlumpen, die samt ihm in einer halben Stunde der Teufel holt. Man muß wenigstens gestehen, die Leute sind nicht schüchtern.

Friedrich Wilhelm IV. an Josias von Bunsen.

Bunsen hatte an den König geschrieben: „Das Parlament kommt in der Person seines edlen Führers [Gagern], um die Reichskrone zu bieten — und die Fürsten werden nicht ausbleiben!“

Potsdam, 13. Dezember 1848.

Sie sagen (wörtlich wie Herr v. Gagern mir sagte am 26. und 27. v. Mts.): „Sie wollen die Zustimmung der Fürsten [zur Kaiserkrone]; gut und recht, die sollen Sie haben.“ Aber, mein theuerster Freund, da liegt der Hund begraben: ich will weder der Fürsten Zustimmung zu der Wahl, noch die Krone. Verstehen Sie die markirten Worte?

Ich will Ihnen das Licht darüber so kurz und hell als möglich schaffen. Die Krone ist erstlich keine Krone. Die Krone, die ein Hohenzoller nehmen dürfte, wenn die Umstände es möglich machen könnten, ist keine, die eine, wenn auch mit fürstlicher Zustimmung eingesetzte, aber in die revolutionäre Saat geschossene Versammlung macht (dans le genre de la couronne des pavés de Louis Philippe) [in der Art der Straßenpflaster-Krone Louis Philipps], sondern eine, die den Stempel Gottes trägt, die den, dem sie aufgesetzt wird nach der heiligen Oelung, „von Gottes Gnaden“ macht, weil und wie sie, mehr denn 34 Fürsten [die alten Kaiser] zu Königen der Deutschen von Gottes Gnaden gemacht und den Letzten immer der alten Reihe gesellt. Die Krone, die die Ottonen, die Hohenstaufen, die Habsburger getragen, kann natürlich ein Hohenzoller tragen, sie ehrt ihn überschwänglich mit tausendjährigem Glanze. Die aber, die Sie — leider meinen, verunehrt überschwänglich mit ihrem Ludergeruch der Revolution von 1848, der albernsten, dümmsten,

schlechtesten, — wenn auch, Gottlob, nicht bösesten dieses Jahrhunderts. Einen solchen imaginären Reif, aus Dreck und Letten gebacken, soll ein legitimer König von Gottes Gnaden und nun gar der König von Preußen sich geben lassen, der den Segen hat, wenn auch nicht die älteste, doch die edelste Krone, die Niemand gestohlen worden ist, zu tragen? ... Ich sage es Ihnen rund heraus: Soll die tausendjährige Krone deutscher Nation, die 42 Jahre geruht hat, wieder einmal vergeben werden, so bin ich es und meines Gleichen, die sie vergeben werden. Und wehe dem, der sich anmaßt, was ihm nicht zukommt!

Ranke, Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen.

Hans Viktor von Unruh über das Resultat des Jahres 1848.

Stellt man sich jetzt (1877) nach 29 Jahren die Frage: Was ist durch die Kämpfe des Jahres 1848 in Preußen erreicht worden, sind dieselben nützlich oder schädlich gewesen — und bemüht man sich, diese Frage möglichst objektiv, aber doch vom liberalen Standpunkt zu beantworten, so läßt sich gar nicht verkennen, daß trotz der vielen und großen Fehler, die auf allen Seiten damals gemacht worden sind, jene Vorgänge des Jahres 1848 die Grundlagen unserer politischen Entwicklung und unserer heutigen politischen Zustände bilden, die kein liberaler Mann und kaum ein Konservativer, der nicht reaktionär ist, mit denen vor 1847 vertauschen möchte. Ja, die Reaktion selbst dürfte nicht geneigt sein, zu jener Zeit absoluter, bureaukratischer Willkür zurückzukehren. Gewiß wäre es besser gewesen, wenn die Regierung schon lange vor 1848 die Hand zu den unbedingt notwendigen organischen Umformungen des Staates geboten hätte; aber daran war bei der Persönlichkeit Friedrich Wilhelms IV. gar nicht zu denken... Wir alle waren im Jahre 1848 politische Dilettanten, um nicht zu sagen: politische Kinder. Wir klebten am Rotteck-Dahlmannschen konstitutionellen Schematismus und glaubten, mit Verfassungsparagraphen lasse sich alles Wünschenswerte erreichen. Wir

haben erst durch bittere Erfahrungen lernen müssen, daß es auf tatsächliche Umgestaltungen im Staat ankommt und insbesondere auf Organisationen, die eine ruhige konsequente Fortbildung, möglichst ohne Sprünge und Experimente, zu ermöglichen geeignet sind. v. Unruh, Erinnerungen.

Die Oktoberrevolution in Wien und die Reaktion in Österreich.

Ende August brachen in Wien wie schon im Mai Arbeiterunruhen aus. Am 28. September wird in Pesth der Graf Lamberg, den der Kaiser zum Oberbefehlshaber aller Truppen in Ungarn ernannte, ermordet. Am 3. Oktober ernennt der Kaiser den Banus Jellachich an seiner Stelle zum Oberbefehlshaber und Stellvertreter des Königs von Ungarn und löst den Reichstag in Pesth auf. In Wien bricht die Revolution aus. Der Kriegsminister Latour wird am 6. Oktober scheußlich ermordet, der Kaiser flieht mit dem Hof nach Olmütz. Die Truppen treten zum Volk über. Der Banus marschiert auf die tief erregte Hauptstadt los. Am 20. Oktober erhält Fürst Windischgrätz den Oberbefehl, rückt gegen Wien und verhängt den Belagerungszustand. Das Reichsministerium in Frankfurt sucht vergeblich zu vermitteln, das Verhängnis führt Robert Blum mit Julius Fröbel nach Wien. Messenhauser, ein wortreicher und unklarer Schwärmer, befehligt mit dem Polen Bem in der hartbedrängten Stadt. Eine ebenso oberflächliche wie zügellose Presse verwirrt die trostlosen, unhaltbaren Zustände. Windischgrätz fordert unbedingte Unterwerfung. Das Arbeiterproletariat, wie überall der Kern der entschlossenen Kämpfer, weigert sich, den Kampf aufzugeben. Windischgrätz macht am 26. und 28. Oktober siegreiche Angriffe, am 30. wird die Kapitulation von Hetzendorf unterzeichnet; da dringt die Kunde vom Nahen der Magyaren in die Stadt; Messenhauser bricht die Kapitulation. Ein neuer, verzweifelter Kampf entsteht; die Ungarn unter Moga werden von Jellachich zurückgeworfen. Am 1. November kapituliert Wien. Einige der Hauptschreier, wie Tausenau und Häfner, hatten sich schon am 6. Oktober in Sicherheit gebracht. Bem, Pulszky, Fenneberg, der famose Chaises wurden unerkannt durch das kroatische Lager gelassen. Mit dem Falle Wiens schließt die Revolution in den österreichischen Stammländern. In Ungarn sind die Magyaren unter Görgey und Klapka lange siegreich. Erst im Jahre 1849, am

13. August, tritt bei Világos die Entscheidung ein. Görgey streckt mit 23000 Mann vor den Russen unter Paskiewitsch die Waffen. Der österreichische General Haynau richtet ein empörendes Schreckensregiment der Verfolgung ein, so daß Lord Palmerston Einspruch erhebt.

Grillparzer.

Feldmarschall Radetzky.

Anfang Juni 1848

Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!
Nicht bloß um des Ruhmes Schimmer,
in deinem Lager ist Österreich,
wir andern sind einzelne Trümmer.

Aus Torheit und aus Eitelkeit
sind wir in uns zerfallen;
in denen, die du führst zum Streit
lebt noch ein Geist in allen...

Das Gedicht erregte, in Tausenden von Exemplaren verbreitet, stürmische Begeisterung im österreichischen Heer, in Wien brachte es den Dichter, der Josephiner und strammer Zentralist war, in den Ruf eines „Schwarzgelben", d. h. Reaktionärs. Später verwahrte sich Grillparzer in einer seiner vielen nicht veröffentlichten Glossen zur Tagesgeschichte gegen die Rolle eines Parteigängers der Säbelherrschaft:

Feldmarschall oder Feldwebel,
Sie schätzen doch nur den Säbel.
Soll die Dichtkunst sich ihnen empfehlen,
Ist's als Branntwein für die Seelen.

Friedrich Hebbel.

Tagebücher. 20. Juni 1848.

Man reißt jetzt das Pflaster des Staats und der Gesellschaft auf. Ich habe dabei ein eigentümliches Gefühl. Mir ist, als ob dem Bau, der jetzt zerstört wird, uralte Erfahrungen zugrunde lägen, aus Zuständen gewonnen, wie sie jetzt wieder im Anzug sind, als ob jeder Pflasterstein auf der umgekehrten Seite die Inschrift trüge: auch wir wissen, daß dies ein Pflasterstein ist, wenn wir ihm gleich das Bild eines Gottes aufgeprägt haben; seht ihr zu, wie ihr ohne

Pflastersteine, die man für mehr als Pflastersteine hält, fertig werden wollt.

Friedrich Hebbel über den Arbeiteraufruhr zu Wien am 23. August 1848.

Nach dem Barrikadenaufstand am 15. Mai hatte das Ministerium der Arbeiten beschlossen, Arbeiter auf Staatskosten zu beschäftigen. Am 21. August mußte es den Tagelohn um fünf Kreuzer herabsetzen. Infolge dieser Maßregel brachen Arbeiterunruhen aus, die am 23. August zu einem blutigen Zusammenstoß der Praterarbeiter mit der Sicherheitswache (Munizipalgarde) führten. Hebbel erzählt in der Augsb. Allg. Zeitung:

Heute, Mittwoch, kam es zur Krisis, und leider ist es diesmal nicht wie vorgestern ohne Opfer abgegangen. Der Hergang war dieser. Am Morgen bereits machten die im Prater auf ihrem gewöhnlichen Arbeitsplatz versammelten Arbeiter, statt wie sonst ans Werk zu gehen, ihrem Unmut dadurch Luft, daß sie aus Lehm eine Puppe kneteten, die den Minister der Arbeiten (Schwarzer) vorstellen sollte, und diese feierlich unter allerlei charakteristischen Zeremonien begruben. Dabei erhitzten sie sich mehr und mehr, tumultuarische Szenen traten ein, und zwei Sicherheitswachen, die sich, wahrscheinlich der Beschwichtigung halber, unter sie gemischt hatten, wurden erschlagen, nach dem einen Gerücht aufgehängt, nach dem andern erwürgt. Inzwischen war die Nationalgarde, zunächst der Leopoldvorstadt, alarmiert worden und zahlreich ausgerückt. Die Arbeiter schickten sich an, unter vorangetragenen Fahnen in die Stadt zu ziehen, und am Anfang der Jägerzeile, auf dem sich dort nach allen Seiten ausdehnenden freien Platz, kam es zum Zusammenstoß. Die Zahl der Gefallenen und Verwundeten wird so höchst verschiedenartig angegeben, daß ich nichts darüber sagen will; drei erschossene Arbeiter habe ich selbst liegen sehen...

Wer trägt die Schuld? Wahrlich nicht die Arbeiter selbst, denn die sind im Kern brav und gut, sondern die Hohlköpfe, die unbekümmert um die Natur der Dinge, und den in der realen Welt allein gültigen Maßstab der Gerechtigkeit und der Möglichkeit verschmähend, ihnen ihre eigenen unreifen

sozialistischen Träumereien einimpften, und die freilich noch unendlich viel schlechteren Spekulanten, die sich durch eine Massenbewegung in die Höhe bringen möchten. Ich weiß sehr wohl, daß Blut nicht unter allen Umständen ein zu kostbarer Saft ist, und würde mich leicht dareingefunden haben, wenn im März, wo es das Heiligste galt, ganze Ströme vergossen worden wären. Aber ich habe heute nicht ohne herzzerreißendem Schmerz die drei Leichen, deren ich oben erwähnte, erblicken können, denn ich mußte mir sagen: sie haben sich allerdings Gewalttätigkeiten erlaubt, aber sie waren in einem Irrtum befangen, den sie selbst nicht als solchen erkennen konnten, und sie sind von jedem Standpunkt aus beklagenswert. Obendrein soll die Sicherheitswache sich, wie ich aus sehr glaubwürdigem Munde vernahm, arge Rohheiten gestattet und sogar bei ihrer Rückkehr in die Stadt grüne Reiser aufgesteckt haben, als ob sie von einer ruhmwürdigen Schlacht käme. Ich hatte auch bei diesem Anlaß wieder Gelegenheit, den gesunden Sinn der noch immer so hart gedrückten Mittelklassen, für die gar nichts geschieht, zu bewundern. „Das alles" — sagte ein alter Handwerksmann zu mir — „gehört noch mit auf Metternichs Rechnung. Hätte der uns seit 1815 langsam, Knopf nach Knopf, den Rock aufgeknöpft, wie weit würden wir schon sein!" Dabei beklagte er aufs wärmste das Schicksal des Kaisers Ferdinand. „Den alten Franz hätt's treffen sollen — setzte er mit blitzenden Augen hinzu — könnt' ich den wecken, noch heute müßt' er mir heraus!"

Ermordung des Grafen Lamberg in Budapest
am 28. September 1848.

Der General Graf Lamberg wurde mit der Aufgabe betraut, als außerordentlicher königlicher Kommissarius den Befehl über alle Truppen in Ungarn, über die kroatischen Heerhaufen und über die ungarischen Truppen zu übernehmen und die Waffenruhe in Ungarn wiederherzustellen. Graf Lamberg war ein humaner Mann, dazu den Ungarn wohlgesinnt. Er ging nach Pesth, um sich vom Präsidenten des ungarischen Ministeriums, dem Grafen Batthyány, sein Patent als außerordentlichen Kommissars bestätigen zu lassen. Batthyány war fern, Kossuth hatte den Fanatismus der Magyaren

aufs höchste entfacht. — Über die Vorgänge am 28. Dezember berichtet ein in Budapest lebender Deutscher:

[Lamberg war aus der Generalkommandantur in Ofen nach Pesth geflüchtet. Die rasende Menge fand ihn auf der Festung nicht.] Während sich dies auf der Festung zutrug, wurde in beiden Städten Alarm geschlagen, alle Gewölbe wurden gesperrt, die Nationalgarde rückte aus, und die Straßen wogten vom Volke, den Freiwilligen und den Bauern.... Der unglückliche Graf Lamberg, der im Vertrauen auf die Unverletzlichkeit eines Königlichen Kommissars ohne Begleitung und Bedeckung nach Ofen gekommen war, hatte mittlerweile einen Fiaker aufgefunden und fuhr über die Schiffbrücke nach Pesth, den sicheren Schutz des Gesetzes zu erreichen. Auf der Mitte der Brücke stand ein Haufe Nationalgarden und Sensenmänner... Ein paar Wiener Legionäre waren an der Spitze. Diese hielten den Fiaker auf und erkannten den Grafen Lamberg. Einer trat vor mit der Frage: „Wer sind Sie?" „Der königliche Kommissär Graf Lamberg", war die feste Antwort. „Dann fahre zur Hölle!" schrie der Akademiker und spaltete ihm den Kopf. Und dann folgte eine Szene, die schwer wiederzugeben ist: Man riß den halbtoten, schrecklich blutenden Grafen aus dem Wagen und schleifte ihn über die Brücke — die Blutspur war bis in die Stadt zu verfolgen. Man durchstach ihn mit Bajonetten, schnitt ihm die Glieder mit den Sensen ab, schlitzte ihm den Leib auf, daß die Eingeweide herausquollen. In der großen Bankgasse angelangt, wurde der Leichnam des Ermordeten, Verstümmelten vom Pöbel in Empfang genommen. Man zerrte und riß ihn hin und her — seine ganze Kleidung wurde buchstäblich in Fetzen gerissen, man zerstampfte ihn mit den Füßen — spießte ihn auf Bajonette und zeigte die Leiche dem teuflisch jubelnden Pöbel... Endlich langte der Menschensturm am Invalidenpalais an. Dem Körper des Grafen Lamberg, in dem man mit Mühe die Menschengestalt erkannte und dem die letzten Fetzen vom Leibe gerissen waren, wurde ein Strick um den Hals gebunden, in diesem Zustand wollte man ihn auf einen Laternenpfahl aufhängen.

Die Nationalgarde verhinderte es — die geschändete Leiche wurde ins Invalidenpalais gebracht und von dort während der Nacht ins Rochusspital geschafft.

Dunder, Denkschrift über die Wiener Oktober-Revolution.

Franz Grillparzer.

Ungarn.

Ihr habt bei Nacht und Nebel gekriegt,
und euer Feind, er liegt besiegt;
doch als man die Leiche beim Licht erkannt,
da war's euer eigenes Vaterland.

A la lanterne!

Am 4. Oktober, eine Woche nach der Ermordung Lambergs in Pest und zwei Tage vor der Ermordung Latours in Wien erschien dies Gedicht im „Politischen Studenten-Courier", Nr. 91, redigiert von Adolf Buchheim und Oscar Falke, zu Wien.

Wie in den Krisen aller Revolutionen ruft hier die Furcht nach dem Schrecken.

Sie lernen nichts, sie lernen nichts
die Herrn Hochwohlgeboren!
Vergeblich schmettert des Gerichts
Posaune ihren Ohren,
daß golden nur aus schwarzer Nacht
das Morgenrot der Freiheit lacht
nach blutig schweren Wehen,
sie mögen's nicht verstehen!
Weil denn die Herrn von besserm Blut
die neue Zeit nicht lernen,
so hängt die Herren kurz und gut
hoch, hoch! an die Laternen!...

Sie lernen nichts, sie lernen nie,
die Kron' und Purpur tragen;
des Schicksals Rächerfaust hat sie
mit Blindheit ganz geschlagen.
Sie träumen noch die alte Zeit:
im Blut des Volks die Herrlichkeit
des Purpurs neu zu baden,
die Herrn von Gottes Gnaden.

Weil kein Tyrann in Gnad' geruht,
des Volkes Recht zu lernen:
hängt die Tyrannen kurz und gut
hoch, hoch! an die Laternen!

Mein deutsches Volk! so lerne du
dein eignes Heil verstehen,
laß nicht in träger Rast und Ruh
die Freiheit untergehen!
  Der Feinde Losungswort ist Blut,
  sie stehn im Dunkeln auf der Hut,
  sie schmieden neue Ketten!
  Ihr Blut nur kann dich retten!
Wie schwer's auch sei! Mit starkem Mut,
mein Volk, du mußt es lernen:
Tyrannen, Pfaffen, Sklavenbrut
hoch, hoch! an die Laternen!

v. Helfert, Der Wiener Parnaß im Jahre 1848.

Die Ermordung des Kriegsministers Latour
am 6. Oktober 1848.

Theodor Graf Baillet de Latour, k. k. Feldzeugmeister und Kriegsminister, geb. 15. Juni 1780 zu Wien; machte die französischen Feldzüge mit. Im Jahre 1814 war er Chef des Generalstabs des 8. verbündeten Armeekorps unter dem Kommando des Kronprinzen von Württemberg. — Während des Straßenkampfes am 6. Oktober kam ein Adjutant Latours in den Reichstag und bat dringend, es möchten einige Reichstagsabgeordnete ins Kriegsministerium gehen, — der Kriegsminister schwebe in Gefahr, aufgehängt zu werden. Latour hatte sich pflichtgemäß um die Schlagfertigkeit des Heeres bemüht und mit Windischgrätz und Jellachich Beziehungen unterhalten. — Eine tobende Menge drängte in das Kriegsgebäude und suchte nach dem verhaßten Minister. Latour wollte erst nicht fliehen. Schließlich versteckte er sich in einer Dachkammer des zweiten Stocks. Der Pöbel erfüllte schon das Kriegsgebäude. Mehrere Reichstagsmitglieder erklärten, Latour unter ihren Schutz zu nehmen, wenn er seinen Rücktritt vom Ministerium schriftlich gäbe. Offiziere, die Latours Versteck wußten, übermittelten ihm dies Ansinnen. Latour verließ sein Versteck und schrieb in einem Zimmer des vierten Stocks seinen Rücktritt eigenhändig nieder mit den Worten: „Mit Genehmigung Seiner Majestät bin ich bereit, meine Stelle als Kriegsminister niederzulegen. Wien, am 6. Oktober

1848. Latour m. p. F. Z. M." Schon waren aber einzelne aus der Menge in den vierten Stock gedrungen, Latour konnte nicht mehr in sein Asyl zurückkehren, sondern trat durch einen kleinen finstern Gang in ein geheimes Gemach des vierten Stocks. Indes gab sich der Pöbel nicht mit Latours Abdankung zufrieden. Die Reichstagsabgeordneten Smolka und Sierakowski, ein Nationalgardeoffizier und ein bewaffneter Arbeiter, erklärten, ihn im bürgerlichen Zeughaus in Sicherheit bringen zu wollen. Es war zu spät. — W. G. Dunder, Platzoberleutnant bei der Wiener Nationalgarde, erzählt:

Es war gegen 4 Uhr, der Volksauflauf wurde immer größer, das Toben lauter und ungestümer, die Gänge waren voll besetzt, man mußte sich durch dieselben drängen; Hauptmann Adjutant (Latours) Niewiadomski suchte durch das Volk zu kommen, da er für Latours Leben alles befürchtete, hatte ein Blatt Papier in Händen, die Abdankung Latours betreffend, und wollte in den Reichstag, um denselben von der Gefahr, in der sich der Kriegsminister befinde, in Kenntnis zu setzen, und Hilfe von demselben zu begehren; aber er wurde, nachdem die ihn Umringenden den Inhalt des frisch mit Sand bestreut Geschriebenen gelesen hatten, von denselben gepackt, angehalten, und unter Androhung des Todes gezwungen, den Aufenthalt des Kriegsministers anzuzeigen, welches er verweigerte, und nach langem Zögern, unter immerwährender Androhung, endlich eine ihm beliebige Lokalität als Zufluchtsstätte des Kriegsministers bezeichnete. Ein Teil stürzte sofort nach dem bestimmten Orte, ein anderer Teil hielt ihn als Geisel gefangen; er wurde in ein Zimmer gedrängt, und selbiges förmlich vom Volk und Garden bewacht. [Niewiadomski entkam trotzdem in die Reichsversammlung]. Während sich obiges in den unteren Räumen des Kriegsgebäudes zutrug, hörte der Kriegsminister im 4. Stockwerke die Worte Smolkas und den von ihm gemachten Antrag, worauf er selbst aus dem finstern Gang hervortrat und sich in den Schutz Smolkas, Sierakowskis, des Nationalgardeoffiziers und des Legionärs stellte. Latour war [beim Herabsteigen über die Treppe auf den Hof] zwar hart bedrängt, aber bisher unverletzt geblieben. Im Hofe nächst dem Brunnen stürzte aber das in demselben befindlich gewesene Volk auf die Gruppe los, dieselbe wurde

hin und her gedrängt, vergebens gaben sich Smolka und Sierakowski, sowie der vorerwähnte Legions- und Nationalgardeoffizier alle Mühe, das Leben Latours, der unterhalb eines Gitterfensters stand, zu schützen, sie wurden von ihm weggedrängt; ein Arbeiter schlug dem Kriegsminister den Hut vom Kopfe, andere fingen an, ihn bei den Haaren zu reißen, er suchte sich mit den Händen zu wehren, welche bereits bluteten; der Hauptmann Leopold Graf Gondrecourt deckte ihn mit seinem Körper und blutete an den Händen, — endlich gab ihm ein als Arbeiter gekleideter Magyar einen tödlichen Schlag mit dem Hammer von rückwärts auf den Kopf, und ein Mann in einem grauen Rock mit einem Pioniersäbel einen Hieb über das Gesicht, ein anderer einen Bajonettstich durch die Brust, und so empfing er noch viele Wunden mit allerlei Instrumenten, unter denen er mit den Worten: „Ich sterbe unschuldig", seinen Geist aufgab. — — Ein Volksjubel hallte durch die Luft über diese Tat... Hierauf knüpften ihn die Mörder mit einer Schnur auf das Fenstergitter. Hier hing der Leichnam etwa zehn Minuten. Die Schnur riß infolge der mit dem Leichnam verübten Schändlichkeiten. — Darauf schleiften sie ihn, — mehrmal liegen lassend, — und auf den Ruf: Militär! entfliehend, dann wieder zurückkehrend, aus dem Hofe auf den Platz am Hof vor das Kriegsgebäude, wo sie ihn abermals mit einer Schnur am Gaskandelaber vor der Hauptwache aufknüpften. — Sie stachen und schossen nach ihm, er fiel herab, sie rissen ihm die Kleider vom Leibe und schändeten den Leichnam auf eine unerhört kannibalische Weise, indem sie ihn entkleidet wie er war verspotteten, verhöhnten und damit alle Greuel verübten, sie tauchten ihre Sacktücher in sein Blut, und sprangen jubelnd herum... Die Grenadiere standen, Gewehr bei Fuß, auf der Hauptwache. Der wachhabende Hauptmann hielt sich an den letzten Befehl des Ministers, nicht einzugreifen. Ein blonder, etwa 17—20jähriger Bursche mit aufgestreiften Hemdärmeln in einer weißen Jacke und quadrillierten Beinkleidern, dem Aussehen nach ein Schank- oder Fleischerknecht, verrichtete diesmal das Aufknüpfen mit Zuhilfenahme zweier

Militär-Mantelriemen. So hing Latour da, anfangs in Frack und Bluse, dann im Hemd, Unterkleidern und Socken, endlich ganz nackend bis in die späte Nacht.

Dunder, Denkschrift über die Wiener Oktober-Revolution.

Die Universität Wien im Oktober 1848.

Adolf Pichler erzählt: An der Treppe der Universitätskirche saßen die rußigen Bahnarbeiter, wie es schien, mehr zur Tat als zum Wort aufgelegt; in der Faust trug jeder eine fünf bis sieben Fuß lange Eisenstange, welche unten zu besserer Führung einen Handgriff hatte, nach oben in eine breite scharfgeschliffene Lanzenspitze ausgeschmiedet war. Das Universitätsgebäude verleugnete jede Spur seiner ursprünglichen Bestimmung; der ernste Geist der Wissenschaft schien für immer vor dem Lärm des Kasernenlebens gewichen zu sein. In den Hörsälen lag Stroh ausgebreitet, auf dem Soldaten und Studenten, die Waffen an der Seite, ganz gemütlich schliefen, von den Wänden schauten verwundert die Bildnisse der hochansehnlichen gelahrten Herren nieder, welche hier einst ihre Foliantenweisheit vortrugen. Einem mit ungeheurer Allongeperücke war das Gesicht ausgeschnitten und dafür eine Affenlarve eingesetzt. Dort, wo einst der Katheder stand, bot eine nicht eben züchtige Dirne Zigarren und Mohnkuchen feil, in der Mitte des Saales hockte auf umgestürzten Bänken eine lustige Schar von Rauchern, die sich über ein Studentlein lustig machten, das in einem Reiterküraß mit dem großen Helme aussah wie eine Maus unter dem Topf. Andere schwangen halbtrunken Blechschalen mit Zehentwein, den irgend jemand der Aula verehrt hatte. Diese bildete in der Tat den Ausgangspunkt jeder Maßregel, die eine kräftige Durchführung forderte, denn die Feuerköpfe hatten hier weder Rast noch Ruh, und würden gewiß, wenn ein Anlaß zum Handeln fehlte, ihn vom Zaune gebrochen haben. Es ist klar, daß die Wiener Universität, wenn sie in diesem Zustande verblieben wäre, auch nicht einmal den bescheidensten Ansprüchen, wie sie der Staat an eine Lehranstalt zur Bildung seiner Bürger stellen muß, entsprochen

hätte. Alle Fugen waren gesprengt, wer sollte die Glieder einrenken! Da war wohl mancher Hamlet, der vom Weltgeiste salbaderte, aber kein Mann, zu handeln mit genialer Kraft. Das war die schwerste Schuld, die auf den Machthabern der Vergangenheit lastete: daß sie aus Furcht und Selbstsucht nirgends die Bürger für den Staat erzogen; nun tobte das Volk unaufhaltsam wie bei den Klängen von Oberons Horn; die es bliesen, waren selten rein, oder bloße Phantasten, viel häufiger kalt rechnende Spekulanten. Pichler, Das Sturmjahr.

Bilder aus Wien vom 12. Oktober bis zum 2. November 1848.

Aus Berthold Auerbachs „Tagebuch aus Wien".

12. Oktober.

Man hatte die Leiche eines Studenten [in den Hof der Aula] gebracht, die man nach dem Abzuge des Militärs vom Belvedere dort gefunden. Die Leiche war schauderhaft verstümmelt, die Augen ausgestochen, der Mund aufgeschlitzt bis zu den Ohren, die Nase abgehackt, der Bauch aufgeschlitzt, alle Raserei des zum Ungeheuer gewordenen Menschen war verübt. Ein Heulen und Racherufen, herzerschütternd wie noch nie, hörte ich hier. Die Frauen zerflossen in Tränen und Wehklagen, und die Männer, nicht Studenten, nicht Proletarier, hoben ihre Waffen zum Himmel und schwuren Rache an dem Hause Habsburg und an Ferdinand „Dem Gütigen". Ich sah einen alten wohlbeleibten Mann, die hellen Tränen liefen ihm über die Wangen und er konnte nur noch heiser die Worte rufen: „Rache an Habsburg! So läßt uns der gute Kaiser ermorden, weil ein Einziger [Latour] ermordet worden." Ich sah hier das empörte Herz des gutmütigsten Volkes und erkannte, wohin man es treiben kann durch schmählichen Verrat. „Zum Reichstag! zum Reichstag!" erschollen plötzlich die Stimmen und „zum Reichstag!" schrie alles. Mit einer schwarzen Fahne vorauf trug man die Leiche hin, die Reichstagsmitglieder mußten sehen, wie die Truppen des Kaisers mit dem Volke umgingen. Schuselka kam herab und beruhigte mit wenigen

Worten das zum äußersten gereizte Volk, und als der Abgeordnete Fürst Lubomirski die Leiche sah, verfiel er plötzlich in Wahnsinn und „o Jellachich! o Jellachich!“ soll sein Ruf gelautet haben, bevor er in Raserei verfiel.

13. Oktober.

Das erste Plakat von Messenhauser [dem neuen Oberkommandanten] ist da; er spricht von den Stunden, „wo jeder Tag ein Blatt der Weltgeschichte füllt“ und dann „versenken wir trübe Erinnerungen in den ewigen Strom des Vergessens“. Ich kann nicht begreifen, wie man noch solche abgenutzten Phrasenschablonen verwenden mag, aber je mehr ich unter den Lesenden aufmerksam beobachte, um so mehr sehe ich, daß derartiges Wortgetrommel hier noch gewaltigen Eindruck macht. Es ist ein kindliches Volk und ein südliches zugleich... Das Gerücht, daß Windischgrätz Truppen gegen Wien sammle, erhitzt alle Gemüter aufs neue.

16. Oktober.

Da begegnen uns zwei Studenten, hoch zu Rosse, mit weißen Mänteln angetan, auf unserm Heimwege. Sie sprengen nach dem Oberkommando. Du fröhliche Jugend! Du bist jetzt im Besitze aller Macht, alles Glanzes und der offenen Ausbreitung der Tatkraft! Wirst du einst ruhig ausdauern in den stillen Arbeitsstuben, wo niemand nach dir ausschaut? Wirst du nicht lässig werden, Tag für Tag zum Wohle deiner Mitmenschen unbeachtete Taten zu vollbringen, gehalten in den strengen Linien des Gesetzes?... Die Ungarn sollen nun doch wieder nahe sein. Messenhauser hat es bestimmt versichert.

17. Oktober.

Im Reichstage berichtet Schuselka, daß eine Deputation der Frankfurter Linken, bestehend aus Robert Blum, Fröbel, Hartmann und Trampusch, angekommen sei und eine Adresse überreicht habe.

19. Oktober.

Nach vielem Umherschlendern in den Straßen [der Vorstädte] lockte uns die große Trommel nach einem Zelte auf

freiem Platze unweit der Kaserne. Das war hier ein lustiger Auftritt. Am rechten Ende spielte eine volle Musikbande wiegende Ländler und herausfordernde Märsche, Jauchzen und Händeklatschen schallten darein. In der Mitte an linnengedeckten Tischen, darauf die Seidel Bier prangten, hatten mehrere Männer Schreibzeug vor sich und daneben lagen in einem offenen Papiere Sträuße von gemachten Blumen. Links bildete sich, sobald die Musik aufspielte, ein freier Raum und junge Männer unter sich oder mit schnell aus dem Umkreise eroberten Mädchen tanzten und sprangen, jauchzten und sangen... Wir sind also hier in einem Werbezelte der Mobilgarde. Jetzt schweigt die Musik. Eine hagere Gestalt in einem grauen Militärmantel, über den ein schwarz-rot-goldenes Band geschlungen, eine rote Studentenmütze auf dem Kopfe, unter der ein pfiffiges einäugiges Gesicht rechts und links ausschaut, wandelt rings um das Zelt und wiegt sich dabei auf den Sohlen offenbar nach einer Melodie, die ihm in der Seele spielt. Er hat den gezückten Säbel hoch emporgehalten und ruft: „Lustig! kommt nur! hier hat man ein schön und gut Leben, täglich 25 Kreuzer Münz, und man läßt sich nur auf einen Monat einschreiben; wer da nicht will, kann wieder fortgehen. Lustig! ein schön und gut Leben!"... Während der Pausen trat selten einer herein, sobald aber die Musik anzustimmen begann, da drängten sie sich an die Tische der schreibenden Offiziere, die eigentlich erst dadurch Offiziere wurden, wenn sie die nötige Vollzahl der Angeworbenen hatten... Immer frische drängten sich heran und der Jubel erneuerte sich immer wieder. In der Pause machte der Einäugige abermals seinen Rundgang; er war, wie ich hörte, einer von den übergegangenen Grenadieren, ein Korporal. — Sobald eine eigentümliche Zeit da ist, tauchen plötzlich auch die ihr entsprechenden eigentümlichen Figuren auf. Nur der Heros, nach dem alle ausschauen, will nicht kommen. Unser Stück Weltgeschichte spielt sich ohne einen Helden ab....

Empörend und erbärmlich ist das Verhalten der Ungarn: jeden Tag heißt es, sie kommen und sie kommen nicht, sie sind

vor Bruck, hinter Bruck, an der Grenze, über der Grenze, — es läßt sich nichts mehr darüber sagen.

24. Oktober.

Es kommen leider auch Exzesse in den Vorstädten vor, einzelne Bewaffnete machen Erpressungen, das Standrecht ist gegen dieselben verkündet. Das Wasser ist abgeschnitten, die Brunnen auf den öffentlichen Plätzen sind trocken.

25. Oktober.

Windischgrätz verkündet, wer die Waffen gegen ihn führte, der wird standrechtlich behandelt, und heute erläßt Messenhauser den Tagesbefehl, wonach „jeder Eingeborene bei Vermeidung standrechtlicher Behandlung die Waffen zum Schutze der Stadt zu tragen verpflichtet ist." Das sind glänzende Doppelaussichten.... Die Erlasse des Kaisers mit dem großen WIR am Anfange werden hier als Abkürzungen gedeutet. WIR heißt: Windischgrätz, Jellachich, Radetzky. Bemerkenswert ist, daß man auf Basteien und Vorposten keine eigentlich prinzipielle Bezeichnung für den gegenüberstehenden Feind hat, man sagt in der Regel nur: das Militär, nur wenige sagen: die Kaiserlichen. Die Sache, um die man kämpft, ist mehr zurückgetreten und nicht leicht in ein Wort zu fassen, der Kampf an sich ist eine Notwendigkeit und alles ist ein großes Duell, das man aufgenommen und mit Ehren durchfechten muß.

26. Oktober.

Die Taborlinie, Prater und Augarten sind vom Militär besetzt. Die Leopoldstadt soll nicht mehr zu halten sein. Rings um Wien steht alles in Flammen.

27. Oktober.

Noch spät am Abend lernte ich Messenhauser kennen. Sein Gesicht mit dem kleinen schwarzen Barte und den dunkeln Augen ist von nicht bedeutendem Ausdruck. Sein Behaben und seine Redeweise bekundet anspruchslose Gutmütigkeit. Er ist ein schwärmerischer Demokrat, aber das ist lange nicht genug, um eine Stellung außer der gewöhnlichen Reihe zu haben.

28. Oktober.

Das ist also der entscheidende Schlachttag. Man hört schon früh fernen Kanonendonner, durch die Straße wirbelt die Alarmtrommel, vom Stephan ertönt die Sturmglocke, und wenn der Generalmarsch sich weiter zieht, schallen rasche Pferdetritte dahin ... [Abends.] Grausenvoll war wiederum der Anblick des Brandes, der rings um die Stadt loderte, der ganze Himmel war flammenrot. Die Landstraße und die Leopoldstadt sind von den Truppen besetzt. In der Stadt wimmelt es von Geflüchteten aus den Vorstädten.

29. Oktober.

Der vierte Sonntag. Es ist Waffenstillstand. Die Fäulnis, die eine niedergeworfene Leidenschaft so leicht anfrißt, zeigte schon jetzt ihre ersten fleckigen Spuren. Namen, die man sonst nur mit höchster Verehrung nannte, wurden jetzt als verächtliche Verräter ausgerufen. „Demaskiere dich, demaskiere dich!“ riefen Gardisten [Bürgergarde] und Legionäre einander zu und dieses Wort klang wie verzweifelter Hohn.

30. Oktober.

Die Übergabe ist beschlossen. Das Plakat des Oberkommandanten, das dies an den Ecken verkündet, wird indes von Bewaffneten abgerissen und ich sehe nur noch Stücke davon. Was soll aus diesem Zustande werden? Schon begegnen uns Bekannte, die sich selbst zu erkennen geben müssen, denn sie sind durch Abnahme des Bartes und des Haupthaars sowie durch veränderte Kleidung ganz unkenntlich. Mittags erscholl nochmals die Alarmtrommel. Was gibt's? Die Ungarn sind da. Eben jetzt ist die Schlacht. Niemand will's glauben. Und doch, wer kann jetzt noch täuschen wollen? Alles greift wieder zu den Waffen. — Ein lang gehegtes sehnliches Verlangen wurde mir jetzt endlich erfüllt. Ich erhielt durch einen Reichstagsdeputierten die Erlaubnis, den Stephansturm mit ihm zu besteigen. Droben trafen wir große Aufregung. Bei der Glockenstube neben der Wohnung des Türmers waren an vier verschiedenen Seiten Tubusse aufgestellt. Ein Observierender nach dem andern ver-

kündet laut, was er sah und dieses wurde drinnen in dem Stübchen aufgeschrieben. Wir konnten noch ziemlich deutlich das Ende der Schlacht sehen; sie war in der Gegend von Inzersdorf. [Es war der Kampf der Magyaren unter Moga mit den kaiserlichen Truppen unter Jellachich bei Schwechat.] Ich sah die „Kaiserlichen" deutlich die Kanonen laden, die Plänkler in den Gräben liegen, die Reiterei aufgestellt und mitunter einen Verwundeten herbeischleppen. Messenhauser hatte bereits die Nachrichten in die Stadt hinabgeschickt und durch kleine Zettel verbreiten lassen, daß man eine Schlacht bemerke, über die sich noch nichts Bestimmtes sagen ließe, daß man aber auf alles gefaßt sein soll. Die Schlacht zog sich weiter weg, auch dies wurde hinab verkündet. Drunten in der Stadt wirbelten die Trommeln fortwährend, wir gingen weiter hinauf zu Messenhauser, der auf dem hölzernen Balkon, nahe der höchsten Spitze, seine Beobachtungen machte. Eine Leiter hinauf und wieder eine hinab stieg man hinaus auf den Balkon. Messenhauser sah sehr abgemattet aus, er schraubte mehrmals sein Teleskop auseinander und wieder zusammen. „Die tragische Parole unserer Tage, das ‚zu spät', scheint sich auch bei den Ungarn zu wiederholen", wurde gesagt. Messenhauser nickte, ohne zu antworten.

Er war in eine sehr mißliche Lage geraten. Drunten schilt man ihn feig und Verräter und von der letzten enthusiastischen Hoffnung bewegt, ließ er sich dazu verleiten, nach geschlossener Kapitulation Nachrichten über die Truppenbewegungen draußen durch den Druck zu verbreiten, und wenn auch nicht als Befehl, doch ziemlich deutlich zum feindlichen Ansichhalten der Waffen aufzufordern. Die schwankende Halbheit mit all ihrem Fluche senkte sich mit den Nebeln herab, die sich jetzt über die Gegend lagerten.

Als die Dämmerung eintrat, kamen abermals Gesandte auf den Turm. Dr. Becher und Löbenstein waren mit darunter. Sie verlangten unbedingt und augenblicklich die Abdankung Messenhausers, Fenneberg solle an seine Stelle treten. ... Messenhauser ging nun mit den Abgesandten hinab.... Wir gingen hinab in die Türmerstube. Als wir

eben im Begriff waren, weiter herabzusteigen, kam ein Befehl an: es sind in gehörigen Pausen innerhalb einer Viertelstunde sechs Signalraketen von der Spitze des Stephansturmes loszubrennen, unterschrieben: Fenneberg, Interimskommandant. — Also war's geschehen. — Die Raketen rauschten auf, und das Volk unten jauchzte und jubelte bei diesen hellen Feuerzeichen. Der Jubel drang laut zu uns herauf, die wir noch die dunkle Wendeltreppe hinabstiegen.

31. Oktober.

Es wird wieder Alarm getrommelt und Sturm geläutet. Ein Plakat, von Messenhauser und Fenneberg unterschrieben, fordert auf, die Waffen zu strecken, da die Ungarn geschlagen sind. .. Auf dem Platze, „der Brand" genannt, lagen in den dortigen offenen Buden Hunderte von Gewehren, Säbeln und Pistolen. Da kam ein Trupp Bewaffneter, unter ihnen war der einäugige Werber. Sie schimpften uns tapfer aus, weil wir so unbewaffnet dastanden. „Die Ungarn sind da," schrien sie, „sie sind draußen auf der Landstraße, sie haben die Kaiserlichen geschlagen, die sich nun in die Stadt flüchten. Wir müssen sie zurückschlagen; nur noch einmal Kampf, und alles ist gewonnen!" „Die Ungarn sind da," schrie der Einäugige immer. Als niemand mitging, zogen sie ruhig ihres Weges. — Der Stephansplatz, von heller Sonne beleuchtet, war wiederum leer. Dort stand eine verlassene Kanone, und bald kamen einige Männer und schoben sie fort. Jetzt kam Dr. Becher, er ging mitten in der Straße unbewaffnet, er hatte beide Hände in die Taschen seines rostfarbenen Rockes gesteckt. Als er mich sah, nickte er und ging vorüber. Wieder war alles leer, und draußen donnerte fortwährend das Geschütz; da kam ein hemdärmeliger Trommler allein um die Ecke. Er schlug unaufhörlich den wirbelnden Alarm, aber — niemand kam... Wir machten uns auf nach einer nahen Weinschenke. Gräßlich war's, wie ein hohnlachender Haufe unter einem Hoftore, akkompagniert von dem furchtbarsten Kanonendonner, das „Gott erhalte unsern Kaiser" anstimmte und dazwischen wieder Pfeifen und die erbittertsten Flüche auf das Haus Habsburg hören ließ. ... [Auerbach war in ein

Gasthaus gegangen.] Plötzlich klirrt eine Glastüre. Ein neuer Gast stürzt herein und ruft: Die Soldaten sind da! Totenstille herrschte in der ganzen Stube. Da ruft endlich einer: „Wenn sie kommen, sagen wir guten Abend." Die Zungen waren wieder gelöst. Wir gingen hinaus. Der Kanonendonner war verstummt. Ich ging nach Hause. Von der Burg her sah man ein großes Feuer.

Als ich zurückkehrend über den Platz am Hofe ging, sah ich dort mächtige zyklopische Gestalten bei Fackelschein mit großen Hämmern arbeiten; es waren Grenadiere. Sie hatten den Kandelaber, an den Latour gehängt war, zertrümmert. Dort neben lagen die Eisenstücke aufgeschichtet, und jetzt arbeiteten sie daran, die Grundpfeiler zu zerschmettern und herauszuheben. Bei jedem Stücke, das sie heraushoben, rief ein Volkshaufe ringsum: Hoch! und abermals Hoch!

Die Spur der grausen Tat sollte vertilgt werden von der Erde. Wer weiß, wie viele von denen, die hier jauchzen, damals beim Anschauen des Mordes laut aufjubelten! Die Häuser waren illuminiert bis in den fünften Stock hinauf, und überall hingen weiße Fahnen heraus, Vorhänge und Leintücher an Stangen...

Von der Burg her leuchtete eine große Flamme; die Bibliothek und die Augustinerkirche standen in Brand. Die Kroaten schwärmten in den Straßen umher und suchten zu erhaschen, was sie habhaft werden konnten.

... Ich war in einem Zigarrenladen, da trat ein brauner Soldat ein und verlangte Zigarren; man gab ihm eine ganze Handvoll. „Sie," sagte der kleine Sohn der Verkäuferin, „Sie, sein Sie auch von Windischgrätz?" — „Nix deutsch!" lautete die Antwort des gebräunten Kriegers, der davonging. „Wenn du größer wirst, kannst du auch Kroatisch lernen", sagte die Mutter zu dem Knaben, der von allem, was vorging, nichts verstand. „Du wirst's noch lernen, armes Kind, denn von heute abend ist die Parole gegeben worden: ‚Nix deutsch!'" — Das Wort klang mir an diesem Abend beständig im Ohr, und ich konnte es nicht los werden. „Nix deutsch!"

Den 1. November.

Auf den Straßen ist eine ganz neue Bevölkerung, das allgemeine Demaskieren scheint wirklich vollzogen. Man sieht fast lauter Leute mit Handschuhen, die sehr hell und glänzend, während man diesen Luxus seit Wochen gar nicht mehr kannte, und wie viel Bärte und lange Locken sind seit gestern gefallen! Die deutschen Hüte und Kalabreser sind wieder durch den abgeschmackten Zylinder verdrängt. — Wir wollten nach dem Reichstage. Er ist von Schwarzenberg geschlossen worden. —

Am Abend ging's seltsam rührig her auf den Straßen. Auf allen Plätzen sangen die Soldaten bei ihrem Biwakfeuer. Da konnte man alle Sprachen des vielgemischten Österreichs und die fremden Nationallieder hören. Die Tschechen an der Stephanskirche sangen lärmend das Lied: Schuselka nam pice. Es ist ein Spottlied auf Deutschland.

Den 2. November.

Heute mittag zog Jellachich, umgeben von seinem Generalstabe hoch zu Rosse und geleitet von den Sereczanen und und Rotmäntlern, im Triumphe in die Stadt ein. Die Sereczanen schrien unaufhörlich: „Vivat, vivat, vivat!" Und zu meinem Schmerze muß ich berichten, daß auch aus dem umgebenden Volke der Ruf erwidert wurde. Die Wiener haben Eljen, Zivio, Evviva und alles mögliche gelernt. Als der Triumphzug vorüber war, das Vivat noch fernher scholl, kam aus einer Seitengasse ein Trupp Soldaten. Sie führten einen Gefangenen in einem braunen Paletot in ihrer Mitte. Der Mann hatte den Hut tief in die Augen gedrückt und hatte den Blick zur Erde geheftet, — in seinem Knopfloche war das schwarz-rot-goldene Band. Die Umstehenden wagten es kaum, nach ihm hinzuschauen. — Die deutschen Fahnen sind überall verschwunden, und vom Stephansturme herab weht das schwarz-gelbe Banner. — Die Statue Kaiser Josephs, in dessen Hand zuletzt noch die zerrissene deutsche Fahne geblieben war, hat nun auch eine neue schwarz-gelbe dafür erhalten.

Als ich das Josephinum verließ, kam eben ein Trupp Soldaten. In ihrer Mitte gingen zwei Männer, die trugen eine Bahre, auf deren Deckel ein schwarzes Kreuz, drinnen lag wieder ein Mann, den sie mit raschem Blei kalt gemacht. Wer mag das sein? Wessen Herz hat aufgehört zu schlagen? Ich konnte die Soldaten nicht fragen, denn zitternden Herzens wußte ich, sie würden antworten: „Nix deutsch."

Berthold Auerbach, Tagebuch aus Wien.

Vae victis!

Nur im Lager der siegreichen Armeen war wirklich das alte Österreich: bei Windischgrätz in Wien und bei Radetzky in Italien. Die Generale riefen nach der starken Faust. Und einer der feudalen Soldaten, Fürst Felix Schwarzenberg, wurde denn auch zum Leiter der österreichischen Geschicke auserkoren. Durch ein ausschweifendes Leben zerrüttet und blasiert, von rücksichtsloser Energie, ohne Funken Einsicht in die treibenden Kräfte der Zeit, ein starrer Autokrat — so nahm er die Macht an sich. Die Erschießung Blums war seine eigenste Tat; sein auch das Verbrechen, den rohen und rachsüchtigen Haynau später zur Geißel Ungarns zu machen. Schwarzenberg stellte die Bedingung, daß Kaiser Ferdinand abdanke und dessen 18jähriger Neffe, Franz Josef, den Thron besteige. Dem Ausland gegenüber trat Schwarzenberg energisch auf, im Innern war er entschlossen, mit dem Säbel statt mit Gesetzen zu regieren. Am 27. November gab er dem inzwischen in dem kleinen mährischen Städtchen Kremsier versammelten Reichstag sein Programm kund: es war der straffe Einheitsstaat. Im übrigen hatte er noch einige liberale Phrasen zur Hand. In der deutschen Frage ließ er deutlich blicken, daß jede Hoffnung auf die Einheit Deutschlands, wie die Frankfurter oder selbst Friedrich Wilhelm IV. sie meinten, eitel sei. Am 2. Dezember 1848 verkündigte Schwarzenberg dem überraschten Reichstag, daß der Sohn des Erzherzogs Franz Karl, als Kaiser Franz Josef I., den österreichischen Thron bestiegen habe. Inzwischen hatte das bezwungene Wien das vae victis! ohne Gnade zu fühlen bekommen. Am 7. Dezember waren 1540 Individuen aus der Haft entlassen. Eineinhalb tausend Unschuldige mußten also die Qualen einer peinlichen Untersuchung erdulden, — am 6. Mai 1849 hatte man 144 Schuldige festgestellt. „Wer eine Studentenkappe trug, wer in seinem äußeren Auftreten sich von den gehäbigen Philistern unterschied, Haare und Bart nicht unter der Schere hielt, wer dem Proletariat angehörte, galt als verdächtig." Das Standrecht wurde über jedermann verhängt, der sich in die politischen Meinungen mischte und über die öffentlichen Zustände eine Meinung laut werden ließ. Der Wiener Philister zeigte sich groß in erbärmlicher Feigheit. „Wider-

lich war die kriechende Demut, das Prunken mit sklavischem Sinne, welches die ehrsamen Bürger, durch den Belagerungszustand sicher gemacht, zur Schau trugen, empörend ihr ununterbrochener Aufruf zur Rache." Windischgrätz zeigte sich milder als man befürchtet hatte. Wäre es nach dem Willen der Naderer und „nach dem Wunsche der wenigen reaktionären Zeitungen, welchen der souveräne Wille des Feldmarschalls zu erscheinen gestattete, gegangen, so hätte die Bevölkerung Wiens dezimiert werden müssen." Vom 1. November bis zum 9. Mai 1849 wurden 144 Personen stand- und kriegsrechtlich bestraft, von ihnen 24 zum Tode verurteilt. Windischgrätz setzte Denunzierungsprämien aus. In Wien aber dankte eine zahlreiche Partei dem Feldmarschall für seine Milde und beklaschte im Burgtheater jede Phrase, die das Glück der guten alten Zeit pries.

Das Ende.

Adolf Pichler erzählt: Auf der Universität, dieser einst so berühmten Geburtsstätte der Freiheit, war alles öde, wüst und verlassen. Beim Rückwege über den Domplatz blickte ich zufällig am Stephansturm empor: von der Rose flatterte die schwarzgelbe Fahne, das Siegeszeichen der Militärherrschaft und Reaktion, durch den feuchten Nebel nieder. Das war der Abschluß des wüsten Dramas, freilich der Knotenpunkt neuer unberechenbarer Entwicklung. Pichler, Das Sturmjahr.

Ban Jellachich und seine Sendung.

Das folgende sprach der Banus zum sächsischen Grafen Vitzthum am 23. November 1848.

Wunderbarerweise hat mich die Ahnung, ich würde einmal berufen sein, vor die Mauern Wiens zu ziehen und durch den Mund meiner Kanonen mit dieser feigen und blödsinnigen Bevölkerung zu sprechen, seit meinem achtzehnten Jahre durch das Leben begleitet. Die Dinge lagen damals anders, aber sie gefielen mir nicht viel besser. Und für diese Backhändel-Fresser habe ich zu keiner Zeit große Sympathie empfunden. —

„Einzeln habe ich den Deutschen sehr gern," sagte bei einer andern Gelegenheit der edle Ban, „er ist offen, treu, bieder und loyal. Aber als Nation gehören die Deutschen bis auf weiteres ins Narrenhaus."

Graf Vitzthum v. Eckstädt, Berlin und Wien.

Franz Grillparzer.

Fürst Windischgrätz.

Wem, Windischgrätz, vergleich' ich dich,
Um nicht nach Bildern fern zu haschen?
Mir bist du der alte Metternich,
Nur statt in Strümpfen, in Gamaschen.

Im Leichenhofe.

Adolf Pichler erzählt: Weil es sonst nichts mehr zu schauen gab, strömte die neugierige Menge dem Leichenhofe zu, die Gefallenen zu betrachten, mancher auch, der Angehörige vermißte, im bangen Vorgefühle, sie dort zu finden, wo er es nicht wünschte. Die Toten lagen in vier Reihen auf dem schmutzigen Boden ausgestreckt, von den Beschauern so umringt, daß ich es vorzog, zu warten, bis der Platz, auf dem sich Drücken und Stoßen am wenigsten schickte, leerer würde. Auf dieses Wogen und Treiben blickten vom Narrenturm nebenan die Irren, einige blaß und schweigend, andere schwatzten von den Bildern ihres Wahnsinns, denen hier weder Ort noch Zeit entsprach; bisweilen ein gellender Schrei, dem schallendes Gelächter folgte: es war eine schreckliche Szene. Am widerlichsten waren aber hier die Weiber und nicht bloß der untersten Stände: oft mit Kindern auf den Armen, drängten sie überall vor und hielten gerade bei Leichen, von deren gräßlicher Verstümmelung selbst der Arzt gern das Auge wandte, wie Aasfliegen ihren lauten Markt. Nach einer Weile gelang es mir, näher zu kommen.... Mehrere Leichen zeigten die Spur schrecklicher Mißhandlung, andere mit blauen aufgedunsenen Gesichtern hatten noch den Strick um den Hals, zwei — Mann und Weib — lagen ganz verkohlt, ein Aschenhäufchen, daneben Kopf und Oberleib. Meistens waren es junge Männer, der Ausdruck des Gesichtes wies darauf hin, daß sie im Kampfe fielen; die Brauen finster gefaltet, die Faust krampfhaft geballt, der Mund halb offen, mir war, als hörte ich jene Worte des römischen Dichters: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor! (Einst wird aus unserm Gebein ein Rächer erstehen.) Pichler, Das Sturmjahr.

Robert Blums letzter Brief an seine Frau.

Mein theures gutes liebes Weib, lebe wohl! wohl für die Zeit, die man ewig nennt, die es aber nicht seyn wird. Erziehe unsere — jetzt nur Deine Kinder zu edlen Menschen, dann werden sie ihrem Vater nimmer Schande machen. Unser kleines Vermögen verkaufe mit Hülfe unserer Freunde. Gott und Gute Menschen werden Euch ja helfen. Alles was ich empfinde rinnt in Thränen dahin, daher nur nochmals: leb' wohl, theures Weib! Betrachte unser Kind als theures Vermächtnis mit dem Du wuchern mußt und ehre so Deinen treuen Gatten. Leb' wohl, leb wohl! Tausend, tausend, die letzten Küsse von Deinem Robert.

Wien d. 9. Nov. 1848 Morgens
5 Uhr, um 6 Uhr habe ich vollendet.

Die Ringe hatte ich vergessen; ich drücke Dir den letzten Kuß auf den Trauring. Mein Siegelring ist für Hans, die Uhr für Richard, der Diamantknopf für Ida, die Kette für Alfred, als Andenken. Alle sonstigen Andenken vertheile Du nach Deinem Ermessen. Man kömmt! Lebe wohl! wohl!

Das Ende Robert Blums.

Das Kriegsgericht sprach das standrechtliche Urteil, daß Blum mit dem Tode durch den Strang bestraft werden sollte, dieses Urteil aber in augenblicklicher Ermangelung eines Freimannes mit Pulver und Blei durch Erschießen zu vollziehen sei. Am Donnerstag, den 9. November früh 5 Uhr, holte eine Ordonnanz aus dem Schottenstift einen Priester und brachte ihn zu Blum. Der Geistliche fand Blum noch ohne Kenntnis seiner Verurteilung. Blum wollte dem Priester anfangs nicht glauben, als ihm dieser sagte, er sei gekommen, um ihn zum Tode vorzubereiten. Bald aber erschien der Auditor und verkündigte ihm das standrechtliche Urteil, nach dessen Verlesung er ihn wieder verließ ... Blum erschien sehr gefaßt und sagte zu dem Priester: „Sie wissen, ich bin Deutsch-Katholik und erlassen mir wohl die Ohrenbeichte." Der Priester, ein vernünftiger Mann, stimmte ihm bei und ließ ihm Zeit, einige Briefe zu schreiben.

Hierauf unterhielt sich Blum noch längere Zeit mit dem Priester. Dann wurde er nebst dem Priester und drei Jägern in einem Fiaker unter militärischer Bedeckung fortgefahren. Hier im Wagen soll er einen Augenblick die Hand vor die Augen gehalten und geweint haben. Als man in die Leopoldstadt an die Reiterkaserne kam, wurde die Bedeckung bedeutend verstärkt, so daß gegen 2000 Mann der Exekution beiwohnten. Man wollte Blum hier Ketten anlegen. Er sagte jedoch zu dem Offizier, dieses abwehrend: „Ich will als ein freier deutscher Mann sterben. Sie werden mir auf mein Wort glauben, daß ich nicht den lächerlichen Versuch machen werde, zu entkommen." Der Offizier ließ die Ketten wieder forttragen, und der Zug bewegte sich nach der Brigittenau, einer mit Bäumen bewachsenen Wiese, wo die Hinrichtung vollzogen werden sollte. Es war gegen 7½ Uhr. Blum steigt aus und fragt einen Offizier: wer ihn denn erschießen solle? Er erhielt die Antwort, daß es Jäger tun würden. Hier antwortete er: „Nun, das ist mir lieb, die Jäger sollen gut schießen. Hat mich doch hier einer" — und dabei zeigte er unter die Achsel, wo ihn am 26. Oktober eine Kugel gestreift hatte. Das Verbinden der Augen verbat er sich gleichfalls, ließ es aber geschehen, als man ihm bemerkte, daß die Jäger sicherer schießen würden. Mit den Worten: „Ich sterbe für die deutsche Freiheit, für die ich gekämpft habe, möge das Vaterland meiner eingedenk sein!" bot er sich den Kugeln dar, die ihn niederstreckten. Sein Leichnam wurde auf die Anatomie in das Josephinenstift gebracht und dann mit noch mehreren in einem Grabe auf dem Zähringer Kirchhofe beigesetzt.

E. Sparfeld. Das Buch von Robert Blum. 1849.

Die Entwaffnung Wiens.

Am 16. November wurden von der Bevölkerung folgende Waffen an die Militärbehörde ausgeliefert: 66 Kanonen, 1113 Säbel und lose Klingen, 3153 Pistolen, 496 verschiedene Stichwaffen, 822 Gewehre, die Privateigentum waren, und 62680 ärarische Gewehre. Da jedoch der Nationalgarde 64000

Gewehre ausgefolgt waren, so fahndete man nach den noch fehlenden mit der größten Strenge.

G. Wolf, aus der Revolutionszeit in Österreich-Ungarn.

Das Standrecht in Wien.

Fr. Bodenstedt erzählt: Im Vordergrunde des Interesses stand einstweilen eine lange Reihe von Hinrichtungen, wobei die Opfer zum Tode durch den Strang verurteilt wurden, das Urteil aber, wie es in den Berichten regelmäßig hieß: „in Ermangelung eines Freimanns durch k. k. Jäger vermittelst Pulver und Blei vollzogen wurde." ... Es war, als ob damals an der Donau das Leben im Preis gesunken wäre wie der Wert des österreichischen Papiergeldes. Grauenhafte Geschichten gingen um von den Ausschreitungen und Greueltaten, welche die Kroaten in den Vorstädten verübt haben sollten. — Ich saß eines Abends an der Wirtstafel mit einem in Wien sehr beliebten Musikprofessor Bischof zusammen, der mir von den Festlichkeiten erzählte, die er weiland im Palast des Fürsten Metternich mitgemacht, den er als einen überaus liebenswürdigen Wirt pries, als ein kleiner wohlbeleibter Offizier eintrat und nach höflicher Begrüßung uns gegenüber Platz nahm. Er durchflog den Speisezettel und sagte zum Kellner: „Bringen Sie, was gerade fertig ist; ich habe Hunger!" — „Trinken Sie nicht einstweilen ein Glas Döslauer mit uns, lieber Major?" sagte der Professor, mich ihm dabei vorstellend. Der Major machte keine Umstände, und bald klirrten drei Gläser zusammen. Ich habe das Gespräch, das dann folgte, nicht aufgeschrieben und will es nicht nachdichten, sondern hier nur den Inhalt, wie er mir lebendig im Gedächtnis geblieben, kurz wiedergeben.

Der Major hatte den ganzen Tag vor Aufregung nichts essen können, weil er frühmorgens zwei Hinrichtungen vollziehen lassen mußte, die ihm einen tiefen Eindruck gemacht. Es handelte sich darum, zum Zielpunkt der k. k. Jäger zwei Journalisten zu machen, welche beschuldigt waren, durch die Zeitung „Der Radicale" das Volk zur Empörung gegen Seine Majestät den Kaiser, und zu bewaffnetem Widerstande

gegen Seine Durchlaucht, den Feldmarschall Fürsten Windisch=grätz, aufgefordert zu haben. Der eine dieser Beschuldigten war Dr. Julius Becher, 45 Jahre alt, protestantischer Religion, Eigentümer und verantwortlicher Redakteur des genannten Blattes. Der andere war dessen Mitarbeiter, Dr. Hermann Jellinek, 25 Jahre alt, jüdischer Religion. Dr. Becher, ein kräftig gebauter energischer Mann, ging festen Schritts und ruhigen Blicks, ohne ein Wort zu verlieren, seinem Ende entgegen. Dr. Jellinek aber, dessen schmächtige dürftige Gestalt ich schon früher geschildert habe, suchte dem Major unter lebhaftem Geberdenspiel klar zu machen, die Sache müsse auf einem Irrtum beruhen. Es sei ja gar nicht denkbar, daß man wegen eines Aufsatzes, der das Volk über seine Rechte und Pflichten in einem konstitutionellen Staate belehren sollte, dem Verfasser das Lebenslicht ausblasen wolle. Auch sei ja für alles, was in der Zeitung unter Billigung des Redakteurs erschienen, dieser allein verantwortlich. — Die Art, wie der gutmütige Major dies alles eingehend vortrug, war tief ergreifend. Man sah die kümmerliche Gestalt des Verurteilten leibhaftig vor sich stehen und hörte ihn alle Vernunftgründe erschöpfen, um das bleierne Schicksal von sich abzuwenden. Erst als er sich überzeugt hatte, daß alles weitere Reden fruchtlos sei, raffte er sich zusammen und rief, entschlossen zurücktretend: „Nun, so schießt mich tot!" dabei eine Haltung annehmend, die zeigte, daß es ihm an moralischem Mut nicht fehlte.

„Ich kann den Ausdruck seines Gesichts nicht vergessen, als er unter den Kugeln zusammenbrach, und nie ist mir die Vollziehung eines Befehls so schwer geworden wie heute," schloß der Major seinen Bericht. Bodenstedt, Aus meinem Leben II.

Flugblatt gegen Windischgrätz.

Motto: Er bleibt! — Er wird nicht gehen. Repressalien muß aber ein beleidigtes Volk haben. „Also das Volk:"

Der nachstehend unten näher signalisierte

Verbrecher

Windisch=Fürst

Raubmörder und Brandstifter so wie Anführer einer Bande

von Räubern, Mördern, Brandstiftern und einer Masse sonst noch zusammengelaufener Kroaten und ausländischen Gesindels, wird von dem unterzeichneten Volks-Ober-Tribunal hierdurch steckbrieflich verfolgt und in die Volks-Acht feierlich erklärt, welches wir hiermit allen gesitteten Völkern Europa's zur Kenntnißnahme bringen...

Urteil.

Der das heilige Völkerrecht mit Füßen tretende Mörder, Städte- und Dörferverwüster Windisch-Fürst, wird sofort nach dessen Ergreifung auf die innere Seite einer frisch abgezogenen Rindshaut gefesselt und so nach dem gewöhnlichen Richtplatze geschleift. Sodann wird er durch den Strang, und wo dies unthunlich, durch Pulver und Blei zum Tode begnadigt... Das Haupt erhält der Nachrichter, um es bei zureisenden Menagerien in den von der blutdürstigen Hyäne bewohnten Käfigen aufzustellen, damit den kommenden Generationen stets Gelegenheit gegeben wird, sich an die Freiheitskämpfe einer großen Nation zu erinnern. — Die Ochsenhaut aber soll gar gemacht und die Schandthaten dieses Gräuel erregenden Tyrannen mit glühender Schrift darauf eingebrannt werden, damit man sie an die Zinnen der Pyramiden hefte, daß den Ungläubigen die Gerechtigkeitsliebe einer lang geknechteten Nation kund werde. — Signalissement. Name... Windisch-Fürst. Stand... Mordbrenner-Hauptmann. Alter... Ausgangs Fünfzig. Gesicht... Tigerartig. Haare... Sibirischem Fuchspelz ähnlich. Größe... die Gestalt des Mephistopheles. Besondere Kennzeichen. Trägt gewöhnlich auf der linken Seite der Brust eine Menge metallener Lappen und befindet sich stets in der Mitte seiner Horden.

Freiheitsfurt am Rachestrom, am Tage des Gerichts.

Das Volks-Ober-Tribunal der vereinigten, freien deutschen Lande. Herrmann Teuton, Präsident. Nemesis, T.-S.

Friedländersche Sammlung. Stadtbibliothek Berlin.

Ban Jellachich als Kulturträger.

Dezember 1848.

Nach dem sächsischen Diplomaten Grafen Vitzthum sagte

Jellachich: „Das Mongolentum [die Magyaren] muß mit Stumpf und Stil ausgerottet werden. Sind wir mit Ungarn fertig, dann kommt der hiesige Reichstag an die Reihe. Die bisherige Apothekerwirtschaft muß ein Ende nehmen. Für die nächste Zeit ist in Österreich (auf seinen Säbel schlagend) das der Reichstag! Nur so gelangen wir zur wahren Freiheit, von welcher die Frankfurter Professoren nichts verstehen."

Graf Vitzthum v. Eckstädt, Berlin und Wien.

Friedrich Hebbel.

Tagebücher. 31. Dezember 1848.

Das Jahr ist wieder herum. Es hat Deutschland eine Revolution gebracht; ob mehr, soll sich erst zeigen. Alle Erbfehler unserer Nation stehen wieder in voller Blüte; hie Guelf, hie Ghibelline! Mich wundert nur, daß in dem Körper eines Deutschen Einigkeit herrscht, daß sich nicht das Herz gegen den Kopf, der Arm gegen das Bein empört. Zu einem imponierenden, wohl gegründeten Staatsbau werden wir es wohl nicht bringen, das ist unmöglich, wo jeder Stein Schlußstein werden will. Aber der Absolutismus ist doch, wie es scheint, beseitigt, und daß der nicht wiederkehren kann, möchte ich hoffen. Das ist dann freilich schon ein unendlicher Gewinn.

Die Nationalversammlung in Frankfurt am Main.

Das Gagernsche Programm.

Am 27. Oktober 1848 beschloß die Nationalversammlung, die §§ 2 und 3 der Reichsverfassung anzunehmen: „daß kein deutsches Land mit nichtdeutschen Ländern zu einem Staat vereinigt sein dürfte und daß, wo deutsche und nichtdeutsche Länder ein Oberhaupt hätten, zwischen beiden Ländern nur Personalunion herrschen sollte". Diese beiden Grundartikel richteten sich gegen den Bestand der österreichischen Gesamtmonarchie. Der Fürst Felix Schwarzenberg eröffnete am 27. November 1848 dem österreichischen Reichstag in Kremsier sein Programm. Darin heißt es: „Das große Werk, welches uns im Ein-

verständnisse mit den Völkern obliegt, ist die Begründung eines neuen Bandes, das alle Länder und Stämme der [österreichischen] Monarchie zu einem großen Staatskörper vereinigen soll.... Erst wenn das verjüngte Österreich und das verjüngte Deutschland zu neuen und festen Formen gelangt sind, wird es möglich sein, ihre gegenseitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen. Bis dahin wird Österreich fortfahren, seine Bundespflichten treulich zu erfüllen." Österreich kümmerte sich also gar nicht um die Frankfurter Reichsverfassung. — 17. Dezember 1848 übernahm der bisherige Präsident der Nationalversammlung, Heinrich von Gagern, die Leitung des Reichsministeriums an Stelle Anton von Schmerlings. In der „Vorlage des Reichsministeriums betr. das Verhältnis Deutschlands zu Österreich", zog Gagern die Konsequenz des Kremsierer Programms folgendermaßen: „Österreich wird also nach den bis jetzt durch die Nationalversammlung gefaßten Beschlüssen, wodurch die Natur des Bundesstaates bestimmt worden ist, als in den zu errichtenden deutschen Bundesstaat nicht eintretend zu betrachten sein." Gagern suchte bei der Nationalversammlung um die Ermächtigung nach, mit Österreich gesandtschaftliche Beziehungen anknüpfen zu dürfen zum Zweck eines weiteren Bundes. Am 28. Dezember lag eine österreichische Note vor, in welcher Schwarzenberg klipp und klar die Nationalversammlung als für Österreich nicht vorhanden erklärte: „Das, was wir suchen, ist eine gedeihliche Lösung der großen Frage [der gesamtdeutschen Verfassung]. Diese wird nur — davon möge der Herr Minister [Gagern] überzeugt sein — auf dem Wege der Verständigung mit den deutschen Regierungen, unter welchen die kaiserliche den ersten Platz einnimmt, zu erreichen sein." Schwarzenberg beauftragte in seiner Note seinen Vertreter, bei Gagern dahin zu wirken, daß er von der Forderung diplomatischer Beziehungen zu Österreich abstehe. Gagern wies in seiner Antwort den Weg des allgemeinen Vereinbarungsprinzips mit den Regierungen zurück. Anton von Schmerling aber betonte am 11. Januar 1849: „Sie haben die Verpflichtung, auf die eigentümliche Stellung Österreichs zu Deutschland Rücksicht zu nehmen bei dem Bau der Verfassung, die Sie für ganz Deutschland geben." Der Österreicher Giskra schloß seine Rede für das Eintreten Gesamtösterreichs in den neuen Bund (am 13. Januar 1849) mit den Worten: „Der Moment ist groß! Der Baum der deutschen Einheit und der deutschen Freiheit hat manche Knospe, manche Blüte schon verloren, der Baum der deutschen Einheit und Freiheit wurzelt aber noch ganz im Boden. Die Wurzeln liegen bloß: ein Schlag, — und der Baum der Einheit sinkt! Die Wurzeln liegen bloß, die Axt ist aufgehoben· schlagen Sie, — wenn Sie es wagen!"

Das Reichsoberhaupt.

Der Verfassungsausschuß (Berichterstatter Georg Beseler) legte unter dem Kapitel „Das Reichsoberhaupt" den Artikel I § 1 vor: „Die Würde des Reichsoberhauptes wird einem der regierenden deutschen Fürsten übertragen." Diesem Antrag standen zwei Minoritätserachten gegenüber: 1. der Antrag Schüler und Genossen: „Die Ausübung der Regierungsgewalt wird einem Reichsoberhaupt übertragen. Wählbar ist jeder Deutsche." (Das sog. „Laubbach".) — 2. Der Antrag Schreiner und Genossen: „An der Spitze des Deutschen Reiches steht ein Reichsdirektorium von fünf Gliedern, deren eines der Kaiser von Österreich, das zweite der König von Preußen, das dritte der König von Bayern ernennt. Das Ernennungsrecht des vierten Gliedes steht den Königen von Hannover, Sachsen und Württemberg und dem Großherzog von Baden zu. Das fünfte Glied wird von den übrigen regierenden Fürsten und den vier freien Städten ernannt. — Der Vorsitz wechselt zwischen Österreich und Preußen alle zwei Jahre." (Der sog. „Turnus".) — Vier ergänzende Minoritätserachten lagen vor in folgenden Anträgen: 1. Antrag Dahlmann und Genossen: „Diese Würde ist erblich im Hause des Fürsten, dem sie übertragen worden; sie vererbt im Mannsstamme nach dem Rechte der Erstgeburt." — 2. Antrag Gülich und Genossen „Die Wahl des Kaisers geschieht auf Lebenszeit." — 3. Antrag Waitz und Genossen: „Dieselbe [Würde] wird jedesmal auf zwölf Jahre einem der Regenten von Preußen, Österreich, Bayern, Sachsen, Hannover und Württemberg übertragen." — 4. Antrag Ahrens und Genossen: „Das Reichsoberhaupt wird auf sechs Jahre gewählt."

Gustav Rümelin.

Der spätere Kanzler der Universität Tübingen.

22. Januar 1849.

Ich will in dem engeren deutschen Bundesstaate, den wir hier zu gründen berufen sind, den König von Preußen als erblichen König der Deutschen. —

Wir wollen lieber auf einem verlassenen, preisgegebenen Vorposten eines deutschen Reiches stehen, wir wollen lieber die Stiefsöhne eines deutschen Vaterlandes sein, als gar kein Vaterland haben!

Ludwig Uhland für den Wahlkaiser.

Am 19. Januar 1849 stimmte Uhland zunächst für den Antrag: „Die Ausübung der Reichsgewalt wird einem Reichsoberhaupt übertragen; wählbar ist jeder Deutsche" (Fürst oder Nichtfürst). Dieser

Antrag wurde verworfen. Hingegen angenommen der Antrag: „Die Würde des Reichsoberhauptes wird einem der regierenden deutschen Fürsten übertragen." Am 23. Januar sprach Uhland für die periodische Wahl des Kaisers.

Ist denn unsere politische Neugestaltung von der monarchischen, dynastischen, aristokratischen Seite des bisherigen deutschen Staatslebens ausgegangen? Nein! unbestritten von der demokratischen! Die Wurzel also ist eine demokratische, der Gipfel aber schießt nicht von den Zweigen, sondern aus der Wurzel empor. Das wäre dem natürlichen Wachstum der neu erstehenden deutschen Eiche nicht gemäß, wenn wir ihrem Gipfel ein Brutnest erblicher Reichsadler aufpflanzen wollten! ... Die Revolution und ein Erbkaiser — das ist ein Jüngling mit grauen Haaren!

Ich lege noch meine Hand auf die alte, offene Wunde, den Ausschluß Österreichs. Ausschluß, das ist doch das aufrichtige Wort; denn wenn ein deutsches Erbkaisertum ohne Österreich beschlossen wird, so ist nicht abzusehen, wie irgend einmal Österreich noch zu Deutschland treten werde. ... Manchmal, wenn in diesem Saal österreichische Abgeordnete sprachen, und wenn sie gar nicht in meinem Sinne redeten, war mir doch, als ob ich eine Stimme von den Tiroler Bergen vernähme oder das Adriatische Meer rauschen hörte. Wie verengt sich unser Gesichtskreis, wenn Österreich von uns ausgeschieden ist!... Zum Schluß, meine Herren: verwerfen Sie die Erblichkeit; schaffen Sie keinen herrschenden Einzelstaat; stoßen Sie Österreich nicht ab; retten Sie das Wahlrecht, dieses kostbare Volksrecht, dieses letzte fortwirkende Wahrzeichen des volksmäßigen Ursprungs der neuen Gewalt. Glauben Sie, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Öles gesalbt ist!

Stenographischer Bericht.

Der „Unentwegte".

Der Abgeordnete Koll sagte am 13. Februar 1849 in der zweiten sächsischen Kammer: „Ich kenne die Gründe der Regierung nicht, aber ich mißbillige sie."

Deutsche Chronik für das Jahr 1849. I.

Dahlmann.

22. Januar 1849.

Ein Haus gilt mehr als ein Individuum. .. An den Hohenzollern Preußens können wir ein Herrscherhaus nicht nur haben, sondern mit dem schlechtesten und dem besten Willen kann es kein Sterblicher dahin bringen, daß wir es nicht an ihm hätten. Es ist gar keine Zukunft für Deutschland möglich ohne Preußen. .. Ich will meine Meinung unbekümmert sagen, wie übel sie auch von verschiedenen Seiten aufgenommen werde. Ihr dämpfet das Feuer der Anarchie in Deutschland nicht, ihr dämpft dieses zerstörende Feuer weder in den kleinen Staaten, noch in den mittleren, noch in den großen endlich und in dem größten der rein deutschen Staaten als nur auf einem Wege, nur auf dem Wege, daß ihr eine kraftvolle Einheit einsetzet und durch diese Einheit die Bahn für die deutsche Volkskraft eröffnet, die zur Macht führt. Die Bahn der Macht ist die einzige, die den gärenden Freiheitstrieb befriedigen und sättigen wird, der sich bisher selbst nicht erkannt hat; denn es ist nicht bloß die Freiheit, die er meint, es ist zur größeren Hälfte die Macht, die ihm bisher versagte, nach der es ihm gelüstet.

Deutschland muß als solches endlich in die Reihe der politischen Großmächte des Weltteils eintreten: das kann nur durch Preußen geschehen, und weder Preußen kann ohne Deutschland, noch Deutschland ohne Preußen genesen...

Ich verdamme niemandes Abstimmung; allein, was mich persönlich angeht, ich würde glauben, gebrochen zu haben mit allem, was mir vaterländisch teuer und heilig ist, gebrochen zu haben mit meinem Vaterlande, wenn ich anders meine Stimme abgäbe, als für die Einheit Deutschlands, für die erbliche Krone meines deutschen Vaterlandes.

Stenographischer Bericht.

König Friedrich Wilhelm IV. und seine Umgebung im Februar 1849.

Josias von Bunsen erzählt in seinem Tagebuch: Wie ich

Frankfurt verlassen hatte mit dem sehnsüchtigen Wunsche, dort einmal im Mittelpunkte des deutschen Lebens wirksam sein zu können, so Berlin mit dem physischen Widerwillen gegen den Gedanken, dort zu leben oder zu sterben. Ein allgemeines Mißbehagen hatte mich schon 1845 dort stärker als je beschlichen, es war 1848 bis zum Ekel gestiegen; jetzt hatte moralischer Unwille, Unmut und Schmerz für immer in der Seele sich festgesetzt. Mehr als je fühlte ich ein Fremder in der Hauptstadt des Vaterlandes, abgestoßen selbst in des Königs eigener Wohnung. Die unheimlichen Geschichten in den Vorzimmern riefen mir 1806 zurück: kein freier Sinn, kein frisches Herz, kein Mensch unter allen den Menschen, die dort umherschlichen und saßen. Da saß ..., dem meine Gegenwart ein Dolchstich war, und den ich, trotz seiner Ehrlichkeit, weit weggewünscht hätte; ein junger ..., der den Politiker machen wollte; bisweilen ..., den ich zu ehrlich war zu besuchen, und der mich ebenso mied, wie ich ihn; vor allen aber ..., M...... Organ beim Könige. Durch ihn erfuhr der König jeden Morgen alle nur aufzutreibenden unangenehmen und aufregenden Nachrichten, bald von der Unart der Frankfurter Redner, bald von Gagerns wühlerischen Aussprüchen und Plänen, bald von diesen und jenen Klagen deutscher Fürsten, Grafen und gedrückter Wohlgesinnten im Lande. Auch höhere Politik ward getrieben. Der durchaus beschränkte und der Politik fremde... besprach mit mir die Denkschriften. Durch... drohte der Kaiser dem Könige, brieflich oder mündlich. So bildeten sich in dem Kabinett des Königs Gedanken, Pläne, Gefühle, gegen welche die Minister vergebens ankämpften; geheime Briefwechsel, welche die Politik beherrschten und die Diplomatie verdarben. Ich hatte selbst schon 1848 von diesen Zwischenträgereien Spuren entdeckt, ja von ihnen gelitten. Der Lady... hämischer Brief an Frau von M. kam auf diesem Wege zu des Königs Kenntnis. Jetzt aber war ich tiefer hinter die Kulissen getreten und hatte die politische Wühlerei und ihre verderblichen Wirkungen mit Händen gegriffen... Die Worte vergingen mir im Munde,

wenn ich diese Gesichter ansah. Humboldts Gegenwart war mir ein Trost, und bisweilen auch hie und da ein Mann der Geschäfte, der mich aus früherer Zeit kannte. Der Haß des Junkertums und der Bureaukratie, der mich nun zwanzig volle Jahre verfolgt hatte, trat mir schroffer als je entgegen; ebenso ihre heillose Unfähigkeit und unverbesserliche Beschränktheit, welche die Erbitterung über 1848 nur noch mehr hervorhob. Aber auch bei den würdigen Männern im Ministerium fühlte ich mich fremd, in ihren Häusern, Familien und Gesellschaften einsam. Graf Brandenburg zog mich an durch seine einfache Gutmütigkeit und seine edle Hingebung an den König, allein seine ganze frühere Richtung war ein Tadel der meinigen, und so umgekehrt. Graf Bülow schenkte mir Vertrauen, das ich völlig erwiderte; er wollte entschieden das Bessere, aber er konnte sich des Preußentums nicht entschlagen, und der deutschen Bewegung als solcher war er ganz fremd. Die übrigen Minister sah ich kaum; [Manteuffel] sah aus wie ein verbissener Bureaukrat, überhaupt war Verbissenheit der vorherrschende Ausdruck. Gerlach und die andern Männer des „Politischen Wochenblattes" ergingen sich, in Gemeinschaft mit dem politisch tief unsittlichen Leo, in Schmähungen alles Deutschen und gaben ihrer Feindschaft gegen mich freien Lauf in ihrem Parteiblatte. Ein wirklicher Staatsmann war nirgends zu schauen. Und was sollte er auch bei dieser Gestaltung der Dinge in Charlottenburg anfangen? Der König wollte die Politik allein führen; er wollte Diktatur üben neben der Konstitution, und dabei doch als freisinniger, konstitutioneller Fürst angesehen werden, obwohl er das konstitutionelle System für ein System des Truges und Luges hielt. Der Treue, der Zucht und des Mutes im Heere sich mit gerechtem Stolze freuend, glaubte er durch die Soldaten am Ende den politischen Knäuel entwirren zu können; tiefe Erbitterung über den 19. und 21. März hatte sich in sein edles Herz eingefressen, und diese trug sich mehr und mehr auf Frankfurt über. Oft kamen ihm wirklich deutsche und freisinnige Gefühle und Gedanken, aber die Umgebung und die geheimen Schreibereien von

Olmütz und München ließen sie nicht aufkommen. Wie ich mich auch des Gedankens erwehrte, ich konnte es mir nicht verhehlen, daß der edle Fürst sich und dem Vaterlande ein schweres, schweres Geschick bereitete, welches unabwendbar schien. Menschlicherweise war jede Hilfe unmöglich, wenigstens solange der König in Charlottenburg und Berlin blieb. Einem geistreichen, möglichst vornehmen oder europäisch berühmten deutschen Ministerium hätte er sich vielleicht noch gefügt, aber einem preußischen, märkisch-pommerisch-sächsisch-berlinischen nimmer! Der Gedanke, daß Untertanen, und solche, denen er sich in Erfahrung und Talent überlegen fühlte, seine Politik leiten, ihm verwehren sollten zu handeln, wie er wollte, — der Gedanke war ihm unerträglich. Was mir früher, selbst 1848 noch, Zufälligkeit, Vorübergehendes geschienen hatte, stellte sich mir jetzt als Grundcharakter und Geschick dar ... Ich fühlte mich an ihn gefesselt durch Liebe und Dankbarkeit, allein das eigentliche Seelenband war zerrissen; die Hoffnung, die ich auf ihn gestellt, erschien mir als Täuschung, die Zukunft, seine und des Vaterlandes, dunkel, jedes nähere Verhältnis im Dienste als Staatsminister unmöglich ohne baldigen schweren Bruch. Rings um mich her aber erblickte ich Nichtachtung, Mißtrauen, Haß, Erbitterung gegen den König, die mein Herz ebensosehr empörten als verwundeten ... Und das bei einem so edlen, so selten begabten, so hochherzigen und überragenden Fürsten, geboren, die Wonne seines Volkes, die Zierde des Jahrhunderts zu sein.

Chr. C. Josias von Bunsen. Aus seinen Briefen usf.

Karl Welcker.

Karl Theodor Welcker, geb. am 29. März 1790 zu Oberofleiden im Großherzogtum Hessen, 1823 Professor der Rechte in Freiburg, Mitglied der badischen Kammer, vom Amte suspendiert, 1848 Bundestagsgesandter, beteiligte sich am Vorparlament, Abgeordneter zur Nationalversammlung, gehörte zum rechten Zentrum („Kasino"), badischer Bevollmächtigter bei der provisorischen Zentralgewalt, Mitglied des Verfassungsausschusses, schied im Mai 1849 aus, politisch tätig, gest. am 10. März 1869 zu Heidelberg.

Ich habe die Überzeugung, daß wir mit der Republik

in unsern Tagen — da mir eine Republik ohne republikanische Tugend und Bildung eine Räubergesellschaft zu sein scheint, und da ich republikanische Tugend und Bildung bei meinem Volke in einiger Ausdehnung nicht finde — einem traurigen Zustande entgegengehen und mit der Republik zur Soldatenherrschaft kommen. Stenographischer Bericht.

Der Welckersche Antrag und die Kaiserwahl.

Am 4. März 1849 hatte Kaiser Franz Josef I. dem Kaisertum Österreich eine Verfassung oktroyiert. Am 8. März 1849 lag ein österreichischer Entwurf betr. die deutsche Reichsregierung vor. Seine wesentlichen Bestimmungen waren: Die Reichsregierung führt ein Direktorium. Das Direktorium bilden sieben regierende Fürsten oder ihre Stellvertreter. An der Spitze der Reichsregierung steht ein Reichsstatthalter. Abwechselnd von Jahr zu Jahr bekleidet der Kaiser von Österreich und der König von Preußen die Würde eines Reichsstatthalters. — Also ein Dualismus, innerhalb dessen die in der 3.—7. Kurie des Direktoriums vertretenen Mittel- und Kleinstaaten, nach Lage der Sachen, Preußen zur Ohnmacht verdammen konnten. — Am 12. März 1849 reichte Welcker den Antrag ein, die Reichsverfassung en bloc anzunehmen und die erbliche Kaiserwürde dem König von Preußen zu übertragen. Am 28. März 1849 fand die Kaiserwahl statt. Der Präsident Eduard Simson verkündigte das Resultat. Die 290 abgegebenen Stimmen hatten sich sämtlich auf den König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., vereinigt. 248 Mitglieder hatten sich der Wahl enthalten.

Friedrich Wilhelm IV. lehnt die Kaiserkrone ab.

Friedrich Wilhelm IV. an Josias von Bunsen.

Bunsen hatte die Nachricht von der am 28. März in der Paulskirche vollzogenen Kaiserwahl am 31. März erhalten und dem König noch am selben Tage in einem ausführlichen Schreiben dringendst geraten, die auf ihn gefallene Wahl anzunehmen. Er schrieb u. a.: Die Ablehnung würde für die Person und das Haus des Königs, für die preußische Monarchie und die Zukunft von Deutschland gefährlich werden. Die Manifestation von Öster-

reich, nach der dieses bei seinem Eintritt mit der gesamten Macht in den Deutschen Bund 38 Stimmen für sich habe, während den Deutschen nur 32 Stimmen zufallen sollten, mache jedes weitere Wort unnütz. „Deutschland kann in Zukunft nur bestehen als freies Bundesreich neben dem österreichischen Gesamtstaate, dazu nur in der Form eines Reiches mit einem erblichen Oberhaupte. Preußen hat zwischen dieser hohen Stellung und einer kümmerlichen Abhängigkeit von Österreich und Rußland zu wählen.... Das Gefühl Deutschlands, eine Nation zu sein und als solche dem Auslande gegenüberzustehen in Krieg und Frieden, ist unvertilgbar." — Der König lehnte die Kaiserkrone ab, und er tat wohl daran. Ohne Zweifel hätte die Annahme der Krone Preußen ruiniert. Das Schreiben, in welchem der König Bunsen die Richtigkeit und Notwendigkeit der Ablehnung zu beweisen sucht, nennt Ranke „eines der für die Geschichte bedeutendsten Schreiben, die je aus Friedrich Wilhelms Feder geflossen sind". — „Unter dem Geläute der Glocken, die das Osterfest ankündigten", habe er den Brief begonnen. Er sei zu dem traurigen Schlusse gelangt, daß er sich mit seinem alten Freunde nicht mehr verständigen werde. Zwischen ihnen sei ein Kampf wie zwischen Fisch und Vogel.

Sie sind von den Eindrücken der Revolution von 1848 überwältigt. Sie haben dem scheußlichen Bastard von Mensch und Teufel einen ehrlichen Namen „Teutschland" gegeben. — Ich hingegen habe vom 18.—19. März 1848 bis heut Nichts darin erkannt als den Abfall von Gott. (Oh, lieber Freund, nehmen Sie dies nicht mit Hohn auf!!!) Ich habe dem Gräuel Bastard, ohne zu zucken und zu wanken, seinen Namen gegeben. — Nächst der Zerstörung des frommen Baues teutscher Sitten, Gliederungen und Rechte hat das vor Allem mein Herz zerrissen, daß die heilige Losung „Teutschland" vielleicht für immer der Verachtung, der Verleugnung, der Entrüstung aller edlen Menschen der künftigen Tage Preis gegeben worden ist, daß das Wort, welches mein Gemüth seit 50 Jahren mit den Schauern der Begeisterung durchbohrte, das Stich-Wort, ja der Vorwand aller Treulosigkeit, jeglichen Eidbruches, jeder Infamie geworden ist. — Und dem Namen Teutschland klebt nicht die Heiligkeit vom Namen des HErrn an, der auch durch die Gräuel der Jesuiten nicht angetastet werden konnte. Und doch lieb' ich Teutschland, seine Ehre und Ruhm und Geltung mit der Liebe, mit

der man am Namen einer unvergleichlichen Mutter hängt. (Und ich weiß, was das sagen will.) ... Wäre es der Paulskirchlichen Majorität wirklich um die Sache zu thun gewesen, so gebot der gesunde Menschen-Verstand so gut als ein Quentchen Rechtsgefühl und ein Löthchen Glauben an die Ehrlichkeit meiner officiellen Äußerungen diesen Patrioten, zuvor die Zustimmung der rechtmäßigen Obrigkeiten .. einzuholen. Ich frage warum nicht? haben sie sich denn das nicht gefragt? Alles Ding hat eine Ursach. Also auch dies Ding. — Warum nicht? Die Antwort ist mir (und Gottlob! allen Gesunden) nicht zweifelhaft. — Weil diese Patrioten (!) die Revolution, die Souverainetät teutscher Nation unwiderruflich dadurch befestigen wollten, daß sie dem Narren, dem Preußenkönig ein Hundehalsband umschnallten, das ihn unauflöslich an die Volkssouverainetät fesselte, der Revolution von 48 leibeigen macht! Das, theuerster Freund, ist des Pudels Kern; dieses schnöden Pudels einzige Entschuldigung. Grâces à Dieu! c'était une finesse, cousue de fil d'archal. [Es ware eine Schlinge aus Filigran.] Ich und mein Ministerium brauchten so groben Machinationen gegenüber keinen Aufwand von Geist zu machen, um ihren Kern zu entdecken. Daher rührt mein Bescheid an die, geradezu unqualifiable Deputation der Paulskirche. Des Bescheides Sinn ist: „Ich kann Euch weder ja, noch nein antworten. Man nimmt nur an und schlägt nur aus eine Sache, die gebothen werden kann, — und Ihr da, habt gar nichts zu biethen: Das mach' ich mit meines Gleichen ab; jedoch zum Abschied die Wahrheit: Gegen Demokraten helfen nur Soldaten; Adieu!"

Ich hoffe, daß dieser durch meine Ehre und meinen Namen, meine Stellung „als Fürst von Gottes Gnaden" nothwendig gebothene Bescheid das erforderliche Hof-Kleid angezogen hat. Was hinter Rock und Hemd steckt, wissen Sie so gut wie ich. Das konnt' und durft' ich nicht ändern. Und nun gehe die Sache unter Gottes Führung! Amen.

Ranke, Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen.

Rede des Königs Friedrich Wilhelms IV. an die Kaiserdeputation am 3. April 1849.

Die Kaiserdeputation, darunter Arndt, Dahlmann, Raumer, unter der Führung Simsons, reiste am 30. März von Frankfurt ab, wurde am Rhein recht kühl aufgenommen, in Köln mit Katzenmusik bedacht, aber auf ihrem weiteren Wege mit Freuden begrüßt. Sie traf am 2. April in Berlin ein. Am 3. April wurde sie vom König empfangen.

Die Botschaft, als deren Träger Sie zu mir gekommen sind, hat mich tief ergriffen. Sie hat meinen Blick auf den König der Könige gelenkt und auf die heiligen und unantastbaren Pflichten, welche mir als dem Könige meines Volkes und als einem der mächtigsten deutschen Fürsten obliegen. Solch ein Blick macht das Auge klar und das Herz groß. — In dem Beschluß der deutschen Nationalversammlung, welchen Sie mir überbringen, erkenne ich die Stimme der Vertreter des deutschen Volkes. Dieser Ruf gibt mir ein Anrecht, dessen Wert ich zu schätzen weiß. Er fordert, wenn ich ihm folge, unermeßliche Opfer von mir. Er legt mir die schwersten Pflichten auf. — Die deutsche National-Versammlung hat auf mich vor allen gezählt, wo es gilt, Deutschlands Einheit und Kraft zu gründen. Ich ehre ihr Vertrauen, sprechen Sie ihr meinen Dank dafür aus. Ich bin bereit, durch die Tat zu beweisen, daß die Männer sich nicht geirrt haben, welche ihre Zuversicht auf meine Hingebung, auf meine Treue, auf meine Liebe zum gemeinsamen Vaterland stützen. — Aber ich würde Ihr Vertrauen nicht rechtfertigen, ich würde dem Sinne des deutschen Volkes nicht entsprechen, ich würde Deutschlands Einheit nicht aufrichten, wollte ich, mit Verletzung heiliger Rechte und meiner früheren ausdrücklichen und feierlichen Versicherungen, ohne das freie Einverständnis der gekrönten Häupter, der Fürsten und der freien Städte Deutschlands, eine Entschließung fassen, welche für sie und für die von ihnen regierten deutschen Stämme die entscheidensten Folgen haben darf. — An den Regierungen der einzelnen deutschen Staaten wird es daher jetzt sein, in gemeinsamer Beratung zu prüfen, ob die Verfassung dem Einzelnen wie dem Ganzen frommt, ob die mir zugedach-

ten Rechte mich in den Stand setzen würden, mit starker Hand, wie ein solcher Beruf es von mir fordert, die Geschicke des großen deutschen Vaterlandes zu leiten und die Hoffnungen seiner Völker zu erfüllen. — Dessen aber möge Deutschland gewiß sein, und das verkündigen Sie in allen seinen Gauen: bedarf es des preußischen Schildes und Schwertes gegen äußere oder innere Feinde, so werde ich, auch ohne Ruf, nicht fehlen. Ich werde dann getrost den Weg meines Hauses und meines Volkes gehen, den Weg der deutschen Ehre und Treue!

Bismarck über Preußen und die Kaiserkrone.

Am 21. April 1849 im preußischen Landtag.

Die Frankfurter Krone mag sehr glänzend sein, aber das Gold, welches dem Glanze Wahrheit verleiht, soll erst durch das Einschmelzen der preußischen Krone gewonnen werden; und ich habe kein Vertrauen, daß der Umguß mit der Form dieser Verfassung gelingen werde.

Hans Viktor von Unruh über die Ablehnung.

Man war in der zweiten Kammer überzeugt, daß der König die Krone nicht annehmen würde, dennoch hielt sich die Kammer für verpflichtet, einen Beschluß zu fassen, der dem König zur Annahme der Wahl riet. Wie erwartet, lehnte derselbe ab. Die vom Grafen Brandenburg in der Kammer verlesene Botschaft schloß mit dem Ausruf: „Niemals, niemals, niemals!" worauf Kladderadatsch den bekannten Vers machte:

„Murre Volk, wenn's Herz auch bricht,
Niemals, niemals, niemals nicht!"

Man erzählte damals, der König habe Humboldt, der sich bekanntlich von aller Politik fern hielt, gefragt, wozu er ihm riete. Humboldt soll gesagt haben: „Eurer Majestät Großonkel (Friedrich der Große) würde sich keinen Augenblick besonnen haben." Die Antwort des Königs lautete, wie man sagte: „Wenn ich mein Großonkel wäre, so würde ich mich

auch nicht besinnen; ich bin es aber nicht!" Ist diese Anekdote wahr, so macht sie dem König alle Ehre. Bei allem Geist und aller Begabung war der König wirklich nicht geeignet, ein solches Werk in die Hand zu nehmen und durchzuführen.

v. Unruh, Erinnerungen.

Schleswig-Holstein.

Die schleswig-holsteinische Sache endete trotz glänzender Waffentaten der Deutschen mit Schmach. Am 12. Dezember 1848 machte Lord Palmerston den Vorschlag, Schleswig ganz in Dänemark einzuverleiben, ihm und Holstein getrennte Verfassungen zu geben, die Preußen und das Reichsministerium gutheißen sollten. Aber die Dänen, hinter welchen Rußland, Frankreich und Österreich standen, wiesen den Vorschlag zurück, kündigten den Waffenstillstand (von Malmö) und begannen am 3. April 1849 den Kampf von neuem. Die Deutschen erfochten einen Sieg um den andern. Am 8. April liefen die dänischen Orlogschiffe „Christian VIII." und „Gefion" in den Hafen von Eckernförde ein, wurden aber von der schwach armierten Strandbatterie so hergerichtet, daß sie die Flagge streichen mußten. „Christian VIII." flog in die Luft, „Gefion" ward der preußischen Marine einverleibt. Am 6. April siegten die Hannoveraner bei Ulderup, am 13. April stürmten Bayern und Sachsen die Düppeler Schanzen. Die schleswig-holsteinische Armee besiegte unter dem preußischen General Bonin am 20. April mit 5000 Mann 17000 Dänen bei Kolding und nahm die Stadt, am 7. Mai war sie bei Gudsö siegreich und begann Fredericia zu belagern. Die Preußen unter Prittwitz rückten in Jütland ein. Neben den Kämpfen liefen schon diplomatische Verhandlungen her; sie lähmten die Entschlußkraft des preußischen Heeres. Dem dänischen General Rye gelang es, unbemerkt auf Fünen zu landen; er überfiel in der Nacht auf den 6. Juli die weit zerstreute deutsche Belagerungsarmee unter Bonin bei Fredericia. Die Schleswig-Holsteiner verloren fast 3000 Mann, darunter 1500 Mann Gefangene, ihr Lager und einen großen Teil ihrer Artillerie. Die öffentliche Meinung wälzte die Schuld auf die Untätigkeit der Preußen. Diese Katastrophe machte dem zweiten Feldzug ein Ende; am 10. Juli trat Waffenruhe ein. Friedrich Wilhelm IV. wollte Frieden um jeden Preis. Die Waffenruhe wurde bis Ende des Jahres ausgedehnt. Schleswig wurde vorläufig preußisch-dänisch-englisch verwaltet. Die Zentralgewalt protestierte. Aber der König von Preußen entzog ihr seine Anerkennung, brauchte sich also um ihren Einspruch nicht kümmern. In Frankfurt, in Schleswig-Holstein erregte dies Ende furchtbare Erbitterung. — So endete vorläufig ein Kampf, der das deutsche Volk auf das tiefste erschüttert, an den es seine schönste Begeisterung

gesetzt hatte. Deutsche Stämme waren für ihre Freiheit und für ihr Recht aufgestanden, das ganze Deutschland hatte ihre Sache zu der seinigen gemacht, das deutsche Parlament hatte seine Ehre verpfändet, die erste Waffenmacht der Deutschen war für sie auf den Plan getreten und hatte den heimischen Heerbann zum Sieg geführt — und das Ende war in Schmach und Ohnmacht. Im Schicksal Schleswig-Holsteins spiegelt sich das Schicksal deutscher Nation.

Die Katastrophe des dänischen Linienschiffs „Christian VIII".

Im Gefecht von Eckernförde, am 5. April 1849, mußten sich die beiden größten Linienschiffe der dänischen Flotte „Gefion" und „Christian VIII." den Schleswig-Holsteinern ergeben. Ungefähr um 8 Uhr abends flog „Christian VIII." in die Luft.

Die Gräfin Reventlow von Altenhof erzählt: In Eckernförde war uns gesagt, die Schiffe sollen beide brennen, fahren Sie lieber den Windebyer Weg und nicht am Strande! So... verließen wir das von Menschen wogende Städtchen. Es war ganz Nacht geworden, aber klar und mondhell. Gespensterhaft lagen beide Schiffe, der Christian VIII. scheinbar tot und verlassen und dem Ufer so nahe wie ein Gebirge; vor uns... kehrte er dem Strand seine lange Seite zu. Da kam es mir vor, als umgebe ein leichter Nebel das Schiff, und während ich noch beobachtete..., sah ich eine züngelnde Flamme. In demselben Augenblick dröhnte die Erde von einem furchtbaren Knall, und vor uns stand das furchtbarste und großartigste Schauspiel, was meine Augen je gesehen. Mir schien, als stände eine Sekunde lang die Form des Schiffes in unabsehbarer Vergrößerung in ungeheurem Feuer still, dann stieg diese ganze furchtbare Glutmasse langsam, kerzengerade gen Himmel, nach allen Seiten Feuerkugeln, brennendes Holz und Funken entsendend. Wir befanden uns eingehüllt in einen andern Äther, wie man sich den jüngsten Tag, die Auflösung der Elemente denken mag. ... Ganz vorne übergelehnt, trieben wir die schon wie von einem elektrischen Schlage berührten, vorwärtsschnaubenden Pferde zur beflügelten Eile an. — So habe ich den Zug der ganzen furchtbaren Masse über uns hinweg vollkommen deutlich verfolgt; es war, als ob eine dunkle, schwarze Wolke

voll goldener Sterne — ganze Klumpen Kugeln, alle möglichen Formen annehmend, über uns schwebe. Ein Atom aus dieser Höhe auf uns herabgeschleudert, und wir waren verloren. Als wir auf der Höhe waren, wo der Weg von Windeby an den Strand hinabgeht, sahen wir allmählich am Horizont eine feurige Masse sich senken, und wir waren gerettet.

Erinnerungsblätter an die schleswig-holsteinischen Feldzüge von 1848—51, zum 40jährigen Gedächtnistage der Erhebung der Herzogtümer Schleswig-Holstein ... hrsg. v. F. Möller. Altona 1888.

Das Ende der Nationalversammlung.

Am 5. April 1849 berief Schwarzenberg die österreichischen Abgeordneten aus Frankfurt ab. Obwohl das Reichsministerium in Verhandlungen mit Ludolf Camphausen, dem Vertreter Preußens bei der Zentralgewalt, eine konservative Revision der Reichsverfassung zugesagt und die zweite preußische Kammer den Antrag Rodbertus auf deren Anerkennung angenommen hatte, erklärte die preußische Regierung die definitive Ablehnung der Reichsverfassung (28. April). Am 30. April setzte die Nationalversammlung in Frankfurt ihre Beschlußfähigkeit auf 150 Mitglieder fest. Am 4. Mai forderte sie die Regierungen, die deutschen Parlamente, die Gemeinden der Einzelstaaten und das ganze deutsche Volk auf, die Verfassung zur Anerkennung und Geltung zu bringen, schrieb auf den 15. Juli die Wahlen und auf den 15. August den neuen Reichstag aus. Da brachen die Aufstände in Sachsen und Baden aus. Am 14. Mai erklärte Preußen die Mandate der preußischen Abgeordneten für erloschen. Gagern legte dem Reichsverweser ein neues Programm vor, nach welchem die Zentralgewalt die Verfassung durchführen sollte. Erzherzog Johann lehnte ab. Das Ministerium trat zurück. Am 17. Mai stellte sich das neue Ministerium vor: Grävell,

eine komische Figur aus dem Parlament, ward Präsident und Minister des Innern, bald ersetzt durch den preußenfeindlichen hessischen General Fürst Wittgenstein, — Detmold aus Hannover übernahm die Justiz, ein General Jochmus, ehemals türkischer Paschah, das Auswärtige. Das neue Ministerium wurde mit Hohn empfangen. Am 20. Mai traten 65 Mitglieder aus, darunter Gagern, Simon, Mathy, Arndt, Dahlmann. Die Linke hatte nun die Majorität. Am 26. Mai erließ sie eine von Ludwig Uhland verfaßte Ansprache an das deutsche Volk, worin sie dessen tätige Mitwirkung in Anspruch nahm. Am 30. Mai beschloß die Versammlung (das Rumpfparlament), nach Stuttgart überzusiedeln. Löwe-Calbe wurde Präsident. Am 6. Juni richtete sich die sechsköpfige „Reichsregentschaft" in Stuttgart ein. Der württembergische Märzminister Römer, selbst bis zum 13. Juni noch Mitglied des Rumpfparlaments, forderte die Verlegung der Reichsversammlung aus Stuttgart und verbot am 18. Juni alle weiteren Sitzungen. Am selben Tage wurden die letzten Vertreter der einst so stolzen Nationalversammlung wie Winkeldemonstranten durch württembergische Soldaten auseinandergetrieben. Dies war das schmähliche Ende des ersten deutschen Nationalparlamentes. „Allein keine Schande, sondern ein Ruhm ist es, seinen Zeitgenossen voraus zu sein, und deshalb zwar erfolglos in der Gegenwart zu bleiben, wohl aber den Samen einer großen Zukunft auszuwerfen. Dies hat die Nationalversammlung getan und damit einen ehrenvollen Namen in der Geschichte behauptet. Die Richtung, welche sie dem vaterländischen Sinne gegeben, ist unvertilgbar geblieben, und auch eine glücklichere Folgezeit hätte das Gelingen nicht erlebt, wäre nicht durch unser erstes Parlament, trotz aller Irrtümer über die Mittel, mit so gewaltigem Nachdruck das Ziel dem Volke gezeigt worden: die Freiheit im Innern, die Einheit nach außen." (Sybel.)

Ernst Moritz Arndt.

Arndt hatte am 3. März 1849 den König Friedrich Wilhelm IV. brieflich gebeten, die deutsche Kaiserkrone anzunehmen. Er erhielt ablehnenden Bescheid. Dennoch schloß er sich anfangs

April der Deputation an, die in Berlin dem König die auf ihn gefallene Wahl zum Kaiser überbrachte. Am 20. Mai 1849 trat Arndt mit dem größten Teil des rechten Zentrums aus der Nationalversammlung aus, weil alle Hoffnung auf das Zustandekommen der Reichseinheit geschwunden war. Die Revolution im Süden war ausgebrochen. Am 31. Mai löste sich das Nationalparlament auf.

Mai 1849.

Hinweg! Die besten Streiter matt,
Die stärksten Arme todeswund.
Hinweg! Satt ist und übersatt
Gelebt — es kommt die Sterbestund'.

Weg! keinen Augenblick gesäumt!
Sonst stirbst du wie ein feiger Hund.
Du hast von Kaiserstolz geträumt —
Vergrab' einstweilen deinen Fund.

Die Besten wissen, wo er liegt,
Einst heben sie ihn ans Sonnenlicht.
Wir sind geschlagen, nicht besiegt.
In solcher Schlacht erliegt man nicht.

Zur teutschen „Reichs"-Geschichte.

Epigramm von Karl Heinzen.

Erst machten sie das teutsche Land zum „Reich",
Doch hat sich kein Regent dazu gefunden;
Dann hatten fünf „Regenten" sie zugleich,
Jedoch das „Reich" — war unterdes verschwunden.

Aus Arnold Ruges Briefwechsel und Tagebuchblättern.

Karl Mathy an Hermann von Beckerath.

Frankfurt, 18. Mai 1849.

Das Verhalten der Könige gegen die Versammlung und ihr Werk hat die Männer, welche die Einigung Deutschlands auf dem Wege friedlicher Entwicklung durchzuführen versuchten, getäuscht und von der Bühne gedrängt, auf welcher jetzt das anarchische, dämonische Chaos den Königen entgegentritt. Mögen sie es durch ihre Heere besiegen, —

sie haben die besten Gefühle der Nation so tief verletzt, daß ihr augenblicklicher Sieg über die Anarchie ihre Throne nicht auf lange befestigen wird.

Die Bewegung in Baden hat eine ebenso solide Grundlage, wie die Politik der Könige; den Meineid empörter und irregeleiteter Soldaten. Es ist dort völlige Auflösung des Staates eingetreten, und der Gesellschaft in Aussicht. Württemberg und die Pfalz haben ähnliches zu gewärtigen; eine süddeutsche Republik unter französischem Protektorate gehört daher keineswegs zu den Unmöglichkeiten. —

Baden und die Rheinpfalz sind mit Gesindel überschwemmt, welches aus der Schweiz und dem Elsaß Verstärkung erhält; Württemberg und Hessen halten noch; wie lange? — ist ungewiß. Deutsche Revue VII, 1. 1882.

Die Sprengung des Rumpfparlaments in Stuttgart am 18. Juni 1849.

Um Mittag hatte sich Uhland zu einem seiner politischen Freunde begeben, der neben ihm noch in der Nationalversammlung ausharrte, dieselbe aber in den letzten zwei Tagen nicht mehr besucht hatte und auch am jetzigen nicht mehr besuchen wollte. Er traf ihn bei Tische. „Was sollen wir tun?" war abermals die in dem kleinen Kreis fast zum halben Scherz gewordene Frage des Eintretenden. Und abermals lautete die humoristische Erwiderung des anderen: „Uns sprengen lassen!" Jener setzte sich mit zum Essen nieder, ohne an demselben teilzunehmen, und war zutraulich und gesprächig, wie der Freund ihn selten gesehen. Die Stunde der Session [3 Uhr nachmittags] nahte heran; plötzlich hörte man Truppen, die sich dem nicht weit entfernten Fritzschen Reithause, dem Sitzungslokal der Versammlung, näherten. Eine solche Einschreitung hatte Uhland denn doch nicht erwartet. Er sprang auf, der Freund wollte ihn zurückhalten, er jedoch eilte mit den Worten: „Nichts! nichts! da muß ich dabei sein!" hinweg und ließ dem im damaligen Hotel Marquardt in der Königsstraße befindlichen Präsidenten Löwe zu wissen tun, nach seiner Meinung

sollten sich alle Abgeordneten, die gerade beisammen wären, in einem Zug nach dem Sitzungssaal begeben, um, wenn es sein müßte, die Gewalt an sich konsumieren zu lassen. Der Präsident, anfangs nicht zu einem förmlichen Zug geneigt, begriff, wie er sich in dem hierüber verfaßten Protokoll, dem letzten des deutschen Parlamentes, ausdrückt, „doch wohl, daß die Versammlung, geführt von dem ersten deutschen Dichter, nicht besser enden könne," und der Vorschlag ward angenommen ...
[Uhland und Albert Schott nahmen den Präsidenten Löwe-Calbe in die Mitte, und so zog der Rest der Frankfurter Nationalvertreter dem Reithaus zu. Unterwegs stießen sie auf Infanterie. Zweimal forderte Löwe die Truppen auf, Platz zu machen.] Abermalige Trommelwirbel übertäubten seine Worte, und die Soldaten wurden zum Vorrücken befehligt, was jedoch durch diese, was von allen Zeugen einstimmig versichert wird, keineswegs auf eine schonungslose Weise geschah; vielmehr scheint die Bewegung nach Ansicht des Kommandierenden eher etwas zu zögernd erfolgt zu sein, denn er fragte mit lauter Stimme: „Wo bleibt die Reiterei?" Auf diese Frage rief ein Infanterieoffizier Uhland zu: „Stellen Sie sich hier her, zwischen uns, Herr Professor; hier sind Sie vollkommen sicher!" Uhland machte von der Aufforderung keinen Gebrauch, die Reiter aber setzten sich auf die erwähnte, ihnen durch einen Offizier gemeldete Frage anfangs in leichten Trab; je näher sie jedoch der Langenstraße kamen, desto gemäßigter wurde der Lauf der Rosse, und als sie bis zu den Abgeordneten gelangt, war derselbe zum völligen Schritt geworden. — Wie das Fußvolk schienen übrigens auch die Reiter, obwohl antreibende Stimmen erschollen, ja sogar der Ruf: „Haut ein!" mehrfach gehört sein will, zu gewaltsamem Einschreiten durchaus nicht geneigt. Natürlich hinderte übrigens dieses von der Gewalt der Waffen keinen Gebrauch machende Verhalten nicht, daß die Abgeordneten sich durch die vorschreitenden Pferde bald auseinander gedrängt sahen. In diesem Augenblick müssen, falls sie wirklich ausgesprochen wurden, die oft erwähnten Worte eines Abge-

ordneten an die Annahenden gerichtet worden sein: „Wollt Ihr den alten Uhland niederreiten?" Die Mitglieder der Nationalversammlung aber kehrten jetzt, indem sie ihre durch die Kavallerie auseinander getriebenen Reihen, so gut es gehen wollte, wieder ordneten, durch die Langestraße in das Hotel Marquardt zurück, Uhland, mit dem Vorsitzenden Löwe an der Seite, abermals voran. Fr. Notter, Ludwig Uhland.

Aufstände in Sachsen, Pfalz und Baden.

In Österreich, außer Ungarn, und in Preußen war die Macht der revolutionären Bewegung gebrochen. Aber die Revolution sollte nicht unblutig enden. Ihr Todeskampf war qualvoll, verbittert durch Zerrüttung und Hoffnungslosigkeit. An vielen Orten Deutschlands erhob sich die Gewalt von unten, als die beiden Großstaaten keine Aussicht mehr in eine freiere Zukunft ließen. Die radikale Partei, in den Märzvereinen organisiert, begann anfangs Mai den Aufstand unter dem Feldgeschrei der Reichsverfassung. Der Kampf der Radikalen galt aber nicht dieser Verfassung, sondern der Republik. In Sachsen waren die Kammern aufgelöst, die Minister zurückgetreten, der König entfloh beim Ausbruch des Dresdener Aufstands nach dem Königstein. Die sächsischen Truppen standen größtenteils in Holstein. Eine provisorische revolutionäre Regierung bildete sich, Bakunin war ihr eigentlicher Leiter. Bekannt ist Richard Wagners Teilnahme. Die sächsische Regierung wandte sich an Preußen um Hilfe; diese erschien auch bald und schlug nach erbitterten Straßenkämpfen den Aufruhr nieder. In Preußen selbst kam es zu schnell erstickten Unruhen in Berlin, Breslau, Königsberg, Elberfeld, Düsseldorf. Auch in der Rheinpfalz wurde eine provisorische Regierung eingerichtet. Aber schon

am 20. Juni waren die Preußen mit der Pfalz fertig. **Baden** war der Reichsverfassung vom 28. März 1849 treugeblieben. Dennoch kam es hier zum gefährlichsten Aufstand. Seinen besonderen Charakter erhielt der Aufstand in Baden durch den massenhaften Übertritt der Truppen ins Heerlager der Revolution. In Lörrach, Freiburg, Bruchsal und in der Bundesfestung Rastatt brachen Meutereien aus. Die Führer der demokratischen Vereine Brentano, Goegg, Peter und Eichfeld rissen die Regierung an sich. „Die Regierung wie die Volksvertretung, die aus den revolutionären Klubs hervorging, war die bitterste Züchtigung für das Verlangen der Urheber, ihr eigen Fleisch und Bein an der Regierung zu sehen." Vor einem Soldatenaufruhr in Karlsruhe am 13. und 14. Mai flüchteten der Großherzog und das Ministerium ins Elsaß. Der Großherzog rief Preußen um Hilfe an. Der Prinz Wilhelm von Preußen führte 2 Armeekorps ins Land. Die Revolutionstruppen standen unter dem Befehl des polnischen Insurgentenführers Louis Mieroslawski, dem als badischer Führer Franz Sigel zur Seite stand. Die Bevölkerung blieb im ganzen untätig. Am 20. Juni überschritten die Preußen den Rhein. Bei Waghäusel wurde Mieroslawski nach anfänglichem Erfolg am 21. Juni geworfen. General v. Peucker rückte vom Odenwald heran, Mieroslawski entkam ihm jedoch; der preußische General von der Groeben hatte den untern Neckar überschritten. Am 25. Juni zogen die Preußen in Karlsruhe ein. Am 29. und 30. Juni wurde die Volksarmee von der Murglinie vertrieben und Rastatt, der Herd und Stützpunkt der Revolution, eingeschlossen. Am 23. Juli mußte Rastatt kapitulieren.

Das Standgericht verhängte etwa 40 Todesurteile und viele Kerkerstrafen. So war Baden „von der bureaukratischen Willkür der demagogischen überantwortet worden, um von der revolutionären Gewaltherrschaft zur militärischen überzugehen". Zur Wiederherstellung des schwer erschütterten Rechtsgefühls dienten die Standurteile nicht, zumal sie nicht von einem heimischen Gerichtshof gefällt waren. Die standrechtlich Erschossenen büßten zum geringsten Teil eine per-

sönliche Schuld, sondern sie büßten für die Gesamtschuld der Parteien wie der Regierungen, der Völker wie der Fürsten.

Ludwig Bamberger über die Erhebung für die Reichsverfassung.

Eine Volkserhebung konnte in Deutschland nur gelingen, wenn am politischen Himmel ein Zeichen erschien, das von selbst, durch seine bloße Erscheinung, allen Stämmen mit gleichem Erfolg zurief: „Jetzt ist es Zeit!" — Ein solches Zeichen mußte, wenn je etwas, das offene Fehdewort der Fürsten gegen die Nationalversammlung und die Aufforderung der letzteren an das Volk sein. Das war die große Frage: Wird ganz Deutschland sich erheben? Das war es, was den Bedenklichsten, den zähesten Zweifler voranschieben mußte. Ich erinnere mich von allen Seelenzuständen jener verhängnisvollen Tage noch am deutlichsten der peinlichen Verlegenheit, welche jene Frage, von deren Beantwortung alles abhing, in uns erzeugte. Ich war stets der Meinung, und habe bei vielen Gelegenheiten danach gehandelt, daß nichts bedächtiger erwogen sein wolle, als der Entschluß, das Signal zu einer Erhebung zu geben. Das Volk ist gleich bereit, seine Haut zu Markt zu tragen, und im Nu sind Tausende dem Elende, der Verfolgung oder dem Exil verfallen. Außerdem bringt natürlich jede Niederlage noch hinter jenen Zustand zurück, der selber schon als unerträglich zur Erhebung aufgefordert hatte. — Ich habe mir viele, viele Male seit dem trostlosen Ausgang dieser letzten Bewegung die Frage vorgelegt: War es vor der Lage der Dinge gerechtfertigt, daß damals das Zeichen zur Beteiligung an der Erhebung in Rheinhessen gegeben wurde? Und dann suchte ich mir, so gut es heute noch geht, die Stimmung jener Tage zu vergegenwärtigen. Es war nicht Hoffnung, es war nicht Ekstase, überhaupt kein leidenschaftlicher Zustand, in dem wir uns befanden. Mit einem Herzen voll Unruhe, aber mit dem klaren Bewußtsein eines unvermeidlichen „Muß" entschlossen wir uns zum äußersten Schritt. Dem letzten spärlichen Rest der sogenannten Revo-

lutionserrungenschaften war der offene Krieg angekündigt, die höchste Gefahr war leibhaftig da. Es fragte sich: hat das Wagnis eines Kampfes Aussicht auf Gelingen? und die Antwort lautete: Ja, wenn ganz Deutschland sich beteiligt. — Und wird es sich beteiligen? Das war die inhaltschwere Frage. Wir hatten unsere großen Zweifel. Allein die Antwort auf alle Bedenklichkeiten lag so nahe, war so unabweisbar kategorisch, daß man nicht anders konnte, als sich zu fügen. Diese Antwort lautete: Wenn jeder so fragen und zweifeln wollte, dann ist nie eine deutsche Revolution möglich. In Sachsen schwankte damals der Kampf noch unentschieden; es war ungewiß, ob Berlin sich zu der preußischen Intervention abermals passiv verhalten werde. Am Niederrhein war alles in Gärung, Düsseldorf, Elberfeld, Iserlohn in offener Erhebung; da kam die Bewegung in Rheinbayern, die Aufforderung zur Hilfe von dort, das Volk war Feuer und Flamme, und — es war nicht länger zu zaudern — im Vertrauen, daß man überall in Deutschland im selben Moment denselben tausendfach gebotenen Entschluß fassen werde, mußte das verhängnisvolle Wort über die Lippen. Bamberger, politische Schriften von 1848—1868.

Der Aufstand in Dresden am 3. und 4. Mai 1849.

Am 3. Mai 1849 brach in Dresden der offene Aufstand aus. In der Stadt befanden sich nur 1800 Mann mit 6 bespannten Geschützen. Das Zeughaus wurde gestürmt; das Landhaus von bewaffneten Turnern besetzt. Am 4. Mai, früh um $4^1/_2$ Uhr, verließen der König, die Königin und sämtliche Minister die Stadt und gingen auf den Königstein. Das Land war ohne Regierung, denn die Behörden waren nicht einmal von der Abreise der Minister in Kenntnis gesetzt worden. Mitglieder der aufgelösten Kammer ernannten eine „provisorische Regierung": Tzschirner, Heubner und Todt. Der ehemalige griechische Offizier Heinze war zum Kommandanten aller sächsischen Bürgerwehren gewählt worden. Bakunin traf am selben Tage in Dresden ein und leitete den ganzen Aufstand. Preußische Truppen warfen mit sächsischen in den Kampftagen des 7., 8. und 9. Mai den Aufruhr nieder. Die Anführer Tzschirner, Heubner, Bakunin entkamen. Dresden wurde in Belagerungszustand erklärt, der jedoch sehr mild gehandhabt wurde.

Die meisten Gefallenen waren jugendliche Leute; sie bildeten

den Kern der Kämpfer. Von den 99 identifizierten Toten stammten etwa 40 nicht aus Dresden; an unbekannten Toten fanden sich 98. Von den 114 Verwundeten waren gar nur 67 Dresdener. Die Gesamtzahl der Toten und Verwundeten auf der Seite der Volkskämpfer betrug also 343.

Der Sturm auf das Landwehrzeughaus in Siegburg.

Professor Kinkel in Bonn hatte, um der Bewaffnung der Landwehr durch die Regierung zuvorzukommen, den Plan gefaßt, das Zeughaus von Siegburg (ein paar Stunden von Bonn) einzunehmen, selbst das Volk zu bewaffnen und sich mit den Aufständischen in Elberfeld in Verbindung zu setzen. Das Unternehmen mißlang vollständig. — Karl Schurz, ein Rheinländer aus der Nähe von Köln, geb. 1829, studierte während der Revolution in Bonn, schloß sich dort an Kinkel an, machte den sog. Sturm auf das Zeughaus in Siegburg und die Erhebung in Pfalz und Baden mit. Aus Rastatt in abenteuerlicher Flucht entkommen, ging er in die Schweiz; im November 1850 befreite er Kinkel aus dem Zuchthaus in Spandau. Dann ging er nach London und 1852 in die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Als Politiker, Soldat und Staatsmann gleich ausgezeichnet, leistete er seinem neuen Vaterlande im Sezessionskrieg und dann in der Verwaltung die wertvollsten Dienste. Er starb hochgeehrt im Jahre 1906. Karl Schurz erzählt:

Wie eine der spartanischen Frauen oder römischen Matronen, von denen wir lesen, holte meine Mutter mit eigener Hand meinen Säbel aus der Ecke und gab ihn mir mit der einzigen Ermahnung, ich solle ihn ehrenhaft führen. Und nichts hätte ihrer Seele dabei fremder sein können, als der Gedanke, daß in dieser Handlung etwas Heroisches lag. . . [Die Schar, welche das Zeughaus stürmen sollte, setzte um Mitternacht über den Rhein. Der Professor Kinkel war dabei.] Anneke [früher preußischer Leutnant, später beim badischen Aufruhr] ordnete die Schar und teilte sie in Sektionen ein. Anneke fand, daß seine Truppe nicht ganz 120 Mann zählte, und konnte sich nicht enthalten, seiner Enttäuschung bitteren Ausdruck zu geben. Es hatten sich eben viele, die der Versammlung im Römer beigewohnt, in der Dunkelheit stille beiseite geschlichen, als das Zeichen zum Abmarsch gegeben wurde...

Nachdem wir nun in Kolonne formiert wurden, hielt

Anneke eine kurze Ansprache, in der er die Notwendigkeit der Disziplin und des Gehorsams hervorhob, und dann wurde Marsch! kommandiert. Schweigend ging es nun in der Dunkelheit vorwärts auf Siegburg zu. Wir waren vielleicht eine gute halbe Stunde marschiert, als einer unserer beiden Reiter nachgesprengt kam mit dem Bericht, daß die in Bonn stationierten Dragoner uns auf den Fersen seien, um uns anzugreifen. Eigentlich hätte diese Kunde niemand überraschen sollen. Nichtsdestoweniger brachte die Meldung von dem Herannahen der Dragoner in unserer Schar viel Aufregung hervor. Anneke befahl unserm Reiter, zurückzueilen und sich zu vergewissern, wie nahe und wie stark der uns nachsetzende Trupp Dragoner sei. Unterdessen wurde unser Marsch beschleunigt, damit wir noch vor der Ankunft der Dragoner den Übergang über den Siegfluß bei Siegburg-Müldorf bewerkstelligen möchten, um dem Feinde die Passage streitig zu machen. Aber dies mißlang. Lange ehe wir den Siegfluß hätten erreichen können, erklang in geringer Entfernung hinter uns das Trabsignal der Dragoner. Anneke, der offenbar der Kampffähigkeit seiner Schar nicht traute, ließ sofort Halt machen und sagte den Leuten, sie seien augenscheinlich nicht imstande, den herankommenden Truppen erfolgreich Widerstand zu leisten; sie sollten daher auseinandergehen und, wenn sie sich der Sache des Vaterlandes weiter widmen wollten, ihren Weg nach Elberfeld finden, oder nach der Pfalz, wie er es tun werde. Dieses Zeichen zur Auflösung wurde sofort befolgt. Die meisten zerstreuten sich in den umliegenden Kornfeldern, während einige von uns, etwa zwanzig, an der Seite der Straße stehen blieben. Die Dragoner ritten ruhig im Trabe durch auf Siegburg zu. Es waren ihrer nur etliche dreißig, also nicht genug, uns zu überwältigen oder selbst auf der Straße durchzudringen, hätten diejenigen von uns, die Feuerwaffen trugen, einen geordneten Widerstand geleistet. Als nun die Dragoner zwischen uns durchgeritten waren und sich der Unsrigen nur wenige in der Dunkelheit auf der Straße zusammenfanden, überkam mich ein Gefühl tiefer, grimmiger Beschämung. Unser Unter-

nehmen hatte also nicht nur einen unglücklichen, sondern einen lächerlichen, schmachvollen Ausgang genommen.

Karl Schurz, Erinnerungen I.

Baden vor der Mairevolution 1849.

Der radikal-demokratische Badener Abt schreibt: Es tritt einem die frappante Tatsache entgegen, daß unter der Regierung Bekk-Dusch die staatsbürgerliche Freiheit in der ganzen Ausdehnung vorhanden war, welche der Staat in den Verhältnissen des Kontinents ertragen kann. Diese Tatsache ist unbestreitbar. Die Freiheit war nach der Märzbewegung in Baden tatsächlich in einem Grade vorhanden, der die äußerste Möglichkeit bezeichnet, welche der Staat ertragen kann, ohne sein Wesen aufzugeben.

Abt war nicht etwa ein Renegat, sondern gehörte zur Aktionspartei und zeichnete sich durch eine bis zum Zynismus gehende Aufrichtigkeit aus. So schildert er die revolutionäre Presse in Baden vor und im Jahr 1848 folgendermaßen: „Durch (diese) höchst zweckmäßige Frechheit unterschied sich die badische Presse sehr zu ihrem Vorteil von der loyalen, anständigen, honetten Haltung der württembergischen Journalistik, welche zwar das Prinzip ihrer Gegner bekämpfte, aber die Persönlichkeiten derselben stets mit Achtung behandelte, anstatt sie, namentlich durch schonungslose, malitiöse, boshafte Berührung ihrer Blößen und Schwächen in den Kot herabzuziehen." (Abt, Die Revolution in Baden und die Demokraten. Herisau 1849.)

Häusser, Denkwürdigkeiten zur badischen Revolution.

Das Blatt „Die Republik" über die Reichsverfassung.

„Die Republik" erschien in Heidelberg und war das verbreiteste Demokratenblatt Badens.

[Die Reichsverfassung ist] eine Mißgeburt, die keine Bohne wert ist. Eine solche Verfassung haben wir nicht gewollt und werden sie auch nicht mit Gut und Blut verteidigen. Fürs Volk ist sie zu schlecht, es kann sie nicht brauchen. Michel, die Reichsverfassung hilft dir nichts, gar nichts. Und willst du wissen, was dir hilft? Eine Revolution, in der du mit deinen Feinden ein schnelles Gericht hältst! Überleg's! Wir wollen uns be-

reit halten, damit wir bei der Hecke sind, wenn es etwas für uns gibt! „Die Republik." 3. Mai 1849.

Badische Presseblüten.

Vor dem Maiaufstand 1849.

„Bald wird kein Hund mehr ein Stück von Bekk [liberaler Minister] fressen, wenn er nicht vom Ministerstuhl heruntersteigt."

„Er [Bekk] hat bereits am Halse jenes Gefühl, das ein Strick erregt, der darum geschlungen und straff angezogen wird, während die Beine einen Schuh über dem Boden hängen. Herrn Dusch, dem Minister, wurden die Fenster eingeworfen; Schädeleinwurf hätte uns besser gefallen."

„Das Lumpenministerium in Paris tritt so wenig ab, als unser Baptist Bekk abgetreten ist, obgleich ihn das ganze Land angespien hat. In neuerer Zeit treten Minister und Regenten nicht mehr ab, sie werden bloß geköpft."

„Es lebte im Lande ein Mensch, namens Karl Baden, ein Nachkömmling des ehemaligen Raubritters zu Baden. Eines schönen Morgens fiel es besagtem Karl Baden ein, einen Befehl zu erlassen, in welchem er verordnete, daß das „badische Volk" 63 Leute nach Karlsruhe schicken solle, um dort die Regierung zum Scheine zu beaufsichtigen und allerlei schöne Reden zu halten; diesen Befehl nannte man eine Verfassung." Häusser, Denkwürdigkeiten zur badischen Revolution.

Diese Sprache ist nicht vereinzelt, die Beispiele stammen auch nicht aus einem einzigen Artikel oder Blatt, sondern sind typisch für die Roheit der badischen Presse.

Aufruf der badischen Revolutionsregierung an die französische Nation.

Die angeblich für die Reichsverfassung kämpfende Insurrektion hatte jedes Gefühl für politische Realitäten verloren, nicht zu reden von dem normalen vaterländischen Stolz.

Wir rufen euch, Brüder Frankreichs: An den Rhein, an den Rhein! Die Freiheit Europas ist in Gefahr, Frankreich darf nicht fehlen auf dem Posten der Ehre, vorwärts im Namen der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderlichkeit.

Karlsruher Zeitung. 30. Mai 1849.

Lorenz Brentano.

Brentano wurde das Haupt der provisorischen Regierung.

Mit Hecker hatte Brentano nur den platten Advokatenradikalismus gemein, sonst sehr wenig. Von dem brausenden, exaltierten, aber auch andere mit fortreißenden Wesen des jugendlichen Tribunen, von seinem wirklichen Feuer und seinen bestechenden äußeren Gaben hatte Brentano nichts; er besaß eine gewöhnliche, man darf sagen gemeine Demagogennatur. Heckers Individualität, sein Äußeres, seine Art zu reden erinnerte an die Momente, wo die entfesselte Leidenschaft mit aller dämonischen Gewalt Menschenseelen beherrscht und unaufhaltsam mit sich fortreißt. Bei Brentano hörte man nur die giftige Demagogenkunst der Verdächtigung und Sophistik heraus. Selbst kalt und egoistisch, einer enthusiastischen Erregung unfähig, ohne Aufschwung, ohne Ideen und Ideale zeigte Brentano in seiner ganzen äußeren Erscheinung, seiner Rede und seinem Tun nichts als die Zungenfertigkeit eines Advokaten, die Unermüdlichkeit eines Parteigängers, die überlegene Pfiffigkeit eines Rabulisten, die eherne Stirn eines Demagogen von der schlimmsten Sorte. Seine Rede war kalt und nüchtern, höchstens durch persönlichen Groll, Erbitterung und verhetzende Anklägerei in eine künstliche Hitze versetzt; sein Auftreten frech bis zur äußersten Grenze, höhnisch und voll persönlicher Galle, und wenn gar die Wut und der Zorn über ihn Meister ward, konnte man im Zweifel sein, ob die ganze Erscheinung mehr widerwärtig oder unheimlich war. Häusser, Denkwürdigkeiten.

Die Soldatenmeuterei in Rastatt
am 11. und 12. Mai 1849.

Vom badischen Parlament war zwar eine Erhöhung des Militärsoldes gefordert aber noch nicht genehmigt; eine Menge Leute mußte eingestellt werden, die den Zug Heckers mitgemacht hatten. Das Gesetz über die allgemeine Wehrpflicht entzog den Unteroffizieren das Recht und die Möglichkeit, ihr Einkommen durch das „Einstehen für andere" zu erhöhen. Diese Gründe und die maßlose Agitation unter den Truppen führten zum Abfall. — Der damalige Student, spätere katholische Dekan Förderer, erzählt als Augenzeuge:

Die Disziplin unter dem Militär wurde immer lockerer, und es wurde endlich anfangs Mai ein Soldat namens Stark, der eine aufrührerische Rede gehalten hatte, in Arrest gesteckt. Da versammelte sich ein brüllender Haufen von Kanonieren, Infanteristen, Festungsarbeitern usw. vor der Leopold-Kaserne und verlangte gebieterisch Starks Freilassung. Die Kasernenwacht, welche die Menge wegtreiben sollte, tat ihre Schuldigkeit nicht, und so wurde Stark von seinem Major auf freien Fuß gesetzt. Wer aber diese Freilassung zurückwies, war Stark. Er dankte seinen Kameraden für die bewiesene Freundschaft, bemerkte jedoch, daß er auf diesem Wege seinen Arrest nicht verlassen wolle. Das sei nicht der „gesetzliche Weg", den man doch einhalten müsse. Sein Hauptmann habe ihn in Arrest gesteckt, und der müsse ihn auch wieder freilassen... Der Hauptmann ließ ihn dann frei, worauf die Tumultuanten sich allmählich entfernten. Nachmittags ging jedoch der Teufel wieder los, weil das Gerücht ging, Stark sei wieder verhaftet. In der Wilhelms-Kaserne trieb Oberst von Pierron nebst einigen anderen Offizieren die Meuterer mit blanken Säbeln von dannen. Als diese später vor Pierrons Wohnung sich zusammenrotteten, um Rache zu nehmen, ließen sie sich vom Gefreiten Haas beschwichtigen. — Nun ging es aber nochmals zur Leopoldkaserne. Der verhaftete Korporal Kehlhofer sollte befreit werden. Derselbe war ohne Urlaub über 8 Tage aus der Garnison entfernt gewesen und deshalb heute nach seiner Rückkehr in Arrest gesteckt worden. „Kehlhofer heraus!" brüllte die Menge. Der Wachtkommandant, Hauptmann von Degenfeld, hatte sich mit der verstärkten Wachmannschaft vor dem Kasernentor aufgestellt. Als seine Aufforderung zum Auseinandergehen nicht beachtet wurde, als sogar die Tumultuanten der Wache sich näherten und aus dem Hintergrunde Steine auf dieselbe geworfen wurden, gab er Befehl, das Gewehr zu fällen und die Angreifer zurückzutreiben. Nur wenige Soldaten und ein Unteroffizier namens Rinkleff leisteten Folge. — „Kanonen holen!" brüllten die wütigen Kanoniere und rannten davon. Die anderen Haufen versprachen, sich zu entfernen, wenn die Wache in das

Innere der Kaserne zurückgezogen würde. Im Augenblick, als dieses geschah, fielen Steinwürfe gegen die Offiziere, wodurch Oberst Hofmann schwer verletzt wurde. Als in diesem kritischen Augenblicke Oberst von Pierron mit einem Adjutanten vorbeiritt, wandte sich die Menge plötzlich gegen ihn; Schimpfworte, Steine und Faschinenmesser wurden nach ihm geschleudert. Ein Dragoner führte einen Hieb mit dem Säbel nach ihm, hieb aber bloß den Zügel des Pferdes ab. Der Adjutant faßte schnell entschlossen das Pferd beim anderen Zügel und sprengte mit dem Oberst durch die brüllende Menge, die sich nun, — es war mittlerweile dunkel geworden, wieder in die Straße wälzte. — Hier wurde nun die Lüge unter sie geworfen, Hauptmann von Degenfeld habe einen Mann erstochen. Man stürzt nach seiner Wohnung, findet ihn aber glücklicherweise nicht. Auch auf andere Offiziere wurde Jagd gemacht, aber vergebens. Nun stürzte das Gesindel in die Wohnung des Obersten Pierron, der glücklich in Eile von seinem Hausherrn geborgen wurde. Dagegen wurden in Gegenwart der Gattin und kranken Tochter die Möbel zertrümmert, und dann die alte Regimentsfahne, welche, von Kugeln zerfetzt, Zeugnis gab von der Treue und Tapferkeit der badischen Truppen früherer Zeit, mitgenommen, und auf der Straße deren Krone zertrümmert. Einige ältere Soldaten wurden darüber doch erbittert, entrissen die Fahne dieser Schmach und brachten sie aufs Rathaus. Der Gouverneur, General von Cloßmann, war mit einer Abteilung Dragoner erschienen, um den Platz zu säubern; die Dragoner waren aber nicht mehr zuverlässig, der General wurde durch Steinwürfe nicht unerheblich verletzt und wurde von Offizieren in seine Wohnung im Schloß gebracht. —

Der Dragonerleutnant Gramm erregte damals und bei andern ähnlichen Gelegenheiten durch seinen Mut die Bewunderung aller Gutgesinnten. Er stürzte sich mit seinem Pferde, mit dem er verwachsen schien, den Säbel schwingend, in die dichtesten Menschenknäuel hinein, brach sich Bahn und galoppierte, wie der Ritter mit dem flammenden Schwerte, durch die Straßen, daß die Funken davonflogen. Ein prächtiges, ritter-

liches Bild. — In jene Zeit fällt ein Vorkommnis, das noch lebhaft vor meiner Seele steht. Als die zuchtlosen Soldaten tumultuierend durch die Straßen zogen, erschien der Gouverneur, General von Cloßmann, zu Fuß mit seinem Adjutanten Stölzel und einem Trommler. Als dieser seinen Wirbel beendigt hatte, hielt der greise General eine Ansprache an die Soldaten, in welcher er sie aufforderte, zum Gehorsam und zur Ordnung zurückzukehren, ansonst er das Standrecht verkünden müsse. „Was," brüllte ein besoffener Füsilier, „du willst Standrecht über uns erklären, du H . . . ., wir erklären das Standrecht über dich!" Ich dachte mir, der General werde nun seinen Säbel ziehen und dem frechen Kerl den Kopf spalten. Er tat aber so etwas nicht, sondern kehrte betrübt mit seiner Begleitung zurück. Freilich wäre er, wenn er das getan hätte, was ich als erregter, unerfahrener Studiosus damals erwartet hatte, von der bestialischen Horde massakriert worden. Einige Jahre später, im Jahre 1854—55, war ich Vikar in Achern und kam hier und da in die Heil- und Pflegeanstalt Illenau. Da sah ich einmal eine Mannsperson zusammengekauert, stumpfsinnig vor sich hinstierend, auf einer Gangtreppe sitzen. Mein Begleiter sagte mir, das sei der General von Cloßmann. Da fiel mir jene aufregende Szene am Eck der Post- und Herrenstraße in Rastatt ein; ich dachte mir: welch glorioses Ende hätte dieser alte General genommen, wenn er damals von den Meuterern ermordet worden wäre! Wer weiß, ob ein solches Opfer nicht gute Früchte getragen hätte? Förderer, Erinnerungen aus Rastatt 1849.

Die Volksversammlung in Offenburg am 13. Mai 1849.

Am 12. Mai fand eine Versammlung von Abgeordneten der badischen Volksvereine in Offenburg statt, an die sich am 13. Mai eine Volksversammlung anschloß. Franz Raveaux, Abgeordneter des Frankfurter Parlaments, war von der Paulskirche nach Offenburg geschickt worden, „um zur Durchführung der Frankfurter Verfassung, durch Vermittelung und Belehrung über die allein zulässigen friedlichen und gesetzlichen Mittel den Reichsfrieden aufrecht zu erhalten und die Autorität der Landesbehörde nach Kräften zu unterstützen". Raveaux soll von der Offenburger Versammlung

gesagt haben: er habe schon viele Volksversammlungen besucht, auch selbst dabei agitiert; ein solches Toben und Rasen wie in Offenburg sei ihm aber früher noch nie vorgekommen. Raveaux war selbst radikal. Und in der Paulskirche rief er: „Nehmen Sie diese Bewegung in die Hand! Tun Sie es nicht, so werden sich andere Männer finden, und diese werden Ihnen nicht lieb sein, wenn ich Ihnen sage, daß der Landesausschuß, der Rastatt, die Eisenbahn und die Regimenter, die Munition in Händen hat, der die Regierung in Rastatt bildet, so zusammengesetzt ist, daß selbst Brentano und Fickler nicht eintreten wollen!"

Auflösung der Trümmer der großherzoglich badischen Artillerie und Dragoner.

Bericht eines Augenzeugen, des Ortspfarrers von Bonfeld in Württemberg, an der badischen Grenze.

[Am 16. Mai traf in Bonfeld der badische General Hoffmann mit etwa 20 Offizieren, 12 Geschützen und 1 Schwadron Dragoner ein. Der Erzähler ging auf die Nachricht hin auf das Rathaus.] Dort trafen wir den General Hoffmann mit seinen Offizieren in einer Stimmung, die ich nie vergessen werde. Der greise General stand da als ein Bittender um Aufnahme seiner Leute, die keinen Schritt mehr weiter könnten. „Ich bitte Sie, seien Sie menschlich, es wäre ja gräßlich, wenn wir von unsern eigenen Mitbürgern auf die Straße gejagt würden." Sie seien mit der Artillerie und einer Schwadron Dragoner in der Nacht vom Sonntag auf den Montag von Karlsruhe hinweg, um den Großherzog nach Germersheim zu begleiten, seien nun seit drei Tagen nicht mehr zur Ruhe gekommen, und er wolle nun seine Kanonen dem Könige von Württemberg übergeben oder nach Ulm in die Reichsfestung bringen. [Die Bürger weigerten sich zuerst, die Truppen aufzunehmen. Einstweilen waren die Geschütze mit der Bemannung im unteren Schlosse des Dorfes untergebracht.] ... Die Offiziere sprachen Mut ein und das war nötig, bei den Dragonern noch mehr als bei den Artilleristen. Da fiel auf einmal um 7 Uhr ein Schuß im nahen Schloßgarten und „ein Soldat" habe sich erschossen, hieß es, ein Artillerist! riefen andere, ein Offizier; und alles rannte dem Ort der Tat zu. Angst auf allen Gesichtern, der Himmel trüb, die Nacht nahe, die

Lage trostlos! In seinem Blute lag da, auf seinen Mantel gebettet, durch den Kopf geschossen, der großherzoglich badische Artilleriehauptmann von Großmann, ein geborner Mecklenburger. Seine Artilleristen weinten und fragten sich, was sollen wir nun tun? Die Offiziere warfen sich über den Kameraden und trugen ihn dann in ein Gartenhaus, andere machten den Bürgern Vorwürfe: daran seid ihr schuld, er konnte es nicht sehen, daß seine Leute von euch auf die Straße gesetzt waren und trotz der Ermüdung keine Aufnahme fanden, Kartätschen sollte man unter euch werfen; die Bürger standen verblüfft und in sich gekehrt, die Kinder liefen weinend hin und her, über allen lag ein unaussprechlich banger Ernst. „Wir haben eine Batterie verloren!" sprach mit Tränen in den Augen der General und wandte sich; „das können unsere Leute vollends brauchen," hörte ich einen andern sagen; „das ist die Frucht der unglückseligen Lage des Vaterlandes, wo keiner mehr den andern versteht," erwiderte ihnen der Pfarrer des Orts. Dieses Erlebnis wirkte auf doppelte Weise, es machte die Soldaten vollends von aller Hoffnung los, und in ihrer Verzweiflung drohte wirklich einen Augenblick von dem soldatischen Geiste der Artilleristen eine Gefahr für uns; bei den Bürgern aber hatte das Mitleid überwogen. Sie holten sich nun die Soldaten nacheinander zum Nachtessen, und als eine Stunde nachher die nach Heilbronn abgeschickten Offiziere mit einigen Heilbronnern zurückkehrten, waren die meisten einquartiert. [Der General Hoffmann versammelte in der ersten Frühe des nächsten Tages seine Leute im unteren Schloßhofe.] Dort wurde ihnen die Wahl gelassen, ob sie bei den Offizieren bleiben oder allein in die Heimat gehen oder aber in Reih und Glied umkehren wollten, sie aber, die Offiziere gehen nicht mit. Nun entstand eine Rat- und Mutlosigkeit, eine militärische Auflösung der ungewöhnlichsten, geräuschlosesten Art. Dort unten zogen mit geringer Bedeckung die Kanonen mit ihrer Bespannung hinaus, um über Fürfeld ins nahe Heimatland heimzukehren. Hier oben ritten Dragoner und Artilleristen untereinander, wußten nicht wo aus und ein, dort eine kleine Schar, hier einzelne

nach allen Richtungen mit Sack und Pack, mit Waffen und Pferden heim. Viele, viele weinten ob solchem Ende, dessen Folgen sie wohl ahnten, viele ritten besonders an das Pfarrhaus und dankten unter Tränen für die gestrige erste Erquickung, andere an anderen Häusern... Ich hatte nie das zersetzende Gefühl einer Trennung und Auflösung bisheriger Bande so empfunden, wie da, als ich diese Männer so planlos und hoffnungslos davonreiten sah. Mein Gast, ein mannhafter und biederer, gegen seine Soldaten sehr freundlicher Dragoneroffizier, weinte wie ein Kind, dem sein Glück im kampflosen Nichtstun aus den Händen gerissen wird. Ohne Helm auf dem Haupte, er trug ihn in der Hand, ging er wie ein Irrender umher, bis er das Weite suchte. Kein Trompetenstoß, kein Hornsignal, kein Ausrufen, keine Honneurs, kein Pferdewiehern — nur ein stummes Hin- und Her- und Davonreiten... Um 1 Uhr war es stille und öde...

Bernhard, Der deutsche Bürgerkrieg in Baden 1849.

Prinz Wilhelm an General von Natzmer.

Berlin, 20. Mai 1849.

Wer Deutschland regieren will, muß es sich erobern; à la Gagern geht es nun einmal nicht. Ob die Zeit zu dieser Einheit schon gekommen ist, weiß Gott allein! Aber daß Preußen bestimmt ist, an die Spitze Deutschlands zu kommen, liegt in unserer ganzen Geschichte, — aber das wann und wie? darauf kommt es an. — Daß ich bei meiner ledernen Natur, die man vielleicht praktisch nennen könnte, viel Anstoß in der phantastischen Professoren-Zeit gebe, können Sie denken. Wir wollen nur abwarten, wer zuletzt recht behält.

v. Natzmer, Unter den Hohenzollern.

Bilder aus Rastatt vor seiner Einschließung.

Am 13. Mai, nachmittags 4 Uhr, war der revolutionäre Landesausschuß von der großen Offenburger Versammlung her in Rastatt angekommen, um dort seinen Sitz aufzuschlagen, sich der Garnison zu versichern und durch die Festung das Land zu beherrschen.

Der katholische Dekan Förderer erzählt: Am folgenden

Morgen [den 14. Mai] wurde wieder einmal Generalmarsch geschlagen; Brentano, Goegg und andere Mitglieder des Landesausschusses waren von Karlsruhe gekommen und ließen Bürgerwehr und Truppen vor dem Rathause versammeln. Brentano, mit einer schwarzrotgelben Schärpe geschmückt, verkündete vom Balkon des Rathauses herab, der Großherzog habe das Land verlassen, der Landesausschuß bilde nun eine provisorische Regierung, die Truppen und die Bürgerwehr hätten dieser und der Reichsverfassung den Eid zu leisten. Auf dem Balkon zeigten sich noch verschiedene fremde und bekannte Persönlichkeiten. . . Von den Reden, die noch verübt wurden, sind mir nur noch zwei in lebhafter Erinnerung. Der Gefreite Haas mit dem schönen Vollbarte hielt eine Ansprache an seine Kameraden, die in eine Predigt ausartete. Man werfe ihnen, den Führern, vor, sie wollten die Religion vernichten, das sei aber nicht wahr, und zum Beweise dessen sprach er mit großer Salbung von der Mutter Gottes. Diese Heuchelrede gehörte jedenfalls zum Programm, denn die Balkongesellschaft ließ ihn ruhig ausreden. Anders ging es seinem Nachfolger, dem Kronenwirt Adam, der schon lange als komische Figur der Freiheitsbewegung bekannt war. Sein Wirtshausschild war schwarzrotgolden angestrichen, sein Schimmelein, auf dem er oft durch die Straßen trippelte, hatte reichsfarbiges Geschirr, er selbst trug leinene Turnerkleider mit schwarzrotgoldenem Besatz, und eine rote Halsbinde. Heute glaubte er am Ziele seiner Wünsche zu sein; in gehobenster Stimmung trat er an die Brüstung und hub mit verklärtem Antlitz an: „Bürger, Brüder! Der Tag der Freiheit ist angebrochen, die Knechtschaft hat ein Ende.“ Er schaute seitwärts und erblickte dort den Medizinalrat Harsch, der an einem Fenster seiner Wohnung stand, was ihn zu folgendem Ausbruch begeisterte: „Glaubt denn der Physikus da drüben, daß man jetzt noch seinen Kamilleblümelestee saufen müsse?“ Jetzt war Heu genug unten, und deshalb zogen einige kräftige Arme den heftig Widerstrebenden in den Rathaussaal hinein. Kronenwirt Adam, der einen Sparren hatte, mußte später seine Dummheiten in den Kase-

matten büßen, wo er, wie er sich ausdrückte, „geschlossene Gesellschaft" hatte. (Derselbe hatte einmal im Wochenblatte angezeigt: „Am Pfingstmontag ist bei mir Tanzmusik und Schlägerei.")

*

Der eigentliche Stand der Sache [nämlich die Niederlage und Versprengung der Aufständischen im badischen Unterland] konnte nicht mehr lange verheimlicht werden, da Flüchtige der Linie und der Volkswehr scharenweise eintrafen. Am 25. Juni hatte die provisorische Regierung Karlsruhe verlassen und sich ins Oberland zurückgezogen. Am nämlichen Tage trafen die Überreste der badischen Aufstandsarmee in fluchtähnlicher Retirade in Rastatt ein. Welch einen Anblick boten diese bunten traurigen Überreste! Menschen und Pferde lagen massenweise todmüde auf dem Straßenpflaster wirr durcheinander, der Soldat seinen Tornister, wenn solcher da war, als Kopfkissen benutzend, der Dragoner neben seinem Pferde, das alle Viere hinausstreckte. Es war ein Jammerbild. — Am andern Tage (26. Juni) rasselte lange der Generalmarsch durch die Straßen und rief die zerstreuten Scharen zur Sammlung. Auf einer großen Wiesenfläche zwischen dem Kehler und Ottersdorfer Tore hielt Mieroslawski Heerschau über die Trümmer seiner Armee, die damals noch auf etwa 20000 Mann geschätzt wurde, die Weiber nicht gerechnet. Solche waren nämlich auch dabei. Was war das aber für eine Armee! Unsere badischen Soldaten sahen noch ziemlich respektabel aus, obwohl ihre Uniformen stark strapaziert waren. Aber die Freischaren! Schade, daß kein Maler dieselben, wenigstens in ihren Typen, der Nachwelt im Bilde überliefern konnte. Vor einer Legion ritt eine üppige Weibsperson, eine rote Feder auf dem Heckerhute, Brille auf der Nase, angetan mit einem Reitkleide aus schwarzem Samt, im roten Gürtel zwei Pistolen, an der Seite einen Schleppsäbel, und — hinter ihr reitend ein badischer Dragoner als Ordonnanz! Welche wohlverdiente Schmach! Ihren Offizieren mochten sie nicht mehr folgen, jetzt wurden sie Trabanten wildfremder Abenteurer und verächtlicher Dirnen. Fast in jedem Zuge der Freischärler

marschierte eine freche Dirne als sogenannte Marketenderin ... Der Fahnenträger der Legion ist mir unvergeßlich. Er war ein alter, kleiner, struppiger Kerl, hatte seinen Charakterkopf mit einer erbeuteten preußischen Pickelhaube bedeckt, war angetan mit einer abgeblaßten blauen Bluse und leinenen grauen Hosen, die unten in Fransen um die dünnen Beine herumschlappten; im roten Gürtel hatte er eine Pistole, an der Seite einen kolossalen Schleppsäbel. Die Fahne trug er mit einer Grandezza, als ob er einer der höchsten Würdenträger des Reiches wäre. Verwitterte Graubärte schritten da neben blassen, blutten Jungen. Von Uniform keine Spur. Die rheinbayerischen Legionäre, welche das größte Gekreisch verführten, hatten einige Fronleichnams-Kanönchen bei sich, auf welche sie sehr martialisch blickten. — In dieser Zeit war die Jagd auf Spione an der Tagesordnung. Förderer, Erinnerungen aus Rastatt 1849.

Der Überfall bei Weinheim am 5./6. Juni 1849.

Der Generalmajor von Schäffer-Bernstein, Kommandeur der 1. Division des Neckarkorps, das unter dem preußischen Generalleutnant von Peucker stand, überfiel in der Nacht vom 5. auf den 6. Juni in dem Städtchen Weinheim (nördlich von Heidelberg) die Insurgenten und vertrieb sie. Der Heidelberger Korrespondent der Karlsruher Zeitung, des Organs der aufständischen Regierung, teilte dies Ereignis in der Nr. 23 vom 8. Juni folgendermaßen mit:

Soeben bringt man in die Klinik 9 Tote, die bei dem vorige Nacht erfolgten Überfalle seitens der Hessen bei Weinheim gefallen sind. Es sollen sich darunter auch Studenten befinden, die, in Gefangenschaft geraten, sich selbst erschossen haben sollen. — Man sage, was man will: ein feigeres, hinterlistigeres, kriegswidrigeres Benehmen als das der, in jeder Beziehung blinden Hessen, gibt es nicht. Da überfallen sie mit 5000 Mann eine einzige Kompagnie Soldaten und etwa 1000 Wehrmänner, die in den Betten lagen und kaum Zeit hatten, sich aufzuraffen, mit Kanonen und Kartätschen, und dennoch haben sie diesmal, wie bei Hemsbach, tüchtig eingebüßt.

Die Wut unserer Soldaten, ihr Todesmut ist unbeschreiblich. Mehrere Bataillone haben Totenköpfe an den Pickelhauben mit S. T. (Sieg od. Tod)...

Unverzeihlich ist es, daß man unsre Truppen fortwährend auf Munition warten läßt. Heute wimmelt's hier von Bürgerwehr und Militär. Wenn nur die fürchterliche Hitze und das Trinken nicht so nachteilig einwirkte!

Staroste, Pfalz und Baden 1849.

Der „herrschwütige Norden".

Juni 1849.

Während die Preußen bei Mannheim, Ladenburg und Heidelberg den Neckar passierten, die Insurgenten in ihrer Flucht durch das Neckarkorps bei Sinsheim beschleunigt worden, wurden in allen [alt]baierischen Kirchen achttägige Gebete für die Errettung Baierns aus „den preußischen Klauen" gehalten; „nach den besuchtesten Wallfahrtsorten zogen zahlreiche Scharen, um die Himmelskönigin gegen den herrschwütigen Norden aufzurufen."

Staroste, Tagebuch über die Ereignisse in der Pfalz und Baden.

Zwei vertrauliche Briefe.

1. Bürger Tiedemann an den Oberbefehlshaber Bürger Sigel über den Bürger Mögling.

Ladenburg, 20. Juni 1849.

Lieber Oberst! Dringend bitte ich Dich, Du wollest doch in der ersten Linie solche zwar sehr achtungswerte, aber konfuse Leute, wie Kamerad Mögling ist, nicht ohne alle Hilfe sein lassen, denn er bringt ja alles durcheinander. Die einfachsten militärischen Dienstverhältnisse begreift er nicht; stelle ihm, wenn er aus andern Gründen durchaus an dieser Stelle sein muß, einen erfahrenen, tüchtigen Offizier zur Seite. Ungefähr dasselbe habe ich auch dem General [Mieroslawski] geschrieben. — —

2. Bürger Mögling an den Oberbefehlshaber Bürger Sigel über den Bürger Tiedemann.

Neckarhausen, 20. Juni 1849.

Lieber Sigel! Ich bitte Dich, berufe doch den Narren,

den Tiedemann, von hier weg, denn wenn er in der Garnison auch sehr zur Belustigung dient, so ist er doch ein gemeinschädliches Geschöpf, wenn es zum Treffen kommt. Verdirbt er uns noch einmal den Sieg, so laß ich ihn aus Versehen niederschießen. Deutsche Chronik für das Jahr 1849 I.

Aus dem Brief eines preußischen Generalstäblers.

Karlsruhe, 26. Juni 1849.

Ich schrieb zuletzt aus Altdorf am 19. und will nun nochmals auf den Abend dieses Tages, dessen letzte Stunde mich so mächtig bewegte, zurückblicken ... Mein Wirt war der Prediger des Ortes. Er war den ganzen Tag über geschäftig und freundlich gewesen, aber er war mir dabei konfus und altersschwächlich erschienen. Nachdem die Ordonnanzen entsandt waren, mußte ich, trotz allen Abwehrens, noch mit dem alten Herrn zu Abend essen und Wein trinken. Der letztere und mein Wesen, das nach all den Aufregungen des Tages heiter über die abgemachten Geschäfte den nächsten Tagen entgegensah, machten ihn gesprächiger. Ein Wort gab das andere. Ein Bekenntnis schien sich in dem alten Herrn emporringen zu wollen, immer wieder schien er es zurückzudrängen. Er brachte das Gespräch auf die Erklärung des Standrechts, auf die Behandlung der Gefangenen, endlich brach er in die Worte aus: „Ich habe zwei Söhne bei den Insurgenten. Es bricht mir das Herz ... Laßt sie eines ehrlichen Todes als Soldaten sterben, aber laßt sie nicht wie Diebe und Mörder dem Standrecht anheimfallen!“ Ich suchte zu beruhigen, ich versprach, wenn einer seiner Söhne gefangen werden sollte, das Möglichste für ihn zu tun; ich notierte die Namen, doch umsonst; der Alte, die Arme ringend, bald in den grauen Locken wie ein Verzweifelter wühlend, bald laut schluchzend mit beiden Händen das Antlitz zudeckend, war ohne jede Fassung und verließ mich endlich, der ich selbst aufs tiefste erschüttert war. Die Dienerin erzählte mir dann, der eine der Söhne sei Besitzer einer Handlung in einem benachbarten kleinen Städtchen und abhold jeder revolutionären Bewegung; der andere dagegen Student, sei mit mehre-

ren Kameraden gekommen, habe den älteren Bruder, der sich zum Vater begeben, verspottet und verhöhnt und endlich gezwungen, mitzuziehen. So seien die Söhne vom Vater geschieden; die Mutter sei, auf die Nachricht, daß der eine der Söhne bei Rinnthal verwundet und in die Hände unserer Truppen gefallen sei, dorthin geeilt, um ihn womöglich zu retten.

Deutsche Rundschau. Band XXXII. 3. Quartal 1882.

Die Entscheidung vor Rastatt und die Einschließung.

Der katholische Dekan Förderer erzählt: Nachmittags [am 29. Juni] begab ich mich auf einen Festungswall in der Nähe des Karlsruher Tores, von wo man die Landstraße nach Karlsruhe, die durch den Niederwald führt, beobachten konnte. Bald fand sich dort der Oberbefehlshaber Mieroslawski mit einem Adjutanten zu Pferde ein und richtete sein Fernrohr nach dem Niederwalde. Ich stand kaum zehn Schritte von ihm entfernt. Auf der Karlsruher Straße sprengten in einem fort Ordonnanzen hin und her, Munitionswagen rasselten hin und zurück, dazu das beständige Gewehrgeknatter und Donnern der Feldgeschütze. Auf einmal kam eine ziemliche Anzahl badischer Dragoner fluchtähnlich vom Gefechtsschauplatz der Festung zugesprengt, ventre à terre, wie der Franzose sagt, als ob die Preußen ihnen schon auf den Fersen wären. Mieroslawski gestikulierte heftig mit den Armen und schrie wiederholt: „Attaquez, Cavallerie!" Aber diese Kavallerie fragte nichts nach dem Gefuchtel und nach dem französischen Fluchen des Polacken, wie ihn die Badischen nannten; nur fort, laufst du nicht, so gilt es nicht. Mieroslawski wandte sein Rößlein und sprengte der Stadt zu. Ich blieb noch eine Zeitlang und beobachtete die Retirade. Das war ein wildes Durcheinander. Der Feind hatte den Federbach überschritten, und wurde nur noch durch die großen Festungsgeschütze, die zum erstenmal zu spielen anfingen, an der Verfolgung der Unsrigen gehindert. Es war ein gewaltiges Dröhnen, das alle Fensterscheiben der Stadt erzittern machte. — Beim Rathause traf ich Reste der Freiburger akademischen Legion. . . Die Kampflust der Akademiker

war nicht gerade brennend, mit Ausnahme eines bayerischen Theologen. Er war ein prächtiger Schwabe aus dem Allgäu mit blühendem Gesicht und wallendem schwarzen Haupthaar. „Morgen werden wir der Freiheit Hekatomben opfern", sagte er mit zuversichtlichem Pathos. Am folgenden Morgen wurde diese akademische Legion hinter den Murgdamm von Kuppenheim postiert. Unser tapferer Schwabe streckte den Kopf über den schützenden Damm heraus, um nach dem Feinde zu spähen, als er plötzlich lautlos zu Boden stürzte. Eine preußische Spitzkugel hatte ihn in den Kopf getroffen und dem jungen Leben ein jähes Ende bereitet. —

Am 30. Juni rückten die Preußen über die Murg, und damit war das Schicksal der Festung und des badischen Aufstandes besiegelt. Am Nachmittage zog Mieroslawski mit Gefolge und der Kriegskasse zum Kehler Tor hinaus, angeblich, um bei Oos die Streitkräfte gegen die Preußen zu sammeln.

Auch andere Feinfühlige machten sich davon, nachdem vorher das Schloß noch geplündert und namentlich türkische Waffen, vom „Türkenlouis" [Markgraf Ludwig von Baden] herrührend, mitgenommen worden waren. Auch dem Volkstribun [dem Schirmmacher] Komlossy gelang es, noch zu entkommen. Die badische Wachmannschaft am Kehler Tore wurde jedoch bald mißtrauisch und ließ niemanden mehr hinaus. „Wir müssen auch dableiben", hieß es. Am 1. Juli, es war ein Sonntag, war die Festung eingeschlossen. Förderer, Rastatt.

General Graf von der Gröben an die Besatzung.

Korpsquartier Kuppenheim, 2. Juli 1849.

Die Festung Rastatt ist von meinem Armeekorps umschlossen, zwei andere Armeekorps verfolgen die Freischaren, welche in Flucht und Auflösung sind. Hoffnung auf Entsatz ist nicht zu erwarten. Ich fordere die Besatzung auf, die Festung zu übergeben und als Zeichen der Unterwerfung die diesseitigen Gefangenen sogleich in Freiheit zu setzen. Vierundzwanzig Stunden sind zur Bedenkzeit gegeben.

Staroste, Pfalz und Baden 1849.

Henriette Feuerbach an Sophie Heydenreich.

Freiburg, Sonntag (Juli) 1849.

Die Preußen sind eingerückt, Gott weiß es, in diesem Moment ein Rettungsengel. Es ist soweit gekommen, daß ich fast vor Freuden weinen mußte, als wir die ersten Vorposten passierten. Sie betragen sich sehr human und zeigen großes Mitleid gegen unser armes Volksheer, das so planlos und unverantwortlich ins Feuer geführt, doch so brav sei.

Wie es hier in der letzten Zeit zuging, läßt sich mit so wenig Worten, als ein Brief enthalten kann, nicht beschreiben, auch gibt es keine Worte, um diese Zustände auszudrücken. — Die eigentliche Retirade sah ich nicht, was man davon erzählt, grenzt ans Fabelhafte. — Das Elend, die Verzweiflung der armen Schlachtopfer, die zwischen ihren eignen Henkern und dem Feind standen, war grenzenlos, sie wälzten sich buchstäblich auf den Straßen aus völliger Trost- und Hilflosigkeit, halb verhungert, in Lumpen, mit halben Kleidern, auf dem Schlachtfeld erbeutet, drangen sie in die Häuser, die alle Tag und Nacht offen stehen mußten. — Die Fremdenlegion war das schrecklichste Schauspiel. Man hat sie gekleidet, mit Wäsche und Kleidungsmitteln versehen, was jedes einzelne Haus nur vermochte, um die Plünderung zu verhüten. — Jetzt sind sie im Gebirg zerstreut, und einzelne Raubzüge verkünden ihre Spur. — Die barbarische Roheit und der Terrorismus, welche unter unserer provisorischen Regierung herrschen, läßt nichts zu hoffen und zu wünschen übrig. — Der preußische Belagerungszustand, in dem wir jetzt leben, hat uns eine so übergroße Freiheit zurückgegeben, daß wir gar nicht wissen, wie uns dabei benehmen. Man braucht nun nicht mehr zu zittern vor Gewalttätigkeit an Leben und Eigentum. Die Personen, die man verhaften will, werden nicht mehr mit Stricken ins Gefängnis geschleppt, und achtzehnjährige schwächliche Kinder dürfen zu Hause sitzen und brauchen nicht mehr unter dem 36 Pfund schweren Gewehr einherzuschwanken. Ach — diese Züge des ersten Aufgebots, von denen immer drei Viertel gezwungen gingen, konnten einem blutige Tränen auspressen. — Die Furcht vor den

Preußen war so groß, daß selbst die Verwundeten aus dem Spital liefen, wen noch die Füße trugen. — Das spiegelte man den armen Leuten vor, um sie zum Festhalten zu zwingen, wie überhaupt unsere ganze Revolution ein systematisch aufgeführtes Gebäude von lauter Lügen und Advokatenkniffen war. Unser armes, armes, schönes Land, es verblutet sich an dieser Wunde, und die, die es in diesen Abgrund von Elend geführt, die genießen jetzt im Ausland die goldenen Früchte ihres Bubenstücks. — Verzeih', daß ich Dir so aufgeregt schreibe, ich kann nicht anders, eben zieht die preußische Vorhut, 6000 Mann mit 20 Kanonen, am Haus vorbei ins Oberland dem „Freiheitsheer" nach — wie viel arme Unschuldige werden diese Kanonen niederschmettern!

Freiburg, 15. Juli 1849.

Alles ist in der größten Ordnung und Ruhe, die Besatzung nur 2500 Mann stark, die Einquartierung sehr mäßig und voll Artigkeit und Manierlichkeit, die gemeinen Soldaten benehmen sich als gut erzogene, gebildete junge Leute, wo sie nicht mit Übelwollen empfangen werden, die Behörden mit größter Rücksicht und Schonung. Wer durch unsere Stadt reist, wird ein heiteres Bild des Friedens in ihr finden, wozu die prächtige Regimentsmusik einen großen Teil beiträgt, demungeachtet lastet insgeheim ein schwerer Druck auf den Gemütern, dessen sich nur wenige erwehren können. Die allgemeine Frage, die sich jeder ratlos vorlegt, heißt: Was soll nun werden? Bis jetzt ist nicht eine einzige Verhaftung hier vorgenommen worden, ausgenommen die gefangenen Soldaten und Freischärler, die stündlich truppenweise, aber nicht gebunden und geknebelt wie voriges Jahr, sondern anständig mit kleiner Bedeckung eingebracht werden. Ganze Züge kommen auch freiwillig, sich zu unterwerfen. So milde aber kann es nicht bleiben, unser Kriegszustand wäre sonst eine partie de plaisir. Seit zwei Tagen hat das Kriegsgericht seine Arbeiten begonnen. Gott bewahre uns vor einer furchtbaren Standrechternte, dazu taugen meine Nerven nicht. Dem Prinzen von Preußen scheint es auch so

zu gehen, man sagt, er würde Baden nach Vollendung der kriegerischen Einnahme verlassen, um die Exekutionen und Kontributionen nachher dem Wrangel zu überlassen.

Henriette Feuerbach, Ihr Leben in ihren Briefen.

Der Professor Tiedemann an seinen Sohn, den Festungskommandanten von Rastatt.

Zwei Söhne Tiedemanns, Professors der Physiologie in Heidelberg, nahmen am badischen Aufstand teil. Gustav Nikolaus war wie Trützschler eine der edleren Naturen unter den Leitern der Revolution. Er handelte in der Überzeugung, daß die Fürsten nicht die Männer seien, etwas für die Einheit Deutschlands zu tun und glaubte, ein Aufstand in Baden könne einen heilsamen Anstoß dazu geben. Am 11. August 1849 wurde Tiedemann in Rastatt standrechtlich erschossen. Er starb als Mann von Überzeugung und als Soldat.

Heidelberg, 16. Juli 1849.

Du gehörst zu den wenigen edlen Gemütern, die in neuester Zeit durch den glühenden Wunsch, dem deutschen Volk Einheit und Freiheit erringen zu helfen, vom rechten Weg abgelenkt und zum bedenklichen Äußersten hingerissen sind; das erkenne und bedenke! Ich beschwöre Dich nochmals bei allem, was heilig ist, bei dem Glauben an Gott, dem alles gerecht Vergeltenden, bei der Lehre von Christus, in der Du erzogen bist, bei der Liebe zu Deinen armen Eltern und zum teuern Vaterlande, eine Bahn zu verlassen, die dem Namen, den du trägst, nur ewige Schande bereiten und Dir unfehlbar den verdienten Tod eines Verbrechers zuziehen wird. Habe Erbarmen mit Deinen alten Eltern, die am Rande des Grabes stehen, schone Deine arme Frau und Dein Söhnchen, und vor allem gedenke Deiner guten zärtlichen Mutter, die Deinen Tod nicht überleben wird. Hüte Dich, den Fluch der Mit- und Nachwelt und aller der Mitmenschen auf Dich zu ziehen, deren Lebensglück Du zu zerstören begonnen hast. Mache einen Versuch, wenn Du es vermagst, die irregeleiteten und verblendeten Soldaten, welche den Fahneneid gebrochen und im Rausch ihre Fahnen in den Kot getreten haben, unter denen tausende gefochten, geblutet und gesiegt haben, und darunter auch dein verstorbener Onkel, der brave

Oberst von Holzing; mache einen Versuch, diese Soldaten zur Besinnung und zur Pflicht gegen das Vaterland zurückzuführen. Vertraue auf die Gnade des Großherzogs, in dessen Brust ein edles Herz schlägt. Die im Mai erschienene Amnestie des Großherzogs für die zu ihrer Pflicht zurückkehrenden Soldaten lege ich bei [sie hatte unter der Regierung der Revolution nicht verbreitet werden dürfen]; teile sie ihnen mit; da ganz Baden von den Reichstruppen besetzt ist, so ist jeder Versuch, Rastatt zu verteidigen, nicht nur vergeblich und tollkühn, sondern es ist selbst ein ehrloses, schändliches Beginnen. Bedenke, daß der Tod jedes in oder vor Rastatt fallenden Kriegers ein Mord ist, und daß dieser Dir, als dem Kommandanten, zur Last fällt. Hüte Dich, Dein Gewissen zu belasten. Es gibt ein Jenseits. Du bist verwundet; siehe diese Wunde als einen Wink der Vorsehung an, damit nicht andere schon gegossene Kugeln Deinem Leben ein ehrloses Ende machen. Solltest Du taub gegen die Bitten Deines alten Vaters sein und gegen das Flehen Deiner bekümmerten Mutter, Deines Weibes und Deines Söhnchens, nun, dann kann ich nur beklagen, daß die Kugel, die Dich verwundet, Dir nicht das Leben geraubt hat. Solltest Du, durch Gottes Gnade erleuchtet, zur Einsicht kommen, daß Du auf falschen Wegen wandelst, und solltest Du, meinen Bitten Gehör gebend, so glücklich sein, den Kampf um Rastatt zu beendigen, dann hoffe ich und wünsche ich, daß Du Gnade finden mögest. Verlasse alsdann Deutschland und Europa so schnell als möglich und gehe zu Deinem durch Hecker verführten jüngsten Bruder nach Amerika. Die Mittel zur Überfahrt werde ich Dir bei Deinem Onkel in Bremen anweisen; ernähre Dich dort als fleißiger Landmann. Es ist der einzige Weg, der Dir im glücklichsten Fall übrig bleibt. Nochmals beschwöre ich Dich, Dein Ohr nicht den Bitten und dem Rat Deines alten Vaters, Deiner tiefbetrübten Mutter zu verschließen... Von Dir hängt es ab, ob dies die letzten Zeilen sind, die Du von der Hand Deines Vaters zu Gesicht bekommst. Gott erleuchte dich, das ist jetzt der einzige Wunsch, den Dein treuer Vater hegt. Tiedemann.

Herr Zipfel.

Es fehlte an jenen Tagen natürlich nicht an politischen Agenten „Spitzeln“, deren sich namentlich der Minister Otto von Manteuffel bediente. „Wenn Manteuffel sich nicht zu Allianzen mit honetten Leuten entschließt, ist ihm nicht zu helfen“, schreibt später, am 21. Juli 1852, der General Leopold von Gerlach an Bismarck. Der folgende Brief eines sicheren Friedrich Zipfel an den Minister Otto von Manteuffel ist für diese Gattung von Ehrenmännern bezeichnend. Zipfel stellt sich dem Minister zur Verfügung.

Reichenbach, 13. Juli 1849.

Durch 8jähriges eisernes Studium der Politik und der Philosophie habe ich mir im stillen eine Summe von Fähigkeiten erworben, die nach praktischer Gestaltung ringen und schmachten. Meine politische Qualität verdanke ich vorzüglich dem gründlichen Studium Platos und Aristoteles', meine Dialektik und Macht des Denkens gehört dem Geiste Hegels an, sowie ich meinen Charakter dem Buch vom Cid verdanke, das die Bibel meiner Handlungsweise ist und bleiben wird. Vornehm und reich geboren, bin ich arm erzogen und in Kummer groß geworden. Resultat hiervon: mein Stoizismus, dem alle Schätze dieser Welt weniger imponieren als eine gute Tat und die Legung eines Steins am Bau des Staats. Die Natur hat mich mit einer furchtbaren Gewalt der Rede begabt, welche mir oft selbst eine dämonische Furcht einjagt. Ich habe sie bis jetzt aus Grundsatz nicht oder nur wenig zu Markte getragen, weil ich mich denn doch für zu gut hielt, um mit den Klubschwätzern zu konkurrieren, und das Ende vom Liede im voraus sah. Mein politisches Glaubensbekenntnis kann ich in folgendem Satze zusammenfassen: Aus der Aristokratie der Wissenschaft, der Vernunft und dem Mute resultiert der absolute Freistaat, der durch Reformation der Kanzeln und Katheder in etwa 3 oder 5 Generationen verwirklicht sein könnte. Bis dahin also, daß die Menschen vom Egoismus zur Vernunft und von der Leidenschaft zur Sittlichkeit gebildet sein werden, regiert mit Recht der Zwang, und die Parlamente und die Klubs sind der Verderb des Staates. — Wollen Sie mich so, wie ich bin, so werde ich Ihnen eine recht treue und verständige Seele sein. Nur

eines bitte ich Sie, lassen Sie nie das häßliche Geld zwischen uns treten.

Etwas später, fügt Hans von Poschinger hinzu, legte Zipfel auf die Beibehaltung dieser Kluft keinen Wert mehr.

Poschinger, Unter Friedrich Wilhelm IV.

Die bedenkliche Stille.

Wolfgang Menzel erzählt aus dem Sommer 1849: Ein reicher Kaufmann in Stuttgart schwebte während der Revolution immer in der größten Angst. In einer schlaflosen Nacht im Sommer 1849 sah er zum Fenster hinaus, der Mond schien hell, und die tiefste Stille herrschte in der ganzen Stadt. Da erreichte seine Angst den höchsten Grad. Er kleidete sich an, verließ das Haus und schellte heftig am Hause Duvernoys, der damals Minister des Innern war. Aufgeschreckt ließ dieser öffnen, empfing den Kaufmann und frug staunend, was er denn mitten in der Nacht von ihm wolle. Da sagte der Kaufmann in größter Aufregung, er komme, ihn zu warnen, es herrsche eine so bedenkliche Stille in der Stadt. Wolfgang Menzel, Denkwürdigkeiten.

Die Kapitulation der Festung Rastatt.

Der katholische Dekan Förderer erzählt: In der zweiten Hälfte des Monats Juli fingen die Lebensmittel an knapper zu werden. Auch das Bier ging zu Ende, was zu der Hoffnung auf baldige Übergabe berechtigte. General von der Gröben hatte unsern General wiederholt durch Zusendung von Zeitungen von der Lage des Landes und der Hoffnungslosigkeit der Verteidigung unterrichtet, wovon jedoch keine Kunde ins Publikum drang. Nun machte er das Anerbieten, es sollten zwei Offiziere der Besatzung mit sicherem Geleite das Land bis Konstanz bereisen, um sich von den Verhältnissen durch Augenschein zu überzeugen. Dieses Anerbieten wurde angenommen, und wurden Corvin und Major Lang, ein ehemaliger Feldwebel des 3. Regiments, zu diesem Zwecke aus der Festung entlassen...

Am 21. Juli kamen Corvin und Lang von ihrer Rekognoszierungsreise zurück und meldeten, daß „alles aus" sei.

Die aufständische Armee hatte sich ergeben oder war in die Schweiz geflohen. Das ganze Land war von den Preußen besetzt. ...

Am 23. Juli, morgens 8 Uhr, war ich ... im großen Saale des Schlosses beim „Kriegsrat". Corvin trug vor, von der Gröben bestehe darauf, daß die Übergabe auf Gnade und Ungnade geschehe. Von Bedingungen könne keine Rede sein. Das klinge zwar hart, werde aber in der Tat nicht so schlimm werden. „Wir Offiziere werden zwar nicht so leicht davonkommen", aber die Mannschaften sollten sich verlassen auf die Humanität der königl. preußischen Truppen und vorzüglich auf die Milde des Großherzogs. — Ich hätte dem mir vorher so widerwärtigen Manne auf diese Rede hin eine Batschhand geben mögen, obwohl ich mir dachte, daß vorzüglich der Selbsterhaltungstrieb sie ihm eingegeben. Tiedemann warf seinen Säbel auf den Tisch des Vorsitzenden mit der Bemerkung, es möge bei dieser Besatzung Gouverneur sein, wer wolle. Heute nacht hatten wieder viele Ausreißereien stattgefunden. Eine Lünette sei von der ganzen Besatzung verlassen worden. — Der Kriegsrat beschloß, Corvin und Biedenfeld ins preußische Hauptquartier zu schicken... Obwohl nun der entscheidende Schritt geschehen, befand sich die Einwohnerschaft doch in einem unheimlichen Zustande. Wer bürgte dafür, daß von der Besatzung nicht noch eine Tat der Verzweiflung verübt wurde? Die Soldaten vertilgten, was an Wein noch aufzutreiben war, und man begegnete am Vormittage schon vielen Betrunkenen. . . Nachmittags nach 1 Uhr rasselte der Generalmarsch zum letztenmal durch die Straßen. Er rief die Mannschaften und den Kriegsrat zusammen, dem ich wieder anwohnte. Corvin und Biedenfeld waren zurückgekehrt. [Es wurde der Wortlaut der Kapitulation verlesen.]

Die Kapitulation wurde stillschweigend angenommen. Es wurde noch ermahnt, alsbald alle Gewehre zu entladen; ein einziger Schuß beim Einmarsch der Preußen könnte das größte Unglück über die Stadt bringen. Ich wunderte mich, daß diese Kapitulation vollständig widerspruchslos angenom-

men wurde, war aber innerlich hocherfreut darüber. Freilich, es durfte ja das Gepäck der Offiziere mitgeführt werden, die höheren Offiziere durften ihre Pferde mitnehmen! Die guten Leute bildeten sich ein, sie legten einfach auf den Glacis die Waffen ab und gingen dann ihre Wege. Hörte ich doch, wie die Freiburger Studenten auf den Abend einander in den „Gramm" bestellten und die Karlsruher im „Hack" sich treffen wollten. Sie glaubten offenbar, es stünden Extrazüge für sie bereit. Ich hütete mich wohl, als ich von verschiedenen Bekannten mich verabschiedete, diese Illusionen zu stören.

Förderer, Rastatt 1849.

Die Flucht von Karl Schurz aus Rastatt.

Schurz war in Rastatt mitgefangen. Während der Belagerung war er auf einen Abzugskanal für das Straßenwasser aufmerksam geworden, der außerhalb der Stadt ins Freie führte. Schurz faßte den Entschluß, mit seinem Burschen Adam und dem Artillerieoffizier Neustädter durch diesen Kanal zu entfliehen.

Adam wurde sofort ausgeschickt, um einen Laib Brot, ein paar Flaschen Wein und einige Würste zu kaufen. Dann steckten wir unsre Pistolen unter die Kleider und rollten unsere Mäntel auf. In dem meinigen, einem großen, dunkeln, mit rotem Flanell gefütterten Radmantel, den ich erst kürzlich aus geliefertem Zeug mir hatte machen lassen, verbarg ich einen kurzen Karabiner, den ich besaß. Die Flaschen und Eßwaren, die Adam brachte, wurden auch, so gut es ging, verpackt. Unterdessen begann die Besatzung in geschlossenen Kolonnen über den Markt zu marschieren. Wir folgten der letzten Kolonne eine kurze Strecke, schlugen uns dann in eine Seitengasse und erreichten bald die innere Mündung unseres Kanals. Ohne Zaudern schlüpften wir hinein. Es war zwischen ein und zwei Uhr nachmittags am 23. Juli. Der Kanal war eine von Ziegelsteinen gemauerte Röhre, etwa 4—4½ Fuß hoch und 3—3½ Fuß breit, so daß wir uns darin in einer unbehaglichen, gehuckten Stellung befanden und, um uns fortzubewegen, halb gehen, halb kriechen mußten. Das Wasser auf dem Boden reichte uns bis über die Fußgelenke. Als wir weiter in das Innere des

Kanals vordrangen, fanden wir in regelmäßigen Entfernungen enge Luftschachte, oben mit eisernen Gittern und Rosten verschlossen, durch die das Tageslicht herabkam und den sonst finsteren Kanal fleckweise erhellte. An solchen Stellen ruhten wir einen Augenblick und streckten uns aus, um das Rückgrat wieder in Ordnung zu recken. Wir hatten unserer Berechnung nach ungefähr die Mitte der Länge des Kanals erreicht, als ich mit dem Fuße an ein kurzes, im Wasser liegendes Brett stieß, das sich quer zwischen die Wände des Kanals einklemmen ließ, so daß es uns als eine Art von Bank zum Niedersitzen dienen konnte. Auf dieser Bank, die unsere Lage ein wenig behaglicher machte, drückten wir uns zusammen zu längerer Ruhe. —

Gegen neun Uhr abends fing es an zu regnen, und zwar so stark, daß wir das Klatschen des herabströmenden Wassers deutlich unterscheiden konnten. Zuerst schien uns das schlechte Wetter der Ausführung unseres Fluchtplanes günstig zu sein. Bald aber kam uns die Sache in einem ganz anderen Lichte vor. Wir fühlten nämlich, wie das Wasser in unserem Kanal stieg und bald mit großer Heftigkeit, wie ein Gießbach, hindurchschoß. Nach einer Weile überflutete es die Bank, auf welcher wir saßen, und reichte uns in unserer sitzenden Stellung bis an die Brust. Auch gewahrten wir lebendige Wesen, die mit großer Rührigkeit um uns her krabbelten. Es waren Wasserratten. „Wir müssen hinaus," sagte ich zu meinen Genossen, „oder wir werden ertrinken." So verließen wir denn unser Brett und drangen vorwärts. Kaum hatte ich ein paar Schritte getan, als ich in der Finsternis mit dem Kopf gegen einen harten Gegenstand stieß. Ich betastete ihn mit den Händen und entdeckte, daß das Hindernis aus einem eisernen Gitter bestand. Sofort kam mir der Gedanke, daß dieses Gitter dort angebracht sei, um während einer Belagerung alle Kommunikation durch den Kanal zu verhindern. Dieser Gedanke, den ich meinen Gefährten sofort mitteilte, brachte uns der Verzweiflung nahe. Aber als ich das Gitter mit beiden Händen ergriff, wie wohl ein Gefangener an den Eisenstäben seines Kerker=

fensters rüttelt, gewahrte ich, daß es sich ein wenig hin und her bewegen ließ, und eine weitere Untersuchung ergab, daß es nicht ganz bis auf den Boden reichte, sondern etwa anderthalb bis zwei Fuß davon abstand. Wahrscheinlich war es so eingerichtet, daß es aufgezogen und heruntergelassen werden konnte, um so den Kanal zum Reinigen zu öffnen und dann wieder zu schließen... Freilich mußten wir, um unter dem Gitter durchzuschlüpfen, mit dem ganzen Körper durch das Wasser kriechen; aber das hielt uns nicht ab. So drangen wir denn rüstig vor, und als wir glaubten, nahe bei der Mündung des Kanals angekommen zu sein, hielten wir einen Augenblick an, um unsere Kraft und Geistesgegenwart für den gefährlichen Moment des Hinaustretens ins Freie zu sammeln. Da schlug ein furchtbarer Laut an unsere Ohren. Dicht vor uns, nur wenige Schritte entfernt, hörten wir eine Stimme „Halt! Werda!" rufen, und sogleich antwortete eine andere Stimme. Wir standen still, wie vom Donner gerührt. In kurzer Zeit vernahmen wir ein anderes „Halt! Werda!" in etwas größerer Entfernung. Dann wieder und wieder denselben Ruf immer entfernter. Es war offenbar, daß wir uns unmittelbar bei der Mündung des Kanals befanden, daß draußen eine dichte Kette von preußischen Wachtposten stand, und daß soeben eine Ronde oder Patrouille bei dieser Kette vorüber passiert war. Leise, mit angehaltenem Atem, schlich ich noch ein paar Schritte vorwärts. Da war denn wirklich die Ausmündung des Kanals, von so dichtem Gebüsch überwachsen, daß sie in der dunklen Regennacht fast so finster blieb wie das Innere. Aber mich geräuschlos aufrichtend, konnte ich doch die dunkeln Gestalten eines preußischen Doppelpostens dicht vor mir erkennen, sowie auch das Feuer von Feldwachen in einiger Entfernung. Hätten wir nun auch, was unmöglich schien, unbemerkt ins Freie gelangen können, so wäre doch offenbar der Weg nach Steinmauern [einem Dorf am Rhein] verschlossen gewesen.

Leise, wie wir gekommen, duckten wir uns in unsern Kanal zurück und suchten dort für den Augenblick Sicherheit. Glücklicherweise hatte der Regen aufgehört. Das Wasser

war freilich noch hoch, aber es stieg doch nicht mehr. „Zurück zu unserer Bank!" flüsterte ich meinen Gefährten zu. Wir krochen unter dem Gitter durch und fanden unser Brett wieder. Da saßen wir denn, dicht aneinandergedrängt. Unsere Beratung über das, was nun zu tun sei, hatte eine gewisse Feierlichkeit. Der Worte gab es wenige, des ernsten Nachdenkens viel. Ins Feld hinaus konnten wir nicht — das war klar. Längere Zeit im Kanal bleiben auch nicht, ohne die Gefahr, bei mehr Regen zu ertrinken. Es blieb also nichts übrig, als in die Stadt zurückzukehren. Aber wie konnten wir in die Stadt zurück, ohne den Preußen in die Hände zu fallen? ... [Die Flüchtlinge stärken sich nun durch Speis und Trank.]

Nachdem wir unsere Mahlzeit beendigt, nahm Adam das Wort. „In der Stadt habe ich eine Base," sagte er. „Ihr Haus ist nicht weit vom Eingang des Kanals. Um dahin zu kommen, brauchen wir nur durch ein paar Gärten zu gehen. Wir könnten uns da in der Scheune verbergen, bis sich etwas Besseres findet." Dieser Vorschlag fand Beifall, und wir beschlossen, den Versuch zu machen. . .

Als wir unsere Bank verließen, um den Rückweg anzutreten, hörten wir die Turmuhr draußen drei schlagen. Ich ging voraus und erreichte bald den letzten Luftschacht. Ich nahm die Gelegenheit wahr, um mich aufzurichten und ein wenig zu strecken, wobei mir etwas geschah, das auf den ersten Augenblick ein Unglück schien. Ich hatte meinen kurzen Karabiner bei dem gebückten Gehen durch den Kanal als eine Art von Krücke gebraucht. Indem ich mich aufrichtete, fiel mir der Karabiner ins Wasser und machte ein großes Geräusch. „Holla!" rief eine Stimme just über mir. „Holla! In diesem Loch steckt was! Kommt hierher!" Und in demselben Augenblick kam ein Bajonett, wie eine Sondiernadel, von oben herunter durch das Gitter, welches das Luftloch deckte. Ich hörte es, wie es an die eisernen Stäbe des Gitters anstieß, und wich der Spitze desselben durch rasches Bücken aus. „Nun schnell hinaus!" flüsterte ich meinen Genossen zu, — „oder wir sind verloren." Mit wenigen hastigen

Schritten erreichten wir das Ende des Kanals. Ohne uns umzusehen, sprangen wir über eine Hecke in den nächsten Garten und gewannen in schnellem Lauf einen zweiten Zaun, der ebenso überstiegen wurde. Atemlos blieben wir dann in einem Felde hoher Gartengewächse stehen, um zu horchen, ob uns jemand folge. Wir hörten nichts. Es ist wahrscheinlich, daß das Fallen meines Karabiners ins Wasser die Aufmerksamkeit der Wachtposten in der unmittelbaren Umgebung auf sich gezogen und von der Mündung des Kanals abgewendet hatte. So mag unser Entrinnen durch den zuerst unglücklich aussehenden Zufall erleichtert worden sein.

Als Adam sich an unserem Halteplatz orientierte, fand er, daß wir uns dicht bei dem Hause seiner Base befanden. Wir setzten über einen Zaun, der uns noch von dem zu diesem Hause gehörenden Garten schied, wurden aber da von dem lauten Gebell eines Hundes begrüßt. Um ihn zu besänftigen, opferten wir den letzten Rest unserer Würste. Das Tor der Scheune fanden wir offen, gingen hinein, streckten uns auf dem an der einen Seite aufgehäuften Heu aus und fielen bald in tiefen Schlaf.

Drei Tage und drei Nächte hielten sich Schurz und seine Genossen in einem Schuppen zu Rastatt unter stetiger Lebensgefahr versteckt, bis sie durch die Hilfe guter Menschen vor der Erschöpfung gerettet, den Weg wiederum, und diesmal mit Erfolg, durch den Abzugskanal nahmen und nach Selz im Elsaß sich durchschlugen.

Karl Schurz, Erinnerungen. I.

Gottfried Keller an seine Mutter und Schwester.

Keller lebte von Oktober 1848 bis April 1850 studienhalber in Heidelberg; dort hörte er Ludwig Feuerbach und trat in nähere Beziehung zu ihm und dem feurigen radikalen Professor Kapp. Johanna Kapp war eine der Frauen, die Keller unerwidert liebte.

Heidelberg, 24. Juli 1849.

Ich weiß nicht mehr, liebe Mutter, ob ich Dir den Empfang der 50 Gulden angezeigt habe. Wenn es nicht geschehen ist, so habe ich es über dem Kriegslärm vergessen, welcher sich lange um Heidelberg herumzog. Es wurde in der Nähe von zwei Stunden kanoniert und gepülvert,

und ein paarmal kamen die Feinde bis vor die Stadt, daß wir sie auf dem Berg herumlaufen sahen. Sie schossen in unsere Gassen hinein, über 2000 Schritt weit, und ein Soldat fiel tot um, nicht weit vor mir, auf der Brücke. Hierauf fanden wir, die nichts da zu tun hatten, für gut, uns ein wenig zurückzuziehen. Die Preußen haben halt auch Scharfschützen. Ich verfügte mich auf mein Zimmer, aber da war es noch ärger. Die Hausleute flüchteten ihre Habe, weil das Haus am Wasser steht; es waren Kanonen dicht unter meinem Fenster aufgefahren, welche über den Neckar den Feind abhalten sollten, welcher, im Fall er ernsthaft angegriffen hätte, wahrscheinlich diese Kanonen samt dem Haus, vor welchem sie standen, auch ein wenig berücksichtigt haben würde. Die badischen Soldaten mußten indes die Stadt verlassen, weil im Rücken eine Schlacht verloren war, und am andern Morgen rückten die Preußen vor Sonnenaufgang ein. Ihr habt übrigens die ganze Bescherung jetzt selbst auf dem Hals. [Etwa 10000 Mann des geschlagenen badischen Revolutionsheeres waren im Juni 1849 auf Schweizer Gebiet übergetreten.] Wenn man nur ordentlich umgeht bei Euch mit den badischen Soldaten; denn es sind sehr brave Kerle und haben sich tapfer gewehrt. — Die Preußen haben ihren Sieg teuer erkaufen müssen, obgleich sie die Übermacht hatten. Besonders die badischen Kanoniere haben sich heldenmäßig gehalten. Sie arbeiteten, da es sehr heiß war, im bloßen Hemd wie die Bäcker vor dem Backofen bei ihren Kanonen und waren noch forsch und wohlgemut dabei. Ihre Verwundeten haben sie selbst völlig totgeschossen, damit sie den Preußen nicht in die Hände geraten. — Die Freiheit ist den Deutschen für einmal wieder eingesalzen worden; doch wird es nicht lange so bleiben, und der König von Preußen wird sich wohl hüten, mit der Schweiz anzufangen. Wahrscheinlich werden nächstens die deutschen Fürsten selbst einander bei den Köpfen nehmen. Das Volk haben sie gemeinschaftlich abgetan, aber nun setzt es beim Leichenmahl Händel ab.

Baechtold, Gottfr. Keller. I.

Das Standgericht in Rastatt.

Der katholische Dekan Förderer erzählt: Jetzt noch, wenn ich die Worte „Standrecht“ und „Standgericht“ lese, fröstelt es mich ... Die Preußen hatten Eile, dieses furchtbare „Recht“ in Anwendung zu bringen. Schon am 7. August wurde die erste Standgerichtssitzung gehalten. Das Rastatter Standgericht, das im Namen des Großherzogs von Baden urteilte, bestand merkwürdigerweise nur aus preußischen Militärs, und zwar aus einem Major, einem Hauptmann, einem Premier- und einem Sekondeleutnant, einem Feldwebel, einem Unteroffizier und einem Gemeinen. Bloß der öffentliche Ankläger, der Staatsanwalt, war badisch. Die badische Regierung hatte sich im Anfange jedes Einflusses auf dieses Standgericht begeben. Ein standgerichtliches Urteil bedurfte keiner höheren Genehmigung, eine Appellation gegen ein solches war nicht gestattet. Erst später, nachdem das Standgericht gar zu blutig gearbeitet hatte, wurde bestimmt, daß jedes nicht einstimmig gefaßte Urteil der Bestätigung des Großherzogs bedürfe. Die Verteidigung wurde meist von Karlsruher Rechtsanwälten geführt, mitunter auch von Nichtjuristen. Aus den Anwälten ist mir in angenehmer Erinnerung der jüdische Advokat Straus, der sich sehr warm seiner Klienten annahm und eine glänzende Beredsamkeit entwickelte. Die Staatsanwälte haben bei mir keinen guten Eindruck hinterlassen, weil ich mit den Angeklagten Mitleid hatte, und diese Ankläger mit furchtbarer Zähigkeit alle Belastungsmomente aufrecht zu erhalten suchten und keine mildernden Umstände wollten gelten lassen. Die Sitzungen, die im Schloß gehalten wurden, waren öffentlich, doch mußte man von der Kommandantschaft eine Eintrittskarte haben. Die Urteile wurden durch Straßenplakate veröffentlicht. ..

Rastatt war damals, man könnte fast sagen, ein wahres Schlachtfeld. Die Soldaten, welche den traurigen Dienst hatten, die Todesurteile zu vollziehen, kamen oft todesblaß aus dem Festungsgraben. Man sagt, es seien nur solche Soldaten dazu verwendet worden, die „etwas auf der Latte“ hatten; ob es wahr ist, weiß ich nicht. Jedenfalls war es eine Strafe, einen

wehrlosen Menschen niederschießen zu müssen. Der Dampf jener Exekutionssalven lag schwer auf den Gemütern der Bewohner Rastatts, die doch durch die Verurteilten manches hatten zu leiden gehabt. Man darf wohl annehmen, daß mancher mit einer Freiheitsstrafe davon gekommen wäre, wenn die Kriegsjustiz nicht so schnell gearbeitet hätte. Wie viele haben in jener bewegten Zeit den Weg der Ordnung verlassen, die später „dekorierte Stützen der Ordnung" wurden! Wären sie dem Rastatter Kriegsgerichte in die Hände gefallen, lägen viele von ihnen auf dem alten Rastatter Friedhofe. Freilich, auch die Nürnberger hängten keinen, wenn sie ihn nicht hatten. Hier wollte man an denen, die man hatte, ein Exempel statuieren. Aber die Hauptmissetäter hatte man nicht. Ganz besonders unangenehm berührten die Todesurteile gegen gemeine Soldaten, welche doch nur deshalb auf den abschüssigen Weg kommen konnten, weil in den oberen Regionen nicht alles in Ordnung war. „Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi." — „Was die Oberen sündigen, muß das gemeine Volk büßen", das lehrten uns jene Todesurteile. — Diesen standrechtlich Hingerichteten wurde weder ein Sarg noch ein Grabhügel gestattet, kein Zeichen sollte die Stätte erkennen lassen, wo diese Menschenleiber, in kühler Erde ruhend, der Auferstehung entgegen harren. Und jetzt noch, da die Vorgänge von 1849 selbst in den oberen Regionen eine mildere Deutung erfahren, und alle noch lebenden Missetäter jener Zeit längst begnadigt und sogar hoffähig geworden sind, liegt noch ein gewisser Bann auf jenen Gräbern. Im Jahre 1873 wollten Freunde und Gesinnungsgenossen den Erschossenen einen gemeinsamen Grabstein setzen. Die Großh. badischen Behörden hatten nichts dagegen einzuwenden, aber das Königl. preußische Gouvernement legte sein Veto ein durch folgenden Erlaß:

Gouvernement Sekt. III. Nr. 3523. Rastatt, 24. November 1874.

Die Errichtung eines Denkmals auf dem hiesigen Friedhofe für die im Jahre 1849 Erschossenen betreffend.

Dem Großherzoglichen Bezirksamte mit dem Bemerken

ergebenst zu remittieren, daß die rayongesetzlichen Bestimmungen in dem vorliegenden Falle nicht in Betracht kommen. Die Leichen zum Tode beförderter Individuen gehören dem Gerichte, dieses allein hat zu verfügen, wie und wo die Beerdigung stattfinden soll und ob ein Grabdenkmal zu errichten ist. Da nun das hiesige Gouvernementsgericht die Nachfolgerin des vormaligen badischen Kriegsgerichts ist, welches seinerzeit die betreffenden Individuen zum Tode durch Erschießen verurteilt hat, so wird die Genehmigung der Aufstellung des Denkmals versagt. Der Gouverneur.

von Gayl, Generalleutnant.

Später wurde der Stein nach Renchen gebracht und diente als Denkmal für Grimmelshausen, den Dichter des Simplizius Simplizissimus. Förderer, Erinnerungen aus Rastatt. 1849.

Unter anderen erhob besonders Ludwig Uhland in Auflehnung gegen das rastlos arbeitende Blutgericht in Baden seine Stimme, nicht nur im Namen des natürlichen Gefühls, sondern des strengen, tiefverletzten Rechtsbewußtseins, welches nicht dulden könne, daß die Strafrechtspflege eines Landes einseitig von dessen Regierung der Militärgewalt eines andern Landes (Preußens) übertragen werde.

Ludwig Brentano an das badische Volk.

Der ehemalige Diktator Badens schrieb diese Anklage in der Schweiz.

1. Juli 1849.

Sogleich im Anfange unserer Revolution zogen sich Hunderte von Abenteurern in unser Land; sie pochten darauf, daß sie für die Freiheit gelitten, sie wollten aus euren Kassen den baren, klingenden Lohn erhalten; vor uniformierten, schleppsäbeltragenden Schreibern konnte man kaum mehr über die Straßen der Stadt Karlsruhe gehen; von eurem Gelde schwelgten diese Müßiggänger, während eure Söhne, welche für die Freiheit des Vaterlandes ihre Brust den feindlichen Kugeln aussetzten, darben mußten; und wer diesem Treiben entgegentrat, der mußte sich einen engherzigen Spießbürger, wer nicht jeden seiner entgegengesetzten politischen Meinung wegen à la Windischgrätz verfolgen wollte, einen Reaktionär oder Verräter schelten lassen. An der Spitze dieser Partei

stand Struve..., dessen unsinnige Pläne, den Ministern 6000 fl. Besoldung zu geben und Gesandte nach Rom und Venedig, Agenten nach Petersburg und Ungarn zu schicken, ich verworfen hatte, dessen Bestreben, alle Stellen mit schwerem Gelde an nichtbadische Abenteurer zu vergeben, an meinem Widerstande gescheitert war, den das Heer wegen seiner persönlichen Feigheit, die er in Staufen bewiesen, verachtet, dessen Entfernung aus dem Landesausschusse die Armee unbedingt verlangt hatte... [Struve hatte gegen Brentano gewühlt.] Damals hatte er nicht den Mut, vom Rathause in seinen Gasthof zu gehen und ich, den er eben stürzen wollte, ich habe ihn großmütig und verachtend mit meinem Leibe gedeckt und nach Hause geführt ... Meine Hoffnung hatte ich auf die konstituierende Versammlung [des revolutionierten Baden] gesetzt; ich glaubte, die aus den freiesten Wahlen hervorgegangenen Vertreter des Volkes würden mein redliches Bestreben unterstützen und kräftigen; ich habe mich getäuscht; eine Versammlung, deren Mehrheit aus ganz unfähigen, gewöhnlichen Schreiern besteht, bot das kläglichste Bild einer Volksvertretung, welche je getagt, und welche ihren gänzlichen Mangel an Einsicht und Kenntnissen hinter sogenannten revolutionären Anträgen verbergen wollte, die heute zum Beschluß erhoben, morgen als unausführbar wieder umgestoßen werden mußten... Mir war, deß' gibt es unzählige Zeugen, keine Arbeit zu gering, aber ich bin in der Lage, einer großen Anzahl der ärgsten Maulhelden nachzuweisen, daß sie unter allerlei Vorwänden die gefährlichen Aufträge als „unwürdig" ablehnten, sich zu anderen aber herbeidrängten, welche sie auf Staatskosten fern von dem Platze der Gefahr entrückten.

[Brentano erzählt, wie Struve ihn durch einen eigens gegen seinen Nebenbuhler gerichteten Beschluß der „konstituierenden Versammlung" schmählich des Verrats bezichtet und ihn so aus der Regierung gedrängt habe. Er, Brentano, trete „mit Hohnlachen und Verachtung den Buben entgegen", die ihn deshalb des Verrats beschuldigen, weil er nach den Machenschaften Struves die Regierung niedergelegt habe. Er ziehe es vor, in der gastlichen Schweiz die für ihn so

nötige Ruhe zu suchen, statt in Baden die Strahlen der Struveschen Freiheit zu genießen.] Ich solle Rechenschaft ablegen! Meine Handlungen liegen offen zutage. Geld habe ich keines verwaltet,... mein Gehalt als Vorstand der Diktatur bestand in einer Tagegebühr von 3 Gulden; alle Reisen habe ich auf eigene Kosten gemacht. Aber wenn diejenigen einmal Rechenschaft ablegen sollten, welche die Staatsgelder vergeudet haben, und die meine Feinde geworden, weil ich nicht immer einwilligte, dann, badisches Volk! werden dir die Augen übergehen! Dann, ihr wackern Krieger, werdet ihr erfahren, daß, während ihr darben mußtet, andere schwelgten!

Deutsche Chronik für das Jahr 1849.

Das schwarze Buch der Reaktion.

Zum Gebrauch der politischen Polizei erschien im September 1854 zu Dresden folgendes Buch: „Anzeiger für die politische Polizei Deutschlands auf die Zeit vom 1. Januar 1848 bis zur Gegenwart. Ein Handbuch für jeden deutschen Polizeibeamten. Herausgegeben von *—r. Facta loquuntur. Dresden, Druck von Liepsch und Reichardt." XVI und 412 Seiten. — Das Buch ist äußerst selten. Die Stadtbibliothek Berlin besitzt ein Exemplar. — Der Zweck des Buches war: „Die Fertigung einer möglichst vollständigen Zusammenstellung aller Individuen, welche auf irgendeine Weise in der Zeit vom 1. Januar 1848 bis jetzt (September 1854) als Feinde der Regierungen, der Ruhe und Ordnung, wie als Träger der Ideen und Leidenschaften der Revolution sich auszeichneten, an die Spitze desfallsiger Bewegungen sich stellten, mehr als Masseinteresse an den politischen Ereignissen jener Tage nahmen und diese Anteilnahme in äußere Erscheinungen der Opposition übertreten ließen, oder endlich von den Behörden wegen der Verbrechen des Hoch- und Landesverrats, des Staats- und Kriegsverrats, des Aufruhrs, Aufstandes, der Revolution, des Tumultes, des politischen Mordes, Raubs und der Plünderung, des Brechens des Rechts- und Landfriedens im Staate, der Majestätsbeleidigung und sonstiger Verbrechen politischen Charakters verfolgt wurden." Darüber hinaus aber galt es, „noch mancher politisch nur bedenklichen Individuen Erwähnung zu tun, welche, zu klug, offen gegen die Gesetze sich aufzulehnen, doch aber zu gewissenlos oder zu unüberlegt, zurückzuschaudern, wenn es gilt, einen armen Arbeiter für Ausführung ihrer verbrecherischen Pläne zu gewinnen, gleichviel ob der Bedauernswerte,

Verführte im Bagno, im Zuchthaus oder am Galgen seine Leichtgläubigkeit zu büßen hat." Der erste Teil dieses schwarzen Buchs enthält einen Auszug aus dem Eberhard'schen Polizei-Anzeiger, die Abteilung II faßt „die einer strengeren Überwachung Bedürfenden, großenteils gefährliche Subjekte" in sich, die Abteilung III „glaubt nur auf die dort benannten Personen aufmerksam machen zu müssen." — Die Verzeichnisse umfassen rund 6300 Namen aus allen Ständen und Berufen. Die politischen Delikte sind meist beigefügt, z. B. „Verbreitung aufrührerischer Schriften", „aufrührerische Reden", „Versuch des Hochverrats", „Tumult", „nach seinen Papieren politischer Hochstapler" [ein sehr häufiges „Delikt"], „Majestätsbeleidigung", „Erregung von Mißvergnügen", „Bruch des Handgelöbnisses", „Aufforderung zum Fürstenmorde", „politische Drohungen", „politischer Emissärschaft verdächtig", die häufigste Anschuldigung ist natürlich „Hoch- und Staatsverrat". Die politisch Bestraften, Gefahndeten und Verdächtigen gehören allen Berufsarten an; an bekannten Namen finden sich darunter: Richard Wagner, Gottfried Semper, Gottfried Kinkel, Johanna Kinkel, Ludwig Uhland, Friedrich Theodor Vischer, Johannes Scherr, Ferdinand Freiligrath, Theobald Kerner, Ferdinand Lassalle, Ludwig Bamberger u. a. — Einige Proben:

Hoffmann von Fallersleben, Literat und ehemals Professor, als welcher er wegen seiner ultraliberalen Gesinnung abgesetzt wurde; seine „unpolitischen Lieder" sind verboten, sowie überhaupt die überwiegende Mehrzahl seiner literarischen Produkte ihn als einen Feind der bestehenden Ruhe und Ordnung, als einen Feind der Fürsten und Regierungen dokumentieren. Er ist auch schon aus mehreren Städten Deutschlands wegen seiner politischen Gefährlichkeit ausgewiesen worden.

(Hoffmann, der 1841 auf Helgoland das Lied „Deutschland, Deutschland über alles" gedichtet hatte, starb 1874 zu Corvey an der Weser als Bibliothekar des Herzogs von Ratibor.)

Ruge, Dr. Arnold, zu Leipzig, Buchhändler und Literat. Im deutschen Parlament, in das er wegen seiner exaltierten Anhänglichkeit an Revolution und Anarchie — denn etwas anderes ist dem Arnold Ruge die Republik, für die er zu schwärmen vorgibt, nicht — gewählt wurde, saß er auf der äußersten Linken, wurde aber später ausgestoßen; als Hoch- und Staatsverräter steckbrieflich verfolgt, trat er zu London in das Zentralkomitee der europäischen Revolutionspropa-

ganda ein und zählt überhaupt zu denjenigen Revolutionären Deutschlands, welche auch vor Blut nicht zurückschrecken, wenn es gilt, ihren wahnsinnigen Plänen Leben zu verschaffen.

(Ruge, der nach vielen, immer wieder verbotenen freiheitlichen Unternehmungen schriftstellerischer und verlagsbuchhändlerischer Art seit 1852 als Lehrer in Brighton in England lebte, erhielt 1878 vom Deutschen Reiche einen jährlichen Ehrensold von 3000 M. Er starb zu Brighton 1880.)

Strauß, David, Verfasser des bekannten „Leben Jesu", Volksmann von 1848, als welcher er bei der Wahl in das Parlament zu Ludwigsburg den Sieg über mehrere konservativ gesinnte Kandidaten davontrug.

Campe, Julius, Buchhändler zu Hamburg; Verleger der Schriften des Heinrich Heine, welche fast durchgehends verboten sind; überhaupt, wenn auch nicht so entschieden, doch annähernd Gesinnungsgenosse des Wigand in Leipzig; 1851 wollte er für den wegen hochverräterischer Verbindungen verhafteten Schreiner Martens von Hamburg Kaution stellen... Im Winter 1853 machte er seinen ohnehin polizeilich getrübten Charakter durch beharrliche Renitenz gegen polizeiliche Befehle noch zweideutiger.

Schröder-Devrient, Sängerin zu Dresden, jetzt verehel. Bock; in die Aufruhrsuntersuchung der Maitage von 1849 in Dresden verwickelt, sah sie schwerer Strafe entgegen; die Untersuchung wurde niedergeschlagen.

Bucher, Lothar, k. preuß. Oberlandesgerichtsassessor aus Stolpe; Aufruhrversuch, und hiefür von dem Schwurgerichtshofe zu Berlin am 22. Februar 51 [50] zu 15monatlicher Festungsstrafe, Dienstentsetzung und Verlust der Nationalkokarde in contumaciam verurteilt.

(1864 wurde Bucher von Bismarck in das Auswärtige Amt berufen. Er starb 1892 als Wirklicher Geheimer Legationsrat.)

Schurz, Karl, Student von Bonn, Hauptdemokrat und Republikaner, der schon in der Pfälzer und badischen Revolution sich als Anhänger des Terrorismus zeigte, und nach seiner Gefangennahme in Rastatt zu entkommen wußte, wurde Kinkels Befreier aus dem Zuchthause zu Spandau im Oktober 1850.

Der Ausgang.

Was nach dem Zusammenbruch der Revolution unter Preußens Anstoß für die Einheit Deutschlands geschah, gehört nicht mehr in die Geschichte der Volksbewegung. Die Unionspolitik Preußens endigte zu Olmütz mit der Demütigung unter Österreich. Der Bundestag, der im Mai 1851 die alte Vollzähligkeit wieder erreichte, wurde wie im Vormärz das Zentralorgan der Reaktion. Diese übte ausgiebige Vergeltung, ja Rache. Jedes Mittel schien willkommen, um den „demokratischen Schmutz des Jahres der Schande" zu entfernen. Damals wurde der Erhebung des deutschen Volkes der Stempel eines ruchlosen Aufruhrs aufgedrückt. Aber trotz alledem und alledem war das Volk auf dem Marsche nach seiner großen Zukunft. Gerade in jenen Tagen ging der Stern des Führers auf. Am 8. Mai 1851 wurde Otto von Bismarck an den Bundestag zu Frankfurt gesandt. Bismarck hat die Revolution leidenschaftlich bekämpft, weil sie ihm den Staat Friedrichs des Großen zu zerstören schien, den er bestimmt sah, gerade jetzt seine höchste Aufgabe für Deutschland zu erfüllen. Bismarcks Weg war der Weg der Macht. Sein Genie und sein Trotz nahmen sich das Recht, die „auf den Höhen der Nation entsprungenen Ideen" der Volksbewegung zuerst zurückzudrängen und dann auf die selbstgewählte Bahn zu leiten. Er hat diese Ideen anerkannt, und ihnen im Bau des Reiches den Raum geschaffen, der ihnen für alle Zukunft gebührt. An uns Reichsbürgern von heute ist es, sie weiter zu entwickeln. Mit Macht und Reichtum allein ist der Deutsche nicht zu sättigen. Die höchsten politischen Güter sind und bleiben ihm wie seinen Vätern die Gerechtigkeit bei der Macht, und bei der Einigkeit die Freiheit.

Tiefen jener Zeit ... die Ideale und die oft grausigen Wirklichkeiten in allen ihren Äußerungen, Zuckungen, Erhebungen erleben. Wie durch ein Fernglas sehen wir die im Dämmer des Jahrhunderts verblaßten Dinge und Strömungen unserem Erkennen wieder lebendig nahe gerückt. Wir sehen das ungeheuer Große der aus einer „sittlichen, geistigen und politischen Selbsterneuerung" hervorgehenden Leistungen, als man den Mut fand, deutsch zu sein, als man an der Überlegenheit der französischen Kultur zu zweifeln begann ... Dieses Buch ist eine patriotische Tat, dem die breitesten Wirkungen zu wünschen sind. (Neue Bad. Landesztg.).

... Es wird dabei das beste warm, was in deutschen Herzen lebt. Und wenn einer, dann hätte der Veranstalter dieses Buches eine vaterländische Ehrung verdient. Man hat nichts davon gelesen. Die beste Ehrung liegt freilich in den Tausenden, in denen das Buch fort und fort ins Volk hinausgeht. (Die Evangelische Gemeinde.)

... Wenn ein Geisterbeschwörer käme, der die Menschen jener Zeit leibhaftig vor uns wandeln ließe? Mir scheint eine solche Geisterbeschwörung geschehen in einem ganz außerordentlichen Buche ... (fünfeinhalbhundert Seiten zu einem lächerlich geringen Preise) ... in dem Tim Klein „Die Befreiung" 1813 · 1814 · 1815 vorführt, d. h. er spricht nicht über diese Zeit, er läßt sie sprechen. Er beschränkt sich auf allernötigste, knappe Erläuterungen und gibt nun in geschlossener Folge „Urkunden, Berichte, Briefe". Ich kenne keine schönere Art der Geschichtsschreibung als diese. Und neben dem so seltenen Fall, daß eine große Persönlichkeit ein Kapitel Weltgeschichte einfach als Metapher eigener Leidenschaft benutzt, scheint mir diese völlig objektive Art die einzig mögliche und erlaubte. Wie mit einem Zauberschlage bringt das Buch eine ganze Welt merkwürdiger Gestalten herauf ... da sind die Reden Fichtes, in denen das Erz der Idee unmittelbar in das Schwert der Tat umgeschmiedet wird, und die hingerissenen Worte, mit denen Schleiermacher den Auszug der Krieger segnete. Und daneben die Briefe des alten Blücher, in denen es keinen Punkt gibt und alle Regeln der deutschen Orthographie mit Bravour über den Haufen geritten werden ... (Neue Freie Presse).

Erstes bis sechzigstes Tausend: Vorfrühling 1914.
Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.
Einband von H. Sickentscher in Leipzig.







